Biogr. 1114 b

Stäheln

v. Leipz. Lit. Zeit. 1816 No 111.
a. L. Z. 1817, No 97.
Kh. Ann. 1818. Jun.

Autobiographie des Herausgebers derselben steht zu Ende des 26. Bds. der Biogr: im J. 1760 hatte sich das Glück zu dem damaligen Prof. Jakob Wegelin zu Bern, 11. J. alt, in eine solche Verbindung, daß sie sich an einander anschmiegten, Biographie des Jakob von Daniel Wegelin, Prof. d. Geschichte u. d. K. Königl. Ritterakademie zu Berlin, Mitgl. d. K. Königl. Akademie d. Wissenschaften in Berlin. Von diesem ihm theuren Manne (d. 7. Jul. St. Gallen b. Herber 1792. [illegible] aus dessen Papieren [illegible] sich finden, daß [illegible] allen Bänden [illegible] die Lesung [illegible] Wegelin [illegible] von der Welt [illegible] und der [illegible] Abreise [illegible] Wegelin [illegible] nach Berlin im April 1765 [illegible] Wegelin [illegible] Lebensbeschreibung [illegible] Ehren [illegible]

Leben und Wirken

Peter Stähelins,

Hochwürdigen Herrn Antistes

der evangelischen Geistlichkeit des Kantons St. Gallen.

Von Ihm selbst beschrieben,

und nach seinem Tode herausgegeben

von

J. G. Wirth, Pfarrer.

Nebst einem Anhange

von einigen

Predigten und Synodalreden.

St. Gallen, 1816.

Gedruckt bey Zollikofer und Züblin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ —

Hebr. XIII, 7.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Publikum empfängt hier, in der Lebensbeschreibung eines der edelsten Menschen, der ehrwürdigsten christlichen Lehrer, des unvergeßlichen Herrn Antistes Stähelins, ein Geschenk, das Jedem um seines äußerst anziehenden, belehrenden und ermunternden Inhalts willen, sehr theuer seyn wird; theuer besonders Allen, die den Heimgegangenen genauer kannten, und mit ihm in näherer Verbindung standen. — Theuer daher Dir vorzüglich, geliebtes St. Gallen! das du in Ihm einen der besten Bürger, einen der weisesten Lehrer, der treuesten Seelsorger, einen wahren Vater verlohren hast; Euch theuer, Ihr Freunde und Freundinnen des Seligen! die Ihr in ihm den Verlust eines so zärtlichen, an allen Euern Erfahrungen und Schicksalen innigst theilnehmenden Freundes und Wohlthäters beweinet; Euch theuer, die Ihr das Glück genoßet, ihn in Eurer Kindheit und späterhin, zum Lehrer zu haben, der Euch so geschickt, so anziehend, mit so viel Herzlich-

keit und Güte leitete, die Wahrheit, die vom Himmel stammt, Euch lieb machte, das beseligendste Ziel Euch zeigte, und den sichersten, kürzesten Weg dahin Euch wies durch Lehre und Beyspiel; Ihnen theuer, Hoch- und Wohlehrwürdige Amtsgenossen des Vollendeten! die Sie Führer und Hirten der gleichen Heerde sind, die Er mit der sorgfältigsten Treue, mit der wärmsten Liebe weidete, und die Sie ihn Alle mit aufrichtiger Ergebenheit und Herzlichkeit verehrten und liebten als einen Weisen und als einen Christen; theuer Dir, Ehrwürdige Synode St. Gallens! die Du Dich, in dem nun Verklärten, eines weisen und väterlichen Vorstehers, eines Hochachtung gebietenden Vorbildes in gewissenhafter Pflichttreue, in inniger Liebe zu seinem Oberhirten und dessen Heerden, eines, gegen alle seine Amtsbrüder wohlwollenden, sie herzlich liebenden Freundes und Rathgebers freutest; theuer Euch Allen, die Ihr auch in einer entferntern Verbindung mit ihm standet, ihn aber doch, so oft Ihr Euch ihm nahtet, voll Sanftmuth und wohlmeinender Güte fandet; selbst Euch theuer, die Ihr erst durch seine Lebensbeschreibung mit ihm, dem Edlen, bekannt werdet. — Denn, hat eine gute

Lebensbeschreibung überhaupt allgemeines Intresse: so muß es besonders eine Selbstbiographie eines Mannes haben, der sich nach Geist, Herz und Wandel, in seinem privat- und öffentlichen Leben und Wirken, in allen Verhältnißen, in denen er stand, so vortheilhaft auszeichnete; eines Mannes, der mit Recht, ganz der Wahrheit getreu, so geschildert werden konnte, wie die verdienstvollen Herren Professoren, Rothmund, Fels und Scheitlin ihn schilderten, die Erstern beyden in ihren trefflichen Leichenreden, am Begräbnißtage des Vollendeten; der Letztere in seiner gehaltvollen, mit so viel Empfindung geschriebenen Abhandlung: Nachhall unserer Gedanken und Empfindungen u. s. w.

Daß es indeß ein äußerst schwieriges und schweres Geschäft sey, sein eigen Leben zu schreiben, und es so zu thun, daß man daraus richtig erkannt, und es klar werde, wie man das allmählig wurde, was man war, das wird Niemand läugnen. — Der ehrwürdige Verfasser der vorliegenden Lebensbeschreibung fühlte tief das Schwere und Große seines Unternehmens, wie er sich in seiner Vorrede hierüber selbst äußert, obschon Er ein weit leichteres Geschäft hatte, als sehr Viele, die das Gleiche thun

wollten, haben würden. — Lange konnte er sich daher nicht entschließen, den dießfälligen Bitten Gehör zu geben; doch siegte endlich die Liebe zu den Vielen, die ihn liebten, und das Verlangen, auch nach seinem Tode noch wohlthätig auf sie zu wirken, über die Schwierigkeiten, die er mit dieser Arbeit verbunden glaubte. Er begann sie, und Gott erhielt und stärkte ihn, dieselbe beynahe ganz selbst zu vollenden. Nur das, was in seinem letzten Lebensjahre noch von einiger Bedeutung war, und sein Ende, mußte von dem Herausgeber hinzugefügt werden. —

Darüber werden sich Alle freuen, für die diese Lebensbeschreibung besonderes Intresse hat. — Denn nur dadurch konnte sie das werden, was sie ist, Mittel, ihn, den Vorzüglichen, ganz und richtig in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen; nur dadurch ist es dem Leser möglich gemacht, in die Tiefe seines edlen Charakters hineinzublicken, ihn selbst zu genießen, seinen Geist, seinen Sinn zu empfinden und an demselben sich zu wärmen. —

Es hätte sich zwar aus seinem sorgfältig fortgesetzten Tagebuch, in welchem er eine Menge Beobachtungen, Gedanken und Empfindungen,

als Resultate seines Nachdenkens über die gemachten Erfahrungen, niedergeschrieben hatte, eine intressante und äusserst lehrreiche Lebensbeschreibung zusammensetzen lassen; aber, so sehr sich dann auch der Verfasser Mühe gegeben hätte, in *seinem* Geiste zu schreiben: es hätte unmöglich gelingen können. — Die Nachahmung verräth sich bald — und die Wahl der Materie selbst, aus dem Vielen, das vorhanden war, wäre wahrscheinlich auch nicht so ausgefallen, wie es zur richtigen und getreuen Charakterisirung des ausgezeichneten Mannes nöthig gewesen wäre. — Nun aber hilft Alles dazu, ihn *richtig*, gerade so, wie er war, kennen zu lernen: die Wahl des Stoffes; die so ganz natürliche, ungeschmückte Darstellung desselben; die Gedanken und Empfindungen, die sich bey der Erinnerung auf's Neue in seiner Seele belebten und sich mit dem gegebenen Stoffe in der vollkommensten Natürlichkeit wieder, wie ehmals, verbanden. — Ich würde deßwegen auch, wenn der Verfasser mir es nicht anempfohlen hätte, beym Durchgehen seines Werkes sehr wenig geändert haben. Man wird daher Ihn selbst sogleich, sowohl im Ideengange als in der Darstellung erkennen. —

Weise berücksichtigte er in der Wahl der Materie und in der Bearbeitung derselben seine Stellung, einerseits als Vorsteher der Geistlichen, anderseits als Lehrer und Seelsorger einer christlichen Gemeinde. Er wollte noch, so viel als möglich, Allen Alles werden. — Es kann daher der Studirende, es kann der angehende, und der schon länger im Amte stehende Prediger, für die verschiedensten Arten von Beschäftigungen seines heiligen Berufes, es kann der Jugendlehrer und der Erzieher, es kann der Beamtete und der Gemeine, der Mensch und der Christ — es können Alle hier Vieles und mancherley Nützliches schöpfen.

Auch bey der Auswahl der Predigten und Synodalreden, die der Lebensbeschreibung angedruckt sind, berücksichtigte er jene beyden Hauptverhältniße. —

Zwey von den Predigten sind zwar auch schon ein Mal im Drucke erschienen: die Capitelspredigt und die Eintrittspredigt, welche er als erster Stadtpfarrer in St. Laurenzen gehalten. Jene aber ist vergriffen, und warum sollte er diese, die an das innige, ihm so theure Verhältniß zu seiner St. Gallischen Christengemeinde, und an die Gesinnungen erinnert, von denen beseelt er

als ihr erster Lehrer in ihrer Mitte auftrat, nicht auch wieder hervorgezogen, und zugleich mit seinem Leben als heiliges Geschenk seiner Heerde übergeben haben? — Dann liegen in dem Inhalte beyder, Gründe genug, sie zum zweyten Male im Drucke erscheinen zu lassen. —

Zudem wollte er durch sie, so wie durch die Synodalreden, besonders allen seinen Amtsgenossen noch nützlich werden; ihnen zeigen, wie Er sein Amt ansehe, und wie er wünschte, daß es von Allen angesehen werde, die dasselbe gewählt haben. —

Um die Veränderungen bemerklich zu machen, die sich allmählig in seinen Vorträgen zeigten, wählte er absichtlich aus verschiedenen Perioden seiner Amtsführung Predigten und Synodalreden. — Weil ich dieß wußte, konnte ich hernach nicht begreifen, daß die 1813 von ihm gehaltene Bettagspredigt, die er früher in den Druck aufzunehmen Willens war, im Verzeichnisse fehlte, und auch keine andere dafür, aus der letzten Zeit seines öffentlichen Predigens, in demselben sich vorfand. — Ich entschloß mich daher, dieselbe aufzunehmen, besonders auch deßwegen, weil sonst keine Casualpredigt solcher Art in dieser kleinen Sammlung vorkommt,

und weil es die lezte Bettagspredigt ist, die der Selige hielt, und ihres Inhaltes wegen des Druckes wohl würdig.

Der sehnliche Wunsch des hochverehrten und unvergeßlichen Mannes, daß diese vorliegende Arbeit, mit der er die weise und rühmlich durchlebten Tage seines Erdenlebens beschloß, noch vielen Segen stiften möge, kann unmöglich unerfüllt bleiben. — Denn sie ist, wenn gleich, vielleicht nach Inhalt und Darstellung, nicht nach dem Geschmacke Aller, doch gewiß nach dem Geschmacke derer, welche den Kern der Schale, das Natürliche dem Künstlichen vorzuziehen gewohnt sind, und welche vernünftigen Glauben, ächt christliche Gesinnungen, veste Grundsätze, richtige Beobachtungen bey allen Erfahrungen, Geschäften und Verhältnißen des Lebens, gründliche Bemerkungen und weise Winke, — welches Alles sich hier so natürlich ausspricht — hochschätzen und lieben.

Möge denn auch dieser letzte Beweis der Liebe zu seinen Mitbürgern, Amtsgenossen und Freunden Allen; dieses letzte Bestreben, des Guten viel unter uns zu wirken, dort, wo treue Lehrer leuchten wie des Himmels Glanz, des Verklärten Seligkeit erhöhen, und unter uns sein

Andenken segensvoll erhalten, bis wir mit ihm in bessern Welten wieder vereinigt sind!

Doch, ich will Sie, verehrteste Leser! nicht länger vom Genuße dessen zurückhalten, was der Vollendete Ihnen zu genießen liebend darbiethet. — Nur behalte ich mir vor, am Schluße noch Einiges beyzufügen. —

Der Herausgeber.

Vorrede des Verfassers.

Daß eine gutgemachte Lebensbeschreibung unter die nützlichsten Schriften könne gezählt werden, wird wohl Niemand in Abrede seyn, der den Einfluß derselben zur Belehrung und Warnung kennt. Eine wahre und klare Darstellung eines Mannes, wie er gewesen ist, und wie er es wurde, wirkt so unvermerkt und so stark, beydes, auf den Verstand und das Herz des Menschen, ohne daß es scheint, dasselbe eigentlich in Anspruch nehmen zu wollen.

Aber man macht billig große und gerechte Anforderungen an den, der eine solch gute und brauchbare Lebensbeschreibung machen will. Er muß wissen, mit seinem Blicke den Mann ganz zu umfassen, was er ist, nach seinen Anlagen, Fähigkeiten des Geistes und des Körpers; was für Hindernisse und Schwierigkeiten er auf seiner Laufbahn angetroffen, was dann den innern

Werth seiner Thaten sehr vermehrt oder vermindert; noch mehr, was er für Thätigkeit und Bestreben angewendet hat, um zu nützen, und wie viel er auch wirklich gewirket hat; er darf seine Schwachheiten und Fehler eben so wenig verschweigen, als es Pflicht für ihn ist, seinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Gewiß keine leichte Aufgabe für einen solchen Verfasser. —

Aber eben so gerechte Anforderungen hat dieser an den Leser zu machen. — An ihm ist es dann zu wissen, wie man eine solche Schrift lesen müsse, wenn man sie mit Nutzen lesen will. — Nicht nur mit einem unumfangenen Gemüthe muß sie gelesen werden, sondern ein jeder sollte wissen, oder es zu wissen lernen, wie man das Ganze eines Mannes, dessen Leben man liest, auffassen, und dasjenige herausheben könne und müsse, was auf unsere besondere Lage anwendbar ist, oder nicht; in wie weit der Geist eines solchen Mannes in uns hinübergehen könne und dürfe, oder nicht; was wir nun für uns für warnende Winke, oder beschämende Erinnerungen, welche begeisternde Ermunterung zur Nacheiferung, welche Hoffnung und Stärkung, welchen Trost und welche Kraft aus seinem Thun und aus seinen Schicksalen schöpfen können. — Wenn dieser Zweck erreicht wird, so ist der Verfasser reichlich belohnt. — Diesen Zweck

wird er sich vorstellen, der wird ihn bey seiner Arbeit unterstützen und stärken; und wenn er ihn auch nur bey Einigen erreicht sieht, so wird er sich glücklich schätzen. —

Wenn es nun aber überhaupt schwer ist, eine Lebensbeschreibung zu machen, so ist es noch ungleich schwerer, wenn man seine eigne Lebensbeschreibung aufsetzen will; denn da treten ganz neue Schwierigkeiten ein, und diese fühle ich auf das lebhafteste. — Ich habe mich deßwegen beynahe nicht dazu entschliessen können, so sehr ich dazu aufgefordert worden bin, und so gerne ich selbst die Hoffnung genährt hätte, vielleicht etwas Gutes damit zu stiften.

Aber, soll ich mich nun ganz so zeigen, wie ich bin, wie ich in allen verschiedenen Perioden meines Lebens gewesen bin? Soll ich alle meine Fehler und Gebrechen aufdecken? Wird sich nicht meine Eigenliebe gewaltig darwider sträuben? Werde ich meine Schaam überwinden können? Und was mich am meisten schüchtern macht, ist die Furcht: ich möchte so das Gute, das ich zu stiften hoffte, wieder verlieren, wenn mich Viele nun in einem ganz andern Lichte erblicken, als sie vorher geglaubt hatten, mich zu kennen. — Eben so werde ich von dem Guten, das ich gethan habe, von den Tugenden, die ich noch glaubte, zu haben, mit Freymüthigkeit nicht reden können,

wenn ich nicht in den Verdacht der Eitelkeit und des Stolzes fallen will. —

Wird man mit mir zufrieden seyn, wenn ich — doch redlich — so viel von mir selbst sage, als ich nach allen diesen billigen Rücksichten sagen kann? Jetzt, in meinem siebenzigsten Jahre, wo ich meine baldige und wichtige Rechenschaft so nahe vor mir sehe, werde ich gewiß sorgfältigst suchen, Alles zu vermeiden, was mir den Beyfall meines Richters rauben könnte.

Aber Ihm, dem gütigen und liebreichen Gott und Vater, der keine, auch nicht die geringste gute Absicht, verkennt, Ihm empfehle ich diese Arbeit, mit fester Zuversicht, daß er sie nicht ganz ohne Segen werde seyn lassen, und mit dringender Bitte, daß er mich selber durch seine Gnade zu diesem Unternehmen stärke. —

Erste Periode.

Von 1745 bis 1767.

Meine Jugend- und Studienjahre.

Ich erblickte das Licht dieser Welt den 1sten October im Jahr 1745. Mein seliger Vater war Heinrich Stäheli, damals Pfarrer zu St. Leonhard in seiner Vaterstadt. Ein Mann von ungemeiner Thätigkeit und erprobter Frömmigkeit. Meine Mutter, die zweyte Frau meines Vaters, war Othilia Stähelin, aus einer sehr rechtschaffenen, frommen Familie, so daß meine beyde Eltern sich nichts angelegener seyn liessen, als ihre Kinder, von frühem an, zur Vernunft und Gottesfurcht zu erziehen, und wir hatten das Glück, daß dieser Sinn uns nicht bloß durch ihre Belehrungen und Ermahnungen, sondern auch durch ihr wahrhaft musterhaftes, ächt christliches Betragen eingeflößt wurde. —

Ein hervorstechender Zug in dem Character meines Vaters war: Gutmüthigkeit und Liebe, die ihn in Allem begleitete, was er redete und that. Meine Mutter war eine sorgfältige, thätige, arbeitsame Hausmutter, die ihre Kinder

zu pünktlichem Gehorsam, Ordnung, Fleiß, frühe zu eigenem Denken und bedächtlichem Handeln angewöhnte. — Man schickte mich nicht vor dem sechsten Jahr in die Schule; aber da konnte ich schon fertig lesen, wußte meinen Catechismus völlig auswendig, so wie die Kernsprüche des Neuen Testaments, bis in die Mitte desselben, die mir mein Vater, mit Auswahl, alle selber aufzeichnete. Selbst das Buchstabiren und Lesen, mußte ich nur so spielend, mehr von mir selber lernen, als daß man michs lehrte. Wann meine Mutter an ihrem Tische arbeitete, durfte ich mit meinem Bilder-ABCbuch zu ihr kommen und sie um einige Erklärung bitten. Sie machte mich auf das Bild, und auf das Wort darunter, aufmerksam; hieß mich dann im Wandkalender die bekannten Namen errathen, oder in einem kleinen Geschichtbüchelchen es versuchen, die Sylben zusammenzusetzen, bis ich einen Sinn herausbrachte. Ebenso gewöhnte sie mich späterhin zum Rechnen aus dem Kopfe, worin sie besonders stark war, und sich in ihren Haushaltungssachen meistentheils desselben bediente. Ich verdanke es meiner Mutter jetzt noch, daß sie mich auf diesen rechten Weg geleitet hat. Was man so gelernet hat, ist alsdann nicht etwas bloß spielend Aufgehaschtes, etwas oberflächlich Gekanntes, wobey die wichtigsten Seelenkräfte müssig gelassen werden; sondern es ist die Frucht eigenen Nachdenkens und eigenen Forschens, und durch dieses werden wir zu jeder andern Arbeit geschickter und aufgelegter.

Was ich frühe bey mir bemerkte, war eine lebhafte Einbildungskraft. Alles machte einen starken Eindruck auf mich. Aber es war eine gesunde, keine kränkelnde Einbildungskraft; weder überspannt, noch darniederschlagend, mehr zum Nachdenken und zum Urtheilen führend. Ich

empfand es allemal mit warmem Danke, wenn man mir etwas Gutes erwies; aber wenn ich fühlte, daß mir zu viel geschah, oder daß man mir Unrecht that, so konnte ich mein Urtheil darüber auch nicht unterdrücken. Ich entsinne mich indessen nicht, daß ich Einmal böse darüber wurde; ich hüllte mich alsdann in meine kleine Unschuld ein, und dachte: man hat sich übersehen. Wir wohnten etwas über vier Jahre in dem damaligen Pfarrhause meines Vaters, und ich erinnere mich noch bis auf diese jetzige Stunde mehrerer solcher Auftritte auf das deutlichste. —

Ueberhaupt grenzte meine Erziehung eher an das Strenge und Harte, als an das so schädliche Weichliche und Verzärtelnde. Mein Vater, so sanft und gut er war, unterließ doch nie, sich genau nach den Fortschritten zu erkundigen, die ich in Allem machte. Ich mußte ihm die Schriften, die ich bey meinem Schreibmeister schrieb, zeigen, und bisweilen sagte er nur: ja, du hast heute schöner geschrieben als gestern, was mir dann schon Erinnerung genug war. Von Zeit zu Zeit ließ er sich in meinen Büchern nachweisen, was ich gemacht hatte, und prüfte mich ein wenig darüber, und das ging so fort von meinen ersten deutschen Büchern an, durch alle Fächer, die ich in den Wissenschaften zu durchgehen hatte. Von Seiten meiner Mutter war die Erziehung eben so zweckmäßig. Ausser einigen Erhohlungsstunden, die man mir täglich ließ, weil man es für Körper und Geist zuträglich hielt, waren alle Anderen zur Arbeit bestimmt. Nach den Lernstunden, die ich bey meinen Lehrern zubrachte, mußte ich mein Pensum auf den folgenden Tag allemal des Abends schon gelernt haben; die übrige Zeit mußte mit etwas Handarbeit und einer nützlichen Lektüre ausgefüllt werden.

In meiner Jugend war die Einfalt der Sitten in meiner Vaterstadt ungleich größer, als sie heut zu Tage ist; daher war auch meine Erziehung sehr einfach und gemein, was mir nachher in meinem ganzen Leben sehr wohl kam. Denn ich lernte meine Bedürfnisse einschränken, mit Geringem zufrieden seyn, und mich einer genauen Sparsamkeit befleissen.

Da ich von frühem an schon, den Gedanken und den Wunsch äusserte: ich wollte mit der Zeit ein Geistlicher werden, wie mein Vater sey, so hielt man dieses freylich für einen kindischen, unreifen Gedanken. Allein man leitete doch den Gang meiner Erziehung unvermerkt auf diesen Gesichtspunkt hin. Möge dann aus mir werden, wozu mich die Vorsehung bestimme: so werde das, was ich gelernet habe, mir in jedem Stande wohl kommen.

In meinem zwölften Jahre kam ich zu dem hiesigen Herrn Professor Daniel Wegelin, um Geographie, Geschichte, und überhaupt die Humaniora mir bekannt zu machen. In den Nachmittagsstunden lernte ich das Latein, dazu ich bey meinem Vater schon den Anfang gemacht hatte. Das folgende Jahr fing ich das Griechische an. Ich mußte, nach dem vorgeschriebenen Schulplan, zuerst das N. Testament übersetzen; dann folgte die Septuaginta. Nachher las ich griechische Classiker, von Cebetis Tafelgemählde an, bis auf den Homer. Plutarch, von der Erziehung der Kinder, zog mich besonders an. Damit ich meine griechische Lektüre auch mit meinem theologischen Studio in einige Verbindung setze, las ich Frey Epistolas Patrum, wo die vortrefflichen Briefe von Clemens von Alexandrien, von Ignatio und Polycarpo sich finden; und den Chrysostomum

de Sacerdotio. Das Lesen des Neuen Testaments unterhielt ich unterdessen fleißig, so daß es mir geläufig wurde.

Ehe ich aber von den übrigen Sprachen rede, die ich mir bekannt machte, muß ich einen Augenblick hier stille stehen, um zu sagen, wie ich das Sprachstudium überhaupt angesehen, und geglaubt habe, mich dabey benehmen zu müssen. Daß die Kenntniß der Sprachen mir unentbehrlich nothwendig sey, war bey mir eine ausgemachte Sache. Denn, da mein Entschluß nun einmal fest wurde, mich dem geistlichen Stande zu widmen, so sah ich wohl ein, daß ich nicht nur verschiedene Wissenschaften, sondern auch die Quellen dieser Wissenschaften, die Bücher, in welchen sie enthalten seyen, kennen müsse. Ein erstes Requisit hierzu, schien mir das Gedächtniß zu seyn. Ich hatte, Gott sey Dank! von der Natur eine gute Anlage des Gedächtnisses bekommen; aber ich wußte, daß das Gedächtniß kann und muß geschärft und gestärkt werden. Ich übte deßwegen mein Wortgedächtniß durch fleißiges wörtliches Auswendiglernen dessen, was mir vorkam; von frühem an setzte ich jeden Samstag Nachmittags etliche Stunden dazu aus, meinen Catechismus, die Kernsprüche aus der Bibel, und was ich von Kindheit auf gelernet hatte, zu repetiren. — Ich nahm aber das Sachgedächtniß dabey zu Hülfe, wodurch mir das Lernen sehr erleichtert wurde. Ich überlas zuerst Ein Mal das zu Lernende mit Bedacht; fragte mich, was darin enthalten sey; zergliederte es; stellte es mir wieder im Zusammenhang vor, und las es nun etliche Mal, bis ich es auswendig konnte. — Um auch mein Sachgedächtniß zu stärken, hörte ich oft in einer Predigt, wo ich fand, daß die Materie in einer logischrichtigen Ordnung vorgetragen wurde, mit gespannter Aufmerksamkeit

zu; ging nach Hause, schrieb sie nach, so gut ich konnte; doch verlor ich selten einen Satz. Und ich weiß, wie viel mir mein Gedächtniß in der Folge genützt hat, nicht nur bey meinem Predigen, wo ich allemal zuerst den Hauptinhalt, die Anlage und Ausführung der Predigt ins Auge faßte; sondern auch bey meiner Lektüre. Wie viele größere und kleinere Stellen, aus deutschen, lateinischen, französischen, italienischen Poeten und Prosaikern, sind mir bis jetzt noch wörtlich im Gedächtnisse geblieben, und haben mich wie oft belehrt und gestärkt! Wie sehr sollte man es jedem Studirenden anrathen, sich zuerst zu fragen: ob er auch Anlage zu einem guten Gedächtnisse habe? und dann es durch Uebung zu stärken, so viel er kann! —

Allein, wenn die Sprachen als bloßes Memorienwerk gelehret oder getrieben werden, so hat dieß immer etwas Trockenes und Abschreckendes. Ich suchte deßwegen auch diesem Studio Geschmack abzugewinnen; ich verglich die Sprachen mit einander, ich suchte ihre Analogie auf. Bey jeder Sprache, die ich erlernen wollte, machte ich mich zuallererst mit dem grammatischen Gange derselben genau bekannt; dann suchte ich, so gut ich konnte, in den Genium derselben einzudringen; suchte das Schöne, das Starke, das Erhabene, oder auch das Leichte, das Fliessende, das Angenehme, das sich in jeder Sprache fand, auf, um es auf jede mögliche Art für mich zu benutzen. —

Was mir aber hier am meisten zu statten kam, war meine starke, lebhafte Einbildungskraft, von der ich schon oben geredet habe, und der ich nun auch eine gesunde Nahrung zu geben suchte, um meinen Geschmack zweckmäßig und gut zu bilden. Da mir einige, damals neuere, wenigstens mir noch nicht bekannte, gute Schriften in die

Hände fielen, mit welcher Begierde nahm ich sie auf! Ich las sie nicht; ich verschlang sie. Einen Umstand, der vielleicht Manchem kleinlicht scheinen möchte; aber an den ich mich immer noch mit Vergnügen erinnere, weil er die damalige Stimmung meines Gemüthes so deutlich zeiget, erzähle ich hier. Eines Abends eilte ich mich, so viel ich konnte, mein Pensum auf den folgenden Tag zu lernen, um dann an das Lesen der Gedichte von Haller gehen zu können. Meine Eltern und meine Schwestern waren ausgegangen, und ich saß allein mit einem Lichte in der Stube; die Magd kam herein, und entschuldigte sich ganz schüchtern, daß sie genöthiget seye, mir mein Licht wegzunehmen, weil man vergessen habe, ihr Lichter heraus zu thun, und sie es in der Küche nothwendig brauche. Ja, das macht gar nichts, sagte ich ganz gelassen, und folgte ihr nach in die Küche, wo ich mich auf den Heerd hinsetzte, und ruhig in meinem Haller fortlas. Nach einer Weile sagte sie mir wieder: sie müsse das Licht nehmen, um unten in dem Hause etwas zu verrichten. Auch das ließ ich gerne geschehen; aber, um nicht in meinem Lesen unterbrochen zu werden, bog ich mich vor das Feuer, bey welchem das Nachtessen gekocht wurde, und las bey dem Scheine desselben. —

Gellert, Gleim, besonders seine Preußischen Kriegslieder, und so mehrere deutsche Schriftsteller folgten, auf mein Nachforschen, dieser meiner ersten Bekanntschaft nach, die alle ungemein wohlthätig auf mein Gemüth wirkten. Noch muß ich nicht vergessen, daß noch etwas Zeit vorher zwey ältere Autoren diese meine Begierde geweckt hatten. Der eine, der Freyherr von Canitz, der den Weg gebahnt hat zur bessern deutschen Dichtkunst; und ein gewisser Grob in Herisau, dessen zwey Bücher: Dichterische Versuch-Gabe,

und poetisches Spazierwäldlein, voll körnichten Gedanken und feinem attischen Salz, für Geist und Herz mir Nahrung gaben. Wie sehr mir auch die Schriften in andern Sprachen genützt haben, kann ich nicht aussprechen. Ich habe daher auch das Lesen der besten Schriftsteller, in jeder mir bekannten Sprache, bis jetzt in mein 70stes Jahr immer unterhalten. Sallustius, Virgil, in seinen Aeneiden, Horaz, Ovid, vorzüglich im ersten Buch der Tristium die 3 Elegia, cum subitillius tristissima noctis imago haben mich so oft anzogen. — Ein jeder der einmal öffentlich reden will, sollte doch suchen seinen Geschmack durch Lesen guter Schriften auszubilden, und ihm immer unterhaltende Nahrung zu verschaffen.

Ich bin in der Erzählung meines Studienganges, und finde mit Vergnügen so manche Spuren einer über mich waltenden Vorsehung, die mir so günstige Gelegenheiten verschaft mich auszubilden. — Aber ich kann hier einen Umstand nicht mit Stillschweigen übergehen, der mich so lebhaft daran erinnert, wie bald des Menschen Schicksal eine ganz andere Wendung bekommen, wie bald sein Leben auf Erden abgebrochen werden könnte. — Wer hat alle die Vorfälle vorhergesehen und berechnet, die mir vortheilhaft, oder schädlich werden, meiner ganzen Laufbahn ein schnelleres Ziel stecken würden? — Derjenige, der beschlossen hat, was er aus mir machen wolle, hat auch, bis auf das Kleinste und bis auf das Zufälligste herbeyführen oder entfernen müssen, was seinen ganzen Plan mit mir hätte ändern können. —

So denke ich noch oftmal mit der lebhaftesten Empfindung, wie bald bey dem Anfang meines Studierens, mein ganzer Lebensplan wäre geändert worden.

Ganz nahe vor den Mauern und dem Graben der Stadt war eine Kalkhütte, und an der Seite derselben eine große Kalkgrube, die in der Mitte durch eine kleine Scheidemauer in zwey Hälften getheilt war. In der einen Hälfte befand sich der abgelöschte Kalk, und Wasser darüber, der dann ruhte, bis die Reihe an sie kam, gebraucht zu werden.

In dieser Zeit wurde Flußsand hineingeführt, so viel nöthig war, so daß es nach und nach weit über das Wasser emporstieg.

Von dem Hrn. Professor, der an diesem Graben wohnte, führte der Weg nach Hause uns Studenten bey dieser Kalkgrube vorbey. — Jung, muthwillig, frech, sahen wir den aus dem Wasser emporsteigenden Sandberg als ein schönes Probestück unsers Muthes an. — Da ich eben zuvorderst auf dem Sandhaufen war, fing er an unter mir zu weichen, und so wie ich mich schnell umkehrte, um wieder herauszusteigen, trat ich ihn mit jedem Tritte desto tiefer herunter, so daß ich schon bis über die Brust im Wasser war. Ich rief nur noch mit lauter Stimme: „Helfet mir!“ und da alle meine Cameraden in der Angst hin und her liefen, unGewiß, was machen, lief endlich einer nach einem Zaun, um eine Stange aus demselben herauszureißen, durch deren Hilfe ich glücklich wieder aus meiner angstvollen Lage gebracht wurde. — Wie oft dachte ich nachher: warum hat gerade Der mir helfen müssen? Es war der Schlimmste aus uns allen; voll jugendlicher List und Bosheit. Und Der rettete mir mein Leben! Den brauchte Gott, um zu verhüten, daß sein Plan mit mir nicht vereitelt wurde! —

Wie stieg mein Dank gegen Gott, da ich des Morgens darauf sahe, in welcher Lebensgefahr ich gewesen war. — Denn, da ich meine Strümpfe anziehen wollte, rißen sie

wie der mürbeste Zunder, so daß, wenn ich nur ein paar Löffel voll von diesem Kalkwasser in den Magen bekommen hätte, ich des Todes gewesen wäre. —

Im Jahr 1760 hatte ich das Glück, zu dem Herrn Professor Jakob Wegelin zu kommen, bey dem ich bis zu seiner Abreise von St. Gallen, 1765, blieb, um seine Collegia der Philosophie und des reineren Lateins zu hören. Von dem ersten Tage an gewann ich ihn lieb. Seine ungemeine Leutseligkeit und Herablassung nahmen mein ganzes Herz ein, und ich genoß auch seine ganze Liebe, wovon ich so viele unzweydeutige Proben hatte. Daß er ein großer Philosoph war, erhellet sowohl aus seinen Schriften, als aus dem Rufe, den er nach Berlin, an die Ritter-Academie, von dem König Friederich dem Großen, erhielt, der ihn bis an sein Ende, einer besondern Liebe und Vertraulichkeit würdigte, und ihn öfters zu sich kommen ließ. — Er dictirte uns seine philosophischen Vorlesungen in die Feder, ohne etwas Geschriebenes oder Gedrucktes vor sich zu haben. Den folgenden Tag mußten wir es Paragraph für Paragraph wieder vorlesen, und er formirte viele Fragen darüber, zu näherer Erläuterung, und um zu sehen, ob wir es recht begriffen hätten. In dem Lateinischen gab er uns einen Autoren nach dem andern in die Hand, den wir übersetzen mußten; und wann wir ein großes Stück in demselben fortgefahren waren, machte er uns mit dem Eigenthümlichen dieses Autors bekannt, und überließ uns dann das fernere Fortlesen desselben zu Hause. So verloren wir nicht durch langes Aufhalten unnöthig die Zeit, und wurden doch mit der Sprache vollkommen bekannt. —

Ich verdanke jetzt noch Gott die vielen Vortheile, die ich bey diesem, mir unvergeßlichen, Lehrer genoß. Er räumte

in meinem Kopfe auf, daß ich richtiger und schärfer denken lernte; er versäumte keine Gelegenheit, uns eigenes Prüfen zu empfehlen, damit wir nichts ohne innere Ueberzeugung annehmen.

Durchdrungen von dem lebhaftesten Gefühle, wie viel ich ihm zu verdanken habe, ging mir deßwegen auch seine Abreise empfindlichst nahe. Wenn mir den Tag über der Gedanke an seine nahe Abreise zu Sinne kam, so unterdrückte ich ihn schnell, weil ich eben zu der Zeit ohnehin viel zu thun hatte; und wann ich des Nachts ins Bette kam, so ließ ich meinen Gedanken freyen Lauf, stellte mir meinen Verlust in seinem ganzen Umfange vor, und wurde darüber so betrübt, daß ich mein Bett mit häufigen Thränen netzte. Ich erstahl die Zeit, um eine Abschiedsrede zu machen, in welcher ich ihm, im Namen aller Studenten, die Empfindungen unsers wärmsten Dankes auszudrücken suchte. Diese mußte ich ihm auf sein Begehren geben, und ich hörte hernach, daß er sie bey seiner Durchreise durch Leipzig dem Herrn Pfarrer Zollikofer gezeiget habe, und daß sie zu einander gesagt haben: „es sey Schade, daß ein junger Mensch, der so denke, nicht freyer denken dürfe.“ Ich war aber in meinem väterlichen Hause im mindesten nicht gehindert, frey zu denken. Doch diente mir dieser Vorfall, den ich von einem Ohrenzeugen hatte, zu einer lebhaften Ermunterung, mich dieses guten Lehrers nie unwürdig zu machen.

Ich studirte nun fort, und unterhielt fleißig, was ich mir bisher bekannt gemacht hatte, das Philologische, das Historische und das Philosophische. Ich erlernte das Hebräische, und nahm einige mit dieser Sprache verwandte Dialecte mit auf: Schaafs opus aramæum, Leusdenii

Jonam, Joelem und Obadiam illustratum, das syrische Testament, und etwas weniges aus dem Arabischen. — In der Theologie mußte ich ein altes Compendium gebrauchen; ich las aber für mich die besten, neu herausgekommenen Schriften. — Und so ging es fort, bis in mein 22stes Jahr, wo man damahls, nach Vorschrift, sich erst um das Examen pro Ministerio, und um die Ordination melden durfte.

Hier werfe ich einen Blick zurück, auf meine bisher durchlebten Jugendjahre, um einige Bemerkungen anzuführen, die ich Anlaß hatte zu machen.

Eine erste ist, daß man nicht sorgfältig genug seyn könne, auf den Umgang der jungen Leute zu sehen, mit was für Freunden sie umgehen, was dieser ihr Character, und was ihre Beschäftigung sey, wann sie beyeinander sind. Auch sollten Eltern vorsichtig und klug seyn, in nichts vor den Kindern zu reden, was ihrem Alter nicht angemessen ist, und wodurch so oft Neigungen und Triebe bey ihnen erregt werden, für die dann die Jugend leicht Nahrung und Reitze sucht und findet. Man legt oft, ohne es zu wissen, oder zu wollen, durch Unvorsichtigkeit den Grund zu einem Laster bey ihnen, das ihnen in der Folge so schwer wird, wieder abzulegen. O, ihr könntet ihnen so manchen schweren Kampf ersparen, oder so manchen Sieg erleichtern! Vielleicht schadet ihr ihnen auf Zeitlebens.

Das Böse schleicht sich so gerne gerade in die weichesten Herzen am meisten ein. Das ist ein Wurm, der an der Wurzel nagt, und so manchen schönen Baum, wo nicht ganz verdorren macht, doch seiner besten Säfte beraubt.

Eine zweyte Bemerkung, die ich mache, ist: Ich fing von Zeit zu Zeit an, eigene Aufsätze und Ausarbeitungen

zu machen, meistens über religiöse, auch andere Gegenstände, um meine Kräfte zu versuchen und zu üben; ich machte verschiedene Entwürfe zu Predigten, und ganze Ausarbeitungen von Predigten. Aber ich war mit keinem recht zufrieden; ich fühlte, daß alles noch zu steif, zu gezwungen sey; ich sah wohl, daß es nicht genug sey, arbeiten zu wollen, sondern daß man von seinem Gegenstande zuerst ganz müsse eingenommen, ich möchte gerne sagen, begeistert seyn; dann fliesse es, und die Gedanken gehen aus unserm Geiste von selbst in die Feder über. Das fehlte mir immer noch. Ein glücklicher Umstand ereignete sich. Ich hörte an einem Abend von einigen Freunden gerührt über einen Gegenstand reden, der mein ganzes Herz ergriff. Nach dem Nachtessen setzte ich mich, und machte einen poetisch-prosaischen Aufsatz darüber, der in meinen Augen nun ganz etwas anders war, als Alles, was ich bisher gemacht hatte.—Bisher hatte ich alle meine Aufsätze einem Freunde gezeigt, und ihn um sein Urtheil gebethen; aber er war mit allen eben so wenig zufrieden, als ich. Da ich ihm nun aber diesen letzten brachte, war sein Ausdruck: „Jetzt haben Sie überhauen, das ist nun nicht mehr maschinenmäßig; da ist Saft und Leben innen!“ Er war kein Gelehrter, kein Studirter; aber ein Mann von viel Belesenheit und Geschmack; ich habe ihm viel zu verdanken; er gab mir einen Aufsatz, den er selbst gemacht: „Ein Traktätchen vom Redner“, worin ich Goldkörner fand. Das alium flere si vis prior ipse fleas, wenn du einen andern willst weinen machen, so must du zuerst weinen, war eine seiner ersten Regeln. Sein Umgang war mir in vielen Absichten sehr lehrreich.

Ich fuhr also auf diesem Wege fort; ich suchte mich

allemal in die Materie hinein zu denken; stellte mir die Größe, die Wichtigkeit derselben vor, die Personen, zu denen ich reden wollte, oder für die ich schrieb; ich dachte, was für eine Wirkung, was für eine Empfindung ich bey ihnen hervorbringen wolle; mit einem Wort, ich dachte erst hin und her, um die Sache von allen Seiten zu sehen; ich suchte mich zu erwärmen, und dann fing ich an zu arbeiten. Ich fand auch, daß, wie das Denken die Seele ist, von allem, was wir thun, im Leiblichen wie im Religieusen: so ist auch hier das Denken, die Seele, die Arbeit, das Wesen. Der Geist ists, der da lebendig macht, der Buchstabe an sich ist todt! — Eine dritte Bemerkung, die hier ihren Platz finden kann, ist folgende: Wie doch die göttliche Vorsehung uns so oft schon von frühem an einen Wink gibt, was sie aus uns machen wolle, und uns Wege anbahnet, daß wir es werden können, wenn wir es nur gehörig zu benutzen suchen. —

Im Jahr 1757 kam ich zu dem Herrn Professor Daniel Wegelin, da ich noch nicht volle zwölf Jahr alt war; ich fing an Geographie, Geschichte u. s. f. zu studiren. Noch in demselben Jahre ließ mich ein Verwandter von mir zu sich kommen, eben derselbe Freund, von dem ich in der vorigen Bemerkung Nro. 2 geredet habe. Er sagte mir, ich möchte seinem Knaben wöchentlich ein paar Stunden geben, um ihm die Anfänge in der Geographie, Geschichte u. A. bekannt zu machen. Ach, sagte ich, ich bin ja selbst nur ein anfangender Schüler! Das hindert nichts, antwortete er mir: Sie werden fortschreiten, und er mit Ihnen; zeigen Sie ihm nur was Sie wissen, und Sie lernen, wie man lehren müsse. Ich nahm den Antrag an, und von diesem meinem zwölften Jahre an, bis jetzt in meinem sie-

benzigsten, habe ich nie unterbrochen, an jungen Leuten zu arbeiten, ausgenommen die neun Monate, die ich in Genf zubrachte. Und wie mannigfaltig ist der Gewinn, den wir aus dieser Uebung für uns selbst haben! Bey den Kindern, bey den jungen Leuten, lernt man am besten Menschen kennen; man sieht die Entwicklung und Fortschritte ihrer Kräfte und ihrer Kenntnisse, wie sich ihr so verschiedener Charakter oft so frühe schon zeigt, oder sich nach und nach bildet, daß man Manchem zum Voraus sagen könnte, was aus ihm werden, und wie es ihm gehen wird. Meine Vermuthungen haben bey Vielen pünktlich eingetroffen.

Auch die Lehrmethode, die Art, wie man lehren müsse, lernt sich erst aus der Uebung selbst; sie zeigt, wie man die verschiednen Subjekte auch verschieden in die Hände nehmen müsse, sich jedem deutlich, faßlich, verständlich machen, das Vorzutragende Allen angenehm, eindrücklich, erweckend vorstellen könne, daß es die gewünschte Wirkung hervorbringe. Wenn man aufmerksam auf den Erfolg ist, so sieht man bald, wo man seinen Vortrag ändern und bessern müsse. Ich weiß keine nützlichere Uebung für den Geistlichen, als diesen Jugendunterricht; er greift in sein ganzes Amt ein. Und je länger und sorgfältiger er in dieser Uebung ist, desto vollkommener kann er darin werden.

Und viertens noch eine Bemerkung betrifft meine nach und nach erfolgte Erweckung und Bildung zum wahren christlichen Sinn. Ich bekam von Kindheit an viele gute Ermahnungen, liebreiche Vorstellungen, wodurch viele gute Empfindungen und Gesinnungen in meinem Innersten erweckt wurden; ich wurde frühe angeführt, mein Taufgelübde mit eigenen Worten aus dem Herzen mit Gott zu erneuern. Aber ach, wie oft wurden auch die besten Vor-

sätze wieder vergessen und ausgelöscht! Doch war es ein innerer Saame, der durch mancherley Umstände und Zufälle zum Keimen und Reifen gebracht wurde, besonders bey meiner Confirmation und erstmaligem Genuße des heiligen Abendmahls.

Ich fing nun an, ernsthafter über mich selbst und meine wichtigsten Angelegenheiten nachzudenken; über Gott und mein Verhältniß zu ihm; über meinen bisherigen Wandel und die Folgen davon; ich fühlte das Gewicht, und selbst die Schrecken der Ewigkeit; ich dachte an die Rechenschaft, die mir bevorstünde, und an mein Loos in jener Welt; meine Sünden machten mir bange; der Gedanke an die Gerechtigkeit des weisesten und heiligsten Wesens durchdrang tief meine ganze Seele; ich sah mich unvermögend, mir selbst zu helfen; ich bedurfte Vergebung meiner vielen Sünden, und Gnade und Kraft zur Erneuerung und Besserung; ich wendete mich mit Weinen und mit Flehen zu dem Freund der Sünder, dessen Zweck und Absicht es ja gewesen sey, da er in die Welt gekommen, und es noch sey, Sündern Gnade und Vergebung, und alle nöthige Hülfe zu geben, und jeden Sünder anzunehmen, der zu ihm komme. Ich bath, daß er auch mich annehme, und mir Theil an seinem Verdienste und an seiner Gerechtigkeit schenke, daß ich nun mit Zuversicht Vergebung meiner Sünden, und Gottes Huld und Liebe erwarten dürfe. Und, dachte ich, wenn Gott mich so liebet, wie er es in der Dahingebung seines Sohnes gezeiget hat: so wird er mir mit ihm auch Alles schenken; also auch alle Gnade zur gänzlichen Erneuerung und Besserung meines Herzens, daß ich eine lebendige Erkenntniß der Liebe meines Heilandes bekomme, und dadurch genugsam angetrieben und gestärket werde zu allem

Guten. Ich ergab mich Ihm deßwegen ganz zu seinem Eigenthum, und versprach Ihm, den Führungen seines Geistes gehorsam zu seyn; Er solle mich bilden nach seinem Sinn, mich erhalten und bewahren bis zur Vollendung zur Seligkeit.

Ein günstiger Umstand, den Gott mir bereitet hatte, um mich in dem wahren Christensinn zu fördern, war: daß ich eben um diese Zeit mit drey Freunden bekannt wurde, die alle den gleichen Sinn hatten, und ihr Umgang gereichte mir zu großer Erbauung. Einer davon starb schon von uns weg, da ich noch kaum ein Jahr in Frankfurt war; die andern zwey sind noch bis jetzt meine vertrauten christlichen Freunde, von denen ich immer viele Liebe und Freundschaft genieße.

Noch einen Umstand suchte ich mir zu Nutzen zu machen. Ich fing im Jahr 1765 ein Tagebuch an zu schreiben, das ich bis jetzt immer ununterbrochen fortsetze. Ein Jahr schrieb ich mehr, das andere Jahr weniger darein, je nachdem es die Umstände und Ereignisse mit sich brachten. Von Anfang machte ich es freylich zu weitläuftig und ängstlich; ich schrieb jeden Tag auf, was ich in jeder Stunde gethan hatte; ich wollte mir genaue Rechenschaft geben, von meiner Zeitanwendung, und ob sich keine Lücken darin finden, um nachzuholen und zu verbessern, was nöthig sey.

Dieß war auch wirklich ein gesegnetes Mittel, das mir bald als Spiegel, und bald als Sporn diente. Da ich es jetzt noch einmal durchgegangen, so finde ich, daß ich es in dieser Zeit sehr genau mit mir genommen habe, und mir von meinen Gedanken, Neigungen, aufsteigenden Lüsten und Begierden Rechenschaft gegeben, und ernstlich gebethet und gekämpft habe, um sie zu überwinden, und in die rechte

Ordnung zu bringen; daß ich mich bey meinen Entschlüssen und Vorsätzen immer an den Beystand der Gnade Gottes gehalten, und bey dem Gefühle der Schwachheit und Unvollkommenheit meiner Tugend, das vollgültige Verdienst meines Mittlers im Glauben suchte und annahm. — Ich finde ferner, daß ich in dieser Zeit sorgfältig über Bücher und Schriften, die ich las, oder zu meinem Studiren brauchte, oder nach Vorschrift brauchen mußte, mein Urtheil niederschrieb. Ueber theologische und Erbauungsbücher fiel das Urtheil aus, je nachdem ich sie mit der Bibel übereinstimmend fand. Die Bibel war mir also Regel; und meine Erkenntniß, meine Ueberzeugung, die ich von der Bibel hatte, und der Gebrauch, den ich von derselben machte, und der Nutzen, den sie mir gewährte, waren meine Führer bey dieser Prüfung. Ueber Bücher des Geschmackes, oder über wissenschaftliche Bücher, war mein Urtheil, je nachdem ich mehr oder weniger Nutzen und Vergnügen darin finden konnte. Die Versuche von Michel de Montagne, ein Buch, von dem ich sogleich die Anwendungen, die ich davon auf mich selbst machte, weitläuftig niederschrieb, und nachher oft wieder las; das Buch von Rollin, de la manière d'étudier et d'enseigner les belles lettres, ein vortreffliches Werk für jeden Studirenden; und des Engländers Youngs Werke, waren in dieser Absicht Lieblingsbücher für mich. —

Einen besondern Vorfall muß ich noch anführen, der mir in dieser Zeit begegnet ist, und mir ein auffallender Beweis von der, über Alles wachenden, gütigen Vorsehung Gottes gegeben hat, dessen ich mich immer noch, und oft mit dem herzlichsten Danke gegen Gott erinnere. Wahrlich, wenn diese väterliche Vorsehung scheint über das Kleine

zu wachen, so wirkt sie auf das Große, was vielleicht auf die ganze Lebenszeit, und auf das ganze Schicksal eines Menschen einen entscheidenden Einfluß hat. Nun die Geschichte selbst.

Ich ging mit meinem Vater und meinen Schwestern an einem schönen Herbsttage spazieren. Wir waren auf dem Rückwege schon nahe bey der Stadt, als wir einen Zusammenlauf von Leuten erblickten; und da wir näher kamen, sahen wir einen Mann in den Sarg legen, der in einem leeren Bleicherhüttchen todt, und schon zur Hälfte verweset gefunden worden war. Es schauerte mich schon bey dem bloßen Anblick, und da ich noch an demselben Abend in den lebhaftesten Ausdrücken die ganze Geschichte erzählen hörte: so ward meine Einbildungskraft ganz glühend.

Ein armer Mann, der lange hier gewohnt und gearbeitet hatte, ein ehrlicher, ordentlicher Mann, mußte wegen Schwermuth und Verwirrung in das Seelhaus (Irrenhaus) gethan werden, wo er gut verpfleget, und so weit wiederhergestellt wurde, daß man ihm erlauben konnte, von Zeit zu Zeit auszugehen, seine Frau und seine Verwandten zu besuchen. An einem Abend, anstatt um 7 Uhr nach Hause zu kommen, kam er eine halbe Stunde später. Der Aufseher im Hause, sonst ein sehr rechtschaffener, aber zu strenger Mann, und der keinen Unterschied zu machen wußte, machte ihm die Thüre nicht mehr auf; sondern sagte ihm mit einem derben Verweise: er solle wissen, daß er in seinem Hause über Ordnung halte; er möchte nur hingehen, wo er so lange geblieben sey. Dieses war für das noch schwache Gemüth des armen Mannes ein Donnerschlag. Ohne ein Wort zu reden, kehrte er um, ging in das

Bleicherhüttchen, und konnte, ungeachtet aller angewandten Nachforschungen, nicht gefunden werden, bis jetzt, zu spät. Ob er an einem Schlagfluß gestorben, oder sich ausgehungert habe, weiß man nicht. Wehmuth, Mitleiden gegen den armen Kranken; Unwillen über die Unvorsichtigkeit des Aufsehers; Nachdenken über das Schicksal so mancher Menschen, Alles erschütterte und beunruhigte mich so stark, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Als ich des Morgens aufstand, fand ich mich ganz niedergeschlagen; ich wollte mich aufheitern, machte daher einen Spaziergang auf einen Berg; aber der Himmel schien auf mir zu liegen; die Sonne war blaß und gelb; ich kam nach Hause, und es blieb so; ich war nicht mehr der gleiche Mensch; ich sah mich der tiefsten Schwermuth hingegeben, die auch den ganzen Winter über anhielt. Gott weiß, was ich in dieser Zeit ausstand; wie viele dunkle, bange Stunden ich hatte; wie schwer ich arbeitete; wie mich die Bücher anekelten; wie oft ich meine hebräische Bibel mit Wehmuth und mit Unwillen von mir wegstieß; wie beschwerlich mir der Umgang mit den Menschen wurde; wie viele Mühe ich hatte, es zu verbergen, und doch wurde ich so oft angefragt, wo es mir fehle? ich sey ja nicht wohl; wie viel heiße Seufzer und Gebethe aus meinem Herzen zu Ihm aufstiegen; ich glaubte, für mein ganzes Leben für alle Arbeit verlohren zu seyn.

Anfangs Sommer des folgenden Jahrs kam ein Mann, der meinem Vater alle Jahre Bruzer-Sauerbrunnenwasser aus dem Tyrol brachte. Dießmal, sagte er, sey er nach St. Moritz, im Engadin, gegangen, um für einen Herrn eine Cur (60 Bouteillen) St. Moritzerwasser zu holen, und

da er es wohl habe tragen mögen, so habe er 30 dazu genommen, die er nun meinem Vater geben möchte. Mein Vater nahm es ihm gerne ab, und wollte es für sich brauchen. Allein meine Mutter, als eine sorgfältige Frau, sagte: da es ein stark angreiffendes Wasser sey, so wolle man doch lieber vorher den Herrn Doktor fragen. Dieser bewilligte es; nur sagte er, müsse mein Vater diese Zeit über den Vormittag weder schreiben noch studiren. Die Antwort war: „ja das kann ich nicht," und so ließ man es stehen. Bey Tische sagte mir mein Vater, ich solle es trinken, es sey ein stärkendes Wasser, es werde mir vielleicht auch wohl thun. — Den ersten Morgen, da ich eine Bouteille trank, ging ich darauf spazieren, und las in einem Buche. Allein, die Linien kamen mir, die untere in die obere, und die obere in die untere; es schien mir, der Boden wanke unter mir, und ich war wie berauscht. Den folgenden Tag klapperten mir die Zähne im Munde vor Fieberfrost. Ich hatte eben ein Buch zu Hause vom Theophrastus Paracelsus, worin er von dem St. Moritzer Brunnen sagt, er greife so stark an, daß er das kalte Fieber errege, und wer in der Jugend dieses Wasser mit Erfolg trinke, der bekomme einen wahren Strausvogels-Magen. Ich verspürte auch dieses Jahr schon die beste Wirkung von meiner Cur, und als ich das folgende Jahr wieder 30 Bouteillen getrunken, ward meine Gesundheit so vollkommen hergestellt, daß ich seitdem keine Anwandlung von jenem Uebel mehr spürte.

Ich erkannte so deutlich den Finger einer väterlichen Vorsehung Gottes über mich hierin. Wer hieß diesen Mann hieherkommen? Wer lenkte alle Umstände so, daß ich dieses Wasser bekommen mußte? Wer gab den Segen zu

dieser Cur? Und nun sah ich auch, warum der Herr mich durch diese Schule geführt hat. Ich konnte lernen, wie man mit solchen Personen umgehen muß; mit wie viel Mitleid und Geduld und Vorsichtigkeit man sie behandeln müsse. Und ich hatte nachher, in meiner Amtsführung, etliche solcher Beyspiele, wo ich aus eigener Erfahrung solcherley Kranken besser zu begegnen wußte. Ich erhielt auch so viel leichter ihr Zutrauen, da sie sahen, daß ich ihren Zustand aus Erfahrung kenne; und Gott ließ mich auch einige Male recht augenscheinliche, auffallende Beweise der Hülfe an der Rettung solcher Leute sehen. Wie oft dankte ich Gott, daß er mich gerade solche Wege geführt hat, und wie oft wurde ich durch solche Bemerkungen der Vorsehung Gottes über mich, zum kindlichen Vertrauen auf alle folgenden Fälle gestärket! —

Zweyte Periode.

Von 1767 bis 1775.

Meine Ordination, und mein nachheriger Aufenthalt in Frankfurt und Genf.

Ein wichtiger Abschnitt meines Lebens fängt nun an, da ich eine bestimmte, schwere, neue Laufbahn antrete, ein Diener des Evangeliums zu werden. Aber unbestimmt und ungewiß ist es noch für mich, auf welche Art und Weise ich diese Laufbahn werde anfangen müssen; ob

in meiner Vaterstadt, oder in meinem Vaterlande; als Pfarrer oder auf irgend eine Weise; oder ob ich mich, was in meinen Wünschen wäre, noch vorher könne eine Zeitlang im Auslande umsehen, um mehr Welt- und Menschenkenntniß zu bekommen. Ich schien aber auch jetzt wieder von der Vorsehung Prüfungen und Uebungen ausgesetzt zu seyn.

Da ich im Oktober dieses Jahres sollte examinirt und ordinirt werden, so versuchte ich es, mich auch vorläufig im Predigen zu üben, und predigte deßwegen einige Male in Nebenstunden und Nebenkirchen in meiner Vaterstadt. Um aber auch öffentlich vor einer Gemeinde auftreten zu dürfen, predigte ich gegen Ende des Augstmonats in der Gemeinde Grub, im Canton Appenzell; und nur wenige Wochen hernach wurde diese Pfarr-Pfründ ledig, weil der Pfarrer auf eine andere kam. Sogleich lief die Sage durch die ganze Gemeinde, sie wollen keinen andern Pfarrer, als den, der vor einigen Wochen bey ihnen geprediget habe; sie hören, er werde in etlichen Wochen Candidat werden, und sie wollen ihm auswarten. Da diese Leute, wegen ihrem Leinwand-Gewerbe, häufig in die Stadt kamen, so sagten sie es überall herum, und meine Freunde hinterbrachten es mir wieder.

In welche Verlegenheit setzte mich das! Auf der einen Seite sahe ich die Schwierigkeit, so jung, und noch so unerfahren, eine so schwere Arbeit zu übernehmen, wöchentlich drey Mal zu predigen, alle Amtsgeschäfte zu führen, und wie wichtig, die Seelsorge von 900 Seelen zu übernehmen, die auf meine Verantwortung kommen! Auf der andern Seite, wie schwer fiel es mir, meinen Wunsch aufzugeben, noch für etwas Zeit in die Fremde zu gehen. Einen Ruf, der mir so ungesucht und förmlich käme, konnte ich doch

nicht wohl anders, als für einen Wink der Vorsehung ansehen. Es machte mich eine Weile lang recht unruhig, was ich thun müße; ich bethete ernstlich darüber, und ich konnte nicht eher zur Ruhe kommen, als bis ich mich entschloß, ganz willenlos zu seyn, und auch das Liebste zu verläugnen, wenn ich sehe, daß der Herr es fordere; mein Wort war: „auch dieser Isaak muß dem Herrn aufgeopfert werden!“ Und so hoffte ich zuversichtlich, da der Herr meine Ergebung sehe, so werde er die Umstände so lenken, daß ich seinen Willen deutlich erkennen könne; er könne so leicht etwas dazwischen kommen lassen, dadurch das Eine oder das Andere vereitelt, oder verhindert werde. Und es geschah nun wirklich so. Durch Umtrieb in der Gemeinde bekam ein Pfarrer diese Stelle, ohne daß von mir nur die Rede war. Und wer war nun froher als ich? Wie herzlich dankte ich Gott! Ich faßte bey diesem Anlaße den Entschluß, und machte es mir zum vesten Grundsatz: „Ein Etre passiv zu seyn,“ das ist, mich leidend zu verhalten; um keine Stelle mich zu melden, ohne zu sehen, daß ich von Gott dazu berufen sey; und keine Stelle niederzulegen, wo der Herr mich nicht selbst davon wegruffe. Und ausser einem einzigen Falle, im Jahr 1785, den ich seiner Zeit anführen werde, habe ich nie von dieser Regel abweichen müssen.

Ich arbeitete wieder ruhig fort, predigte öfters, band mich an keine besondere Methode in meinem Vortrag, sondern ließ mich durch meine Empfindung und durch den Blick auf meine Zuhörer leiten, und ich fand Beyfall; aber ich wurde vor allem Stolz kräftig verwahret durch die Gnade Gottes, und durch das Gefühl, wie viel mir noch mangle, um das zu seyn, was ich seyn könnte und

seyn sollte. Und schon war ich wieder neuen Prüfungen ausgesetzt.

Mein Vater rieth mir an, mich auf die französische Sprache zu legen, daß ich französisch und deutsch predigen könne. „Du must machen, daß Gott dich brauchen könne, wo er dich auch hinruft.“ Er schrieb deßwegen an einen Pfarrer in der französischen Schweitz; allein, es wollte sich nicht fügen. Hingegen trug mir Herr Candidat Specker, mit dem ich studirt hatte, und der sich jetzt in Frankfurt am Mayn befand, eine Hofmeisterstelle daselbst an. Allein es zerschlug sich mit dieser; nachher eine andere in Wesel, und auch aus dieser wurde nichts. Ich harrte ruhig, und hoffte auf meinen besten Führer im Himmel, der mir schon anzeigen werde, wo ich hin müsse.

Endlich, im Anfange des folgenden Jahres 1768, meldete mir Herr Specker, er habe nun eine sichere Stelle für mich, in einem sehr guten Hause in Frankfurt, die ich aber erst auf Ostern antreten könnte; er rathe mir aber, so bald zu kommen, als möglich, um mich an die reinere deutsche Sprache zu gewöhnen, und mit der dasigen Lebensart bekannt zu machen. Ich entschloß mich also, mit einigen hiesigen Kaufleuten die Reise zu machen. —

Aber, wie wichtig und wie schmerzlich für mich, war der letzte Tag, den ich in meinem väterlichen Hause zubrachte, wie rührend der Abschied, den ich von meinem Vater nahm! Er segnete mich, und war vest vertrauend, Gott werde mich mit seinen besten Segnungen segnen; er dankte Gott für so vieles Gute, das er mir bisher erwiesen, darunter er vornehmlich auch zählte die allgemeine Liebe und das Zutrauen, das ich in der Vaterstadt habe; er schärfte

mir die Pflicht ein, meine Vaterstadt nie zu vergessen, sondern sie stets im Auge zu behalten. Er bat mich dringendst, dem Gotte meiner Väter treu zu bleiben, die Würde eines rechtschaffenen Knechtes Jesu Christi nie zu verleugnen. Er empfahl mir noch seine Kinder, meine Geschwister, zu aller Liebe und Hülfe. „Thue es, sagte er mir, aus Dankbarkeit gegen deinen Vater.“ Sollte ich das je vergeßen können? Er schüttete sein ganzes Herz gegen mich aus. „Ich will nicht nur, waren seine eigenen Worte, stets „für dich beten; meine sterbenden Seufzer sollen für dich gen „Himmel steigen, mein sterbendes Herz soll solche noch für „dich thun!“ Wie dankbar, wie bewegt ich war, läßt sich denken! Am schmerzlichsten drückte mich der Gedanke, ob ich wohl meines Vaters Angesicht in dieser Welt noch Einmal sehen werde. Der Herr erhöre und erfülle in Gnaden unsere gegenseitige Wünsche, Gebethe und Versprechungen!

Und nun, Montags den 8ten Februar, reisete ich unter dem Begleite mehrerer meiner Freunde ab, mit so viel Schmerz, von den Meinigen zu scheiden, als mit Begierde und Freude, in die Fremde zu gehen. Der Gedanke drängte sich mir, während ich durch die Stadt ritt, etliche Male so lebhaft auf: wie glücklich ich sey, daß ich so ganz frey von aller Verbindung allhier sey; nun könne ich ungehindert, so lange es der Vorsehung gefalle, kürzer oder länger, oder auf immer fortbleiben; ich dürfe nur ihren Wink abwarten.

Samstag den 13. kam ich wohlbehalten in Frankfurt an. Ich begab mich bey einem Kaufmann von St. Gallen in die Kost, bey dem ich sehr gut aufgenommen wurde. Allein, anstatt bis Ostern zu warten, ließ mir mein künftiger Patron, Hr. Hofrath von M., durch Herrn Pfarrer Souchai wissen,

da er höre, daß ich angekommen sey, so möchte er mich sehen und sprechen. Ich ging also Freytags den 19. mit Herrn Candidat Specker zu ihm hin, wo ich sehr gütig aufgenommen wurde. Er sagte mir, daß er auf Ostern Anstalt machen werde, daß er mich in sein Haus nehmen könne, und vielleicht unterdessen täglich für ein paar Stunden. Des Abends, da ihn einer seiner Freunde fragte, wie ihm sein künftiger Hofmeister gefallen habe, so sagte er: nicht übel; er scheine ein redlicher Schweizer zu seyn; nur noch neu und schüchtern sey ich. Wie konnte es aber auch wohl anders seyn, da ich aus einer so einfachen, stillen, häuslichen Erziehung und Lebensart herauskam. Ich werde noch mancherley zu lernen bekommen. —

Schon Dienstags den 1sten Merz fing ich im Namen Gottes, und im Vertrauen auf seinen gnädigen Beystand, meine Geschäfte an. Ich war von Morgens 9 Uhr, bis Abends 6—7 Uhr im Hause des Herrn Hofraths, wo ich Stunden gab, und mich nach und nach suchte mit meiner Arbeit bekannt zu machen. Ich hatte einen Patron, der selbst studirt hatte, und die Studien kannte und liebte, und wünschte, daß sein Sohn auch gründlich angeführt werde. Mein einziger Eleve, ein Kind von noch nicht gar zehn Jahren, schien mir viel Fähigkeiten und ein edles Herz zu haben, aber sehr lebhaft zu seyn. —

Ich fühlte also, und zwar nicht ohne wahre Herzensdemuth, wie viel mir noch an allen Seiten mangle, auch in denjenigen Wissenschaften, die ich ehedem ordentlich durchgemacht, aber sie nicht so vest inne hatte, daß ich sie Andern beybringen könnte. In andern, besonders in den mathematischen Wissenschaften, war ich selbst noch schwach. Ich mußte mir auch die Art, eine jede Wissenschaft

von der Seite vorzutragen bekannt machen, von welcher sie am deutlichsten begriffen, und am meisten als uns wichtig und angenehm könne gefühlt werden. Es ist ein mächtiger Unterschied, lehren, oder die rechte Lehrmethode wissen, bey der man den Zweck kaum verfehlen kann, weil es auf das Intresse der Wissenschaft selbst, und auf die Fassungs- und Begehrenskraft des Lehrlings genau berechnet ist. Ich suchte also beydes mit einander zu verbinden. Ich nahm zu einem ernstlichen und demüthigen Gebethe Zuflucht, daß Gott, der mir diese Arbeit angewiesen, mir auch Kraft und Tüchtigkeit zu derselben schenken wolle; mich seinen Beystand und seine Hülfe erfahren lasse, daß ich durch seinen Segen mit Lust und Freudigkeit arbeiten könne; aber auf der andern Seite entschloß ich mich auch, es nicht an dem Gebrauch der Mittel fehlen zu lassen, und mich durch fleißiges Vorbereiten, und durch eigenes, sorgfältiges Nachdenken, immer mehr in den Stand zu setzen, die Arbeit mit Nutzen zu verrichten. So konnte ich mich gegen Muthlosigkeit und Furchtsamkeit sowohl, als gegen Selbstvermessenheit verwahren. Ich fing nun auch wirklich an, die Arbeit nicht mehr so schwer aufzunehmen, sondern meinen Blick, zu meiner Ermunterung, mehr auf die leichtere Seite zu richten; ich dachte, wenn der Lehrer nicht ruhig und heiter bleibt, so macht er es sich und dem Lehrling schwer.

Ich fühlte auch da schon, was die wahre Gottesfurcht für einen mächtigen uud wohlthätigen Einfluß auf alle und jede Lage und Bedürfniße unsers Lebens hat. In der Religion suchte ich Kraft, und da fand ich sie auch. Bey meiner Vorbereitung auf das Fest und Abendmal, finde ich in meinem Tagebnch folgende Gedanken eingerückt: „Ich „faßte alle meine Umstände, auch die leiblichen, zusammen,

„und empfahl sie dem Gott, der die Quelle und der Geber „alles Guten ist, und den ich heute aufs neue und ewig an„nahm, zu meinem Gott und Gut, dem ich mich ganz „übergab und weihete; ihm dankte, daß ich Morgen könne „und dürfe Pfand und Siegel nehmen; so wolle er mein „Gott seyn, und sich im Leiblichen und im Geistlichen als „einen solchen erfahren lassen; so wolle er selbst für mein „zeitliches und ewiges Wohlseyn sorgen. Er thue es nun „in Gnaden, Amen, Amen!“

Mittwoch, den 23sten dieses Monats, zog ich in das Haus des Herrn Hofraths. Er forderte mich auf, einen Plan zu unserm Studiengang zu machen; er machte auch einen sehr artigen; wir verglichen sie mit einander, und nahmen daraus, was uns das Schicklichste schien. Ich lernte nun nach und nach, beyde, den Hrn. Hofrath und meinen Eleven sowohl, als die übrigen Glieder unsers Hauses besser kennen, und das gab mir den Maaßstab, wie ich suchen müsse, mit ihnen umzugehen; sowohl mich ihnen beliebt zu machen, als darauf zu sehen, daß unser Umgang ihnen und mir zum Nutzen und zum Segen werde.

Bey dem Eintritt in dieses Haus war die Empfindung meines Herzens und der heiße Wunsch meiner Seele: daß ich doch in kein Haus gehen müsse, ohne daß man mich hernach ungerne aus demselben weglasse, und ohne daß ich ungerne aus demselben weggehe. Das Erstere, dachte ich, ist leicht. Du darfst dich nur so betragen, daß man Ursache hat, dich ungerne gehen zu lassen; aber ob das Andere so leicht möglich sey? Ich könnte ja in ein Haus kommen, wo ich froh wäre, ihm wieder den Rücken zu kehren; ich könnte zu Leuten kommen, mit denen es schwer, ja beynahe unmöglich wäre, zu leben. Aber sollte es denn

unmöglich seyn, sich in alle Leute schicken zu lernen, sie zu gewinnen, ihre gute Seite sorgfältig aufzusuchen und sie zu benutzen? Ich flehete zu Gott, und er erhörte mich gnädig. In den sieben bis acht Jahren, die ich in der Fremde zubrachte, bin ich nur in drey Häusern gewesen: in zweyen in Frankfurt, und neun Monate in Genf; und aus keinem bin ich weggegangen, ohne daß es von beyden Seiten, von mir sowohl, als von meinen Leuten, die häufigsten und heißesten, redlichsten Thränen gekostet hätte. Ich ging recht ungern weg, und man ließ mich ungern gehen. Und doch mußte ich Allerley lernen. Es ist deine Güte, o Gott, die ich Dir nicht genug verdanken kann!

Ich lernte meinen Patron, den Herrn Hofrath kennen, und ich studirte ihn mit Fleiß, um zu wissen, wie ich mit ihm umgehen müsse, und wie ich von ihm profitiren könne. Er wurde mir wirklich zu großem Nutzen; ich habe ihm Vieles zu verdanken; er hatte einen starken Einfluß auf die Bildung besonders Einer Seite meines Charakters.

Er war nämlich ein Mann von ächtfrommem, religiösem Sinne, mit mehrern Fächern gelehrter Wissenschaften sehr bekannt; er besaß Welt- und Menschenkenntniß; sehr oft besuchte er unsere Lehrstunden, und mit welcher Schonung er mich behandelte, kann ich ihm nicht genug verdanken. Er sah bald meine Schwäche, besonders in dem mathematischen Fache; aber kein Mal beschämte er mich vor meinem Eleven, sondern sagte dann nur: man könnte es auch so, oder so noch kürzer machen; und da er meinen Fleiß und meine ernstliche Begierde sah, immer nützlicher zu werden, und in Mehrerem, besonders in dem Religionsunterrichte, mit mir zufrieden war, und sah, wie mein Eleve anfing mich zu lieben: so faßte er völliges Zutrauen zu mir, und er gewann mein ganzes Herz.

Zwey Punkte waren es vornehmlich, wo er so wohlthätig auf die Bildung, und ich möchte sagen, auf eine etwelche Umbildung meines Charakters wirkte. Das Erste, er war ein Mann von ausserordentlicher Genauigkeit und Pünktlichkeit, die bis ans Strenge grenzte, und oft wirklich ins Uebertriebene fiel; und so wollte er es auch in den Lehrstunden, und in der Führung meines Eleven gehalten wissen. Es war mir freylich oft sehr unangenehm und schwer; ich fügte mich, so gut ich konnte. Aber das gab mir Vestigkeit des Charakters, und lehrte mich über Ordnung halten. Und wo ist diese Maxime nöthiger, als bey der Erziehung der Jugend? Nicht nur gewöhnen wir die jungen Leute auch für sich daran, sondern wie viel Mühe und Unruhe und Verdruß ersparen wir ihnen und uns dadurch! Wie mancher Lehrer, wie manche Eltern, poltern und zanken und strafen, da sie eben das, und weit mehr ausgerichtet hätten, wenn sie mit Ruhe und Vestigkeit stets über dem gehalten hätten, was sie befohlen, was sie Ein Mal gefordert hatten. Wenn die Kinder einmal wissen woran sie sind, und daß man sich immer gleich bleibt, so wagen sie keinen unnützen Widerstand mehr. Nicht strenge, nicht hart, aber vest! Wie wohl kam es mir, bey meiner künftigen, vielfältigen Erziehungsarbeit, und über das in tausend Fällen im menschlichen Leben und im täglichen Umgang!

Ein zweyter Punkt, in welchem ich die Denkungs- und Handlungsart meines Patrons mit Nutzen zur Nachahmung wählte, war seine genaue Sparsamkeit. Der Mann war ungemein reich, und doch ging seine Sparsamkeit, dem Scheine nach, fast bis an das Geitzige, nämlich nur, wo er es unnöthig, oder unnütz fand, auszugeben. Ein klein Stück

Papier, das man unbenutzt wegthat; ein Stückchen Bindfaden, das man zu lang abschnitt, konnte ihn ärgern. Wo er es hingegen nöthig und gut fand, war er der gutthätigste, großmüthigste Mann, den man sich denken konnte. Ich habe, während meinem Aufenthalt bey ihm, hundert Beweise seiner edlen Großmüthigkeit gesehen. Oftmals sagte ich ihm: Herr Hofrath, es hat sich ein schamhafter Armer an mich gewendet, darf ich Sie um ein paar Thaler für ihn bitten? und er gab sie mir, ohne zu fragen wer er sey. So ein gutes Zutrauen hatte er zu mir. Einen elenden, kranken Judenjungen, den wir auf der Promenade an der Straße antrafen, schickte er sogleich mit Empfehlung in das Armenhaus; die Reinigung, Kleidung, Kost und Arzt werde er bezahlen. Und so viele andere Beyspiele.

Ich dachte, so sollte es seyn, so will ich, nach meinen Umständen auch werden; den Kreuzer sparen, damit ich ihn dann habe, wann ich ihn brauchen soll. Ich dachte nachher, wann ich in des Herrn von Hebels allemannischen Gedichten die Stelle las: „Weisch wo der Weg zum Gulden „isch? Er goht de rothe Chrützere no, und wer nit uffe „Chrützer luegt, der wird zum Gulde schwerli cho," oft über mich nach, ob ich auch meinem gefaßten Entschluß treu geblieben sey; in beyden Absichten, im Sparen sowohl, als im Brauchen und Geben, wo ein jedes nöthig war?

Und nun muß ich auch ein Wort von meinem Eleven sagen, wie ich ihn kennen lernte. Ein junger Mensch von den besten Anlagen, voll Fähigkeit, ein empfindsames Herz, lebhafte Einbildungskraft, Lern- und Wißbegierde, so daß ich mir von dieser Seite viel Gutes versprach. Aber dabey ein starker, steifer Eigensinn, den er nicht bezwingen konnte, auch bey dem besten Willen, den er dazu hatte. Wenn ich

bey dem Gebete, das ich Morgens und Abends mit ihm verrichtete, diesen Punkt berührte, so merkte ich, daß er mit viel Ernst mitbetete. Ich empfahl ihm, als das beste Mittel, sich selbst allemal gerade durch den Sinn zu fahren, und nichts nachzugeben, so werde die Macht und Leidenschaft bald geschwächt werden, und die Vernunft die Herrschaft bey ihm bekommen. Ganz bewegt hievon, fragte er mich einst: „aber wie lange meynen Sie, Hr. Stäheli, daß es etwa währen würde, bis es mich leichter ankäme?“ Ja, das kann ich nicht so bestimmt sagen; es wird von Ihrer Treue abhangen, kein Mal nachzugeben. „Nein, aber sagen Sie doch, sagen Sie doch!“ — Nun dann, vielleicht ein Vierteljahr. Ach Gott! seufzte er, das ist lange! Und ich dachte: ach Gott! wie sehe ich hier schon in dem Kinde den Kampf zwischen Leidenschaft und Vernunft, den harten Kampf des Menschen mit sich selbst.

Einen ganz besondern Umstand kann ich hier nicht unberührt lassen. Es wird zwar manchem Leser kleinlich vorkommen, daß ich mich so in den Detail einlasse, und von unbedeutenden Partikularitäten schwatze. Aber mir diente es sehr zur Menschenkenntniß, und zeigte mir, wie man die Menschen behandeln müsse; und zugleich, wie ich in Allem auf Gott und auf seinen Segen mich gewöhnen solle zu sehen, dem ich es auch herzlich verdankte, was ich bey diesem Anlasse ausrichtete.

Nachdem ich nur etliche Wochen in dem Hause war, nahm mich die Frau Hofrath einmal besonders, und sagte mir mit wehmüthigem Herzen: Herr Stähli, sehen sie doch, daß Sie auf unsern Fritz wirken können; er liebet mich gar nicht; äußerlich ist er höflich und ehrerbietig gegen mich; aber sein Herz ist ganz von mir abgewendet, und ich fürchte,

man hat es von mir abwendig gemacht. Um das Gleiche hat mich kurz darauf auch der Hr. Hofrath. Ich gab Beyden zur Antwort: ich werde mich bemühen, zu thun, was ich könne; aber zuerst müsse ich nun das Terrain sondiren, meinen jungen Menschen recht kennen lernen, und sehen, daß ich sein Zutrauen gewinne; erst dann werde ich etwas auf ihn wirken können. Es gelang mir bald, ihn treuherzig zu machen, und er gestund mir offen und frey, daß er seine Mamma nicht liebe, und nie lieben werde noch könne; sie liebe ihn aber auch nicht. — Ich fragte ihn, ob er denn nicht wisse, daß es in der Bibel stehe, man solle die Eltern lieben? „Ja freylich; aber nicht die Stiefeltern.“ — Wenn ich ihn fragte, warum er sie nicht liebe? was sie ihm denn zu Leide gethan habe? so kam er mit den schwachen Gründen: sie seye so genau; sie befehle hundert Male, was ihm und Allen im Hause so lästig sey; sie verbittere einem alle Freuden. Die gute Dame war wirklich etwas hypochondrisch, und sobald sie etwas that, das er mit Recht glaubte tadeln zu können, so kam er und sagte: sehen Sie, sehen Sie, wie sie nur gemacht ist, die Leute zu plagen und zu quälen. Allein bey allem dem konnte ich noch nicht ganz klug aus der Sache werden, bis ich durch völliges gegenseitiges Zutrauen seine ganze Familiengeschichte erfuhr, die mir einen vollkommenen Aufschluß über Alles gab.

Der Herr Hofrath wurde nämlich vor etlichen Jahren Wittwer durch den Tod seiner Gattin; und da er eine erwachsene Tochter hatte, so blieb er einige Zeit so. Da diese einzige Tochter des Herrn Hofraths, ein sehr gebildetes und christlich denkendes Frauenzimmer, das auf diesen ihren jüngern Bruder viel vermochte und viel wirkte, bald

nach ihrer Verheyrathung starb: war dieser sich selbst überlassen; und ungeachtet der Aufsicht seines guten Papa's, wußte sich doch das Gesinde in seinem Hause, der Unschuld dieses Kindes, zu ihrem Vortheil, aber zum größten Nachtheil seines Herzens zu bemeistern. Es schlichen sich mehrere Mißbräuche in dem Hause ein. Besonders wußte ein gottloser, aber feiner Bedienter, den jungen Menschen ganz an sich zu ziehen. Er und die übrigen Dienenden thaten ihm alle ersinnliche Gefälligkeiten; aber sie bedienten sich seiner, um zur Verheimlichung und Erreichung ihrer bösen Stücke zu gelangen.

Da nun durch die Heyrath des Herrn Hofraths, die Frau Hofrath ins Haus kam, eine vernünftige, sehr rechtschaffene Dame: merkte sie bald was für Unordnungen eingeschlichen seyen, und wollte sie nun abschaffen. Sie glaubte, sich dazu eines guten Mittels zu bedienen, wenn sie diesen jüngsten Sohn überall mitschickte, wo dem Gesinde etwas mußte hervorgelangt werden; allein es konnte ihr nicht entgehen, daß dieses Kind selbst verführt, und ganz im Einverständnisse mit den Bedienten sey. Der Schlimmste von ihnen wurde bald aus dem Hause entlassen; aber die Liebe war aus dem Herzen des Junkers gänzlich weg. Man hatte ihm so viel Böses und Gehäßiges von seiner Mamma und über dieselbe gesagt, und es so wahrscheinlich zu machen gewußt, daß es sich nicht zu verwundern ist, wenn es sich so tief bey ihm eingesetzt hatte. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, und suchte die Sache von allen möglichen Seiten anzugreifen; aber Alles war völlig vergebens, bis ein Vorfall mir ganz unerwartet den Sieg in die Hände brachte, ein Vorfall, der vielmehr wider als für mich geeignet zu seyn schien.

Es war nämlich eine kleine Lustreise nach dem Feldsberg verabredet. Um unsere Pferde bey der mühsamen Straße nicht zu fatiguiren, wurden Postpferde bestellt; unsere Chaise war mit Viktualien gepackt, und Alles auf den folgenden Morgen eingerichtet. Des Morgens vor Tag war mein Eleve schon auf, und wartete mit Ungeduld auf den Bedienten. Als dieser etwas zögerte, fuhr er ihn hart an: wo bleibt er so lange? muß man ihn aus dem Bette holen? geschwind frisire er mich! — Ja, Junker es ist anders, man verreist nicht! Geh zum . . . Nein, wahrhaftig, es ist nichts, der Philipp ist schon auf die Post gegangen, die Pferde abzubestellen. Was ist denn vorgefallen?— Ja, die gnädige Frau sind krank geworden. — Sie soll die . . .

Ich sah, daß es ein Feuer geben werde; ich hieß also nur den Bedienten in sein Zimmer gehen, und meinen Eleven ließ ich die Stube auf und ab rasen; ich wollte das Feuer nicht mit Gewalt aufhalten, lieber es erst ein wenig austoben lassen. „Da sehen Sie, da sehen Sie, daß sie ein „wahrer Plagegeist ist, zu nichts geschaffen, als die Leute „zu quälen, und uns alle Freuden zu verderben.“ Es war kein hartes, kein bitteres und heftiges Wort, das seine Wuth ihn nicht ausstoßen hieß. Endlich sagte ich: Junker wir gehen aus. Ich kann nicht! — „Ja wir machen einen Spaziergang.“ „Die Steine würden mich ansehen; ich „müßte mich vor einem jeden Menschen schämen; ich bin „ganz verstört.“ Ganz gelassen stund ich auf, und kleidete mich an. Da er nun den Ernst sah, mußte er sich auch ankleiden und mit mir gehen. Absichtlich legte ich den Weg etwas weitläuftig an, damit wir nicht sobald wieder zu Hause seyn könnten.

Nun fing ich an: Ich habe nun Ihrer Hitze genug zu-

gehört; jetzt ist es an mir zu reden; hören Sie auch mich so geduldig an; ich verbiete Ihnen ernstlich, mich auch nur mit einem einzigen Worte zu unterbrechen. — Ich will nun einmal annehmen, Ihre Vermuthung sey ganz richtig, es sey mehr Laune von der Mamma, als Krankheit; sie hätte unsere heutige Parthie nicht so sollen verderben: Genug, dem sey wie ihm wolle, Einmal wird Ihre Frau Mamma doch im Ernste krank; denn man kann nicht gerade mit Einem Schritt aus diesem Leben in das andere hinübergehen; man spürt gemeiniglich Abnahme und Schmerzen und Beschwerden. Es sey Ihrer Frau Mamma Todeskrankheit. Ihr Papa lebt dann nicht mehr; denn er ist viel älter als die Mamma; sie wohnt nicht bey Ihnen; denn sie hat nicht viel Vergnügen bey Ihnen gehabt; sie hat sich ein eigen Haus gemiethet. Sie, mein lieber Eleve, sind alsdann noch, wie Sie jetzt sind, äusserlich höflich und galant gegen Ihre Frau Mamma; Sie machen ihr Ihre Morgenbesuche. An einem Morgen kommen Sie zu ihr hin; das Kammermädchen meldet Sie: Gnädige Frau, der jüngere Herr von M. ist da. Nun so laßt ihn hereinkommen! Sie bietet Ihnen die Hand, dankt Ihnen für ihre Attention, sagt kurz wie sie sich befinde, wirft einen wehmüthigen Blick auf Sie, und sagt leise in ihrem Innersten: ach Gott! das Herz wird mir allemal so schwer, wann ich ihn sehe; ich habe viel Mühe und Kummer in seinem Hause gehabt, und er hat mir das Leben noch verbittert. Nein! ich will ihm nichts Böses wünschen; aber Gott ist doch gerecht. Nein, ich will ihm nicht fluchen; vergleb ihm seine Sünden! Aber nun donnert es aus dem Himmel herab: „Nein, ich bin gerecht, ich will ihn strafen, der Fluch soll ihm auf den Fersen folgen, wo er

steht nud geht!“ Eine geheime, unerklärliche Ahnung durchschauert Sie, und es zerrinnt Ihnen nun Alles unter den Händen, was Sie nur anfangen.

Oder lassen Sie es uns lieber umkehren, mein lieber Junker, und sagen: Sie kommen zu Ihrer Mamma, und sie streckt Ihnen eine, vielleicht schon sterbende Hand hin, und sagt: „mein lieber Herr von M., oder darf ich noch einmal den traulichen Ton annehmen? mein lieber Fritz! ich bin Ihnen viel schuldig; Sie haben gesucht mir das Leben zu versüßen, Sie haben mir manchen Kummer erleichtert; ich kann Sie nicht belohnen, ich bin nicht reich, und Sie sind reich genug; aber das Erste was ich thun will, wann ich in den Himmel komme, ist, beten: „Herr vergilt Du es ihm mit deinem besten Segen!“ Und dann lispelt es sanft vom Throne des Ewigen: „Ja, ich will es ihm vergelten, der Segen soll ihm folgen auf allen seinen Wegen.“ Und es trifft dann gewiß ein.

Hier zerschmolz sein Herz auf Einmal, und unter häufigen Thränen, sagte er mit der stärksten Rührung: „Nein, o Herr Jesus! Herr Stäheli, meine Mamma soll mir nicht fluchen! Nein, ob Gott will, sie soll mir nicht fluchen; sie soll mich segnen. Kommen Sie, wir wollen schnell nach Hause gehen; ich will meine Mamma um Verzeihung bitten.“ Es war fast zum Lachen, wie er eilte; er wäre bald über alle Hecken gesprungen, um ja bald zu Hause zu seyn. Unangemeldet ging er gerade in das Schlafzimmer seiner Mamma. Ich wollte diesem Auftritte zusehen, und ging mit ins Zimmer. „Liebe Mamma, wie befinden Sie sich? Sie werden doch nicht krank!“ Ja, es ist mir leid, erwiederte sie, daß es gerade auf den heutigen Tag gekommen ist, wo ich eure Freude verderbt habe. — „Ach,

sagen Sie nicht von dem, wenn Sie nur wieder gesund werden, nur nicht sterben.“ Er faßte ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, und sie merkte, daß eine Thräne auf ihre Hand fiel. Sie wußte nicht wie ihr war. Anstatt Mißvergnügen zu erwarten, sah sie nichts als die innigste Wehmuth. Mit Bewegung sah ich dieser unerwarteten, rührenden Scene zu.

So wie er auf unser Zimmer kam, waren alle seine Aeußerungen, sein Gebet, seine Versprechungen und Vorsätze, unzweydeutige Beweise eines ganz geänderten Herzens und Menschen, und so blieb er auch von dem Augenblicke an beständig.

Etliche Tage nachher fuhren die Frau Hofrath, mein Eleve und ich, auf unser Landgut, nahe bey der Stadt. Die Mamma führte mich in den Garten, und bat mich, neben ihr in ein Pavillon zu sitzen; dann nahm sie mir die Hand und sagte: „Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Stäheli! Sie haben ein Wunder verrichtet; was haben Sie ans unserm Fritz gemacht? Gott! er ist ja ein ganz anderer Mensch.“ Meine Antwort war: „Ich habe das Wunder nicht verrichtet, sonst hätte ich es schon längst gethan; Gott hat das durch seine Gnade bewirkt; Ihm wollen wir es verdanken. Wenige Tage nachher, bezeugte mir der Herr Hofrath die gleiche Freude über diese glückliche Veränderung. Und es blieb, Gott Lob! unverändert bey derselben. —

Nur ich war zu neuen Prüfungen bestimmt. Gleich das folgende Jahr, im October 1769, schrieb mir mein Vater: die Gemeinde Heiden, im Kanton Appenzell, sey vakant; der Hauptmann der Gemeinde sey zu ihm gekommen, und habe ihn dringend gebeten, mir zu schreiben,

ich möchte kommen eine Probepredigt zu halten, sie wollen mich zu ihrem Pfarrer wählen.

Welche harte Prüfung für mich! Ich hatte große Anhänglichkeit an Frankfurt; ich liebte meinen Eleven unaussprechlich, das gute Kind dauerte mich entsetzlich; ich wünschte und hoffte die Welt noch besser kennen und nutzen zu lernen; nun soll ich diesem Allen entsagen. — Aber mein Vater rathet und befiehlt es mir; und wenn ich auf meine künftige Gemeinde sehe, und denke, wie viel ich da Nutzen stiften, wie mancher Seele zum Segen werden könnte; wenn ich auf Gott sehe, der mich dahin ruft, mich stärken kann und will, und unaussprechlich reichlich belohnen, wenn ich Ihm folge, auf seinen Ruf hingehe, wohin es auch immer wäre: welche Gründe, das schwere Opfer zu bringen! — Ich finde in meinem Tagebuch, unter diesem Datum, unter andern auch die Ausdrücke, die mir jetzt noch wichtig vorkommen: „Ich faße den Entschluß, es anzunehmen. Mit Freuden? Nein; aber doch willig und gelassen, aus Gehorsam, und im Vertrauen auf Gott."

Auch meine Freunde, Hr. Pfarrer Hilchenbach und einige Andere, riethen mir dazu.

Noch ehe ich diesen Entschluß vest fassen konnte, schrieb ich: da die Sache so wichtig sey, so bitte ich mir 8 Tage Bedenkzeit aus. Doch, noch ehe diese 8 Tage vorbey waren, schrieb ich meinem Vater, daß ich nach Ueberlegung aller Gründe, mich entschlossen habe, nächsten Montag, den 20sten November, von Frankfurt abzureisen.

Mein Patron sagte mir: „Gehen Sie, ich will Ihnen die Reise-Unkosten hin und her gerne bezahlen; predigen Sie nur so, daß Sie nicht gefallen." — Für die übrigen Umstände wurde auch gesorgt. Herr Candidat Dyssing,

Schwager des Herrn Pfarrer Krafts, übernahm es, meine Stelle unterdessen zu versehen. —

Aber äusserst schmerzlich waren mir in dieser Zeit die wehmüthigen Aeußerungen meines Zöglings. Er jammerte, daß er einen Lehrer verlieren soll, der so liebreich und so gütig gegen ihn gewesen, der ihm so gute Grundsätze beygebracht, die sich nun wohl wieder bey ihm verlieren werden. „Ich bin ein böses, ein gottloses Kind gewesen,“ sagte er; „aber man hat mich verführt, man hat mich mit Fleiß verdorben, und so wäre ich nicht in den Himmel gekommen. Gott hat sich über mich erbarmet und mir Sie als einen Engel zugeführt; Sie haben mich wieder auf den rechten Weg gebracht, und Gott hat Ihr Wirken an mir gesegnet. Aber warum wollen Sie das Werk nun unvollendet liegen lassen? Ich bin noch jung, ich kann leicht wieder verführt werden; das Gute ist noch nicht so vest in mir geworden; wenn Sie länger geblieben wären, so hätte es vester werden können; Sie sind Schuld wenn ich nicht in den Himmel komme; Sie haben es zu verantworten. — An jenem Tage will ich Sie unter den Millionen Menschen aufsuchen, Sie vor den Thron des Richters hinführen und sagen: Dieser ist die Schuld, daß ich nicht in den Himmel komme. Ach! wenn ich nun keinen frommen Hofmeister mehr bekomme! Ich unglückliches Kind! Was hab ich denn gethan, daß ich so jung schon so viel leiden muß? Meine Mutter ist gestorben; meine Schwester ist gestorben; nun wollen auch Sie mich verlassen. Liebet Gott mich nicht mehr? Will er mich strafen, oder will er, daß ich an den Himmel denken soll, weil er mir Alles so wegnimmt? Beten Sie doch auch für mich, daß Gott mir

wieder einen guten, einen recht frommen Hofmeister zuführe.“ —

Einmal, des Morgens beym Frühstück, saß er auf meiner Schooß, weinte, küßte mich, als plötzlich jemand ins Zimmer trat. — Er raffte sich auf, setzte sich auf seinen Seßel. Es war nur der Bediente; und als dieser wieder weg war, sagte ich: Es ist nicht schön, wenn man auch gar so weich und so weinerlich ist. „Ja,“ brach er mit einem edeln Unwillen aus, „lassen Sie es seyn, Herr Stähli! daß es solche hölzerne Herzen gibt, denen so etwas nicht nahe geht: es ist wahr, sie haben weniger Schmerzen zu empfinden als wir; aber sie haben auch die reinen, süßen Freuden nicht, die wir haben.“ — So raisonnirte ein Kind von Eilf Jahren! Ja gewiß will ich für dich beten!

Den 13ten, 14ten, 15ten November, und Donnerstags den 16ten, bekam ich Briefe von meinem Vater, worin er mir meldete, es haben sich Faktionen in jener Gemeinde hervorgethan, wodurch einer der Aspiranten gewußt habe, sich einen Anhang zu verschaffen; nun wolle er nicht, daß ich in eine Gemeinde komme, wo von Anfang an schon Streit und Uneinigkeit sey. Welch unerwartete, für mich so angenehme und glückliche Wendung! Es machte eine allgemeine Freude im ganzen Hause, besonders bey meinem Eleven.

Aber, dachte ich, warum hat dir Gott diesen Vorfall begegnen lassen? Was für Absichten hat er wohl dabey? Wer wagt es, die Wege der Vorsehung in ihrem ganzen Zusammenhange zu verstehen! Doch sahe ich bald verschiedene weise und gütige Absichten Gottes über mich dabey. Ich wurde mit mir selbst besser bekannt; ich sah, wo ich konnte ruhig und mit mir selbst zufrieden seyn; ich ent-

deckte aber auch manche Schwäche, und allzustarke Anhänglichkeit an äusserliche Gegenstände an mir; es führte mich auf das Vertrauen zu Gott; weckte mich zum herzlichen Dank gegen ihn für seine gnädige Leitung; es lehrte mich, die Gesinnungen mehrerer Personen kennen, mit denen ich umzugehen hatte.

Ich finde in meinem Tagebuche, daß ich nach diesem Vorfall, ernsthaft über mich nachdachte, und redliche, betende Entschließungen und Vorsätze faßte, nicht nur fleißiger und treuer in Ausübung meiner Berufspflichten zu seyn; sondern mich überhaupt aus der Trägheit und Schläfrigkeit herauszuwinden, in die ich seit einiger Zeit verfallen war; mich von dem irrdischen, eiteln Sinn, immer mehr los, und mir den geistigen und himmlischen Sinn recht eigen zu machen. Herr! stärke mich in diesem guten Sinne, daß, so lange ich noch hier seyn soll, ich für mich recht fromm, und für Andere recht nützlich seyn könne.

Ich muß auch noch bemerken, daß in dieser Zeit sowohl die Predigten, als der Umgang mit Herrn Pfarrer Kraft, mir zu vielem Nutzen gereichten. Es war immer etwas Belehrendes, etwas Ermunterndes, etwas Stärkendes bey ihm zu finden. Sein ächt christlicher Sinn war vorherrschend bey ihm. In der Exegetik wußte ich nicht leicht Jemanden, der ihm an Richtigkeit, Faßlichkeit, Deutlichkeit gleichgekommen wäre; er wußte so das Einfache, Natürliche und doch Nutzen bezweckende, auch aus jeder Gleichnißrede unsers Herrn herauszufinden, daß es einem Jeden einleuchten mußte. In seinem Umgange war er äußerst sanft, und liebreich und mittheilend. So weiß die Vorsehung unsers Vaters in den Himmeln uns allemal wieder

Hülfsmittel an die Hand zu geben, dadurch unsere Tugend erhalten und gestärkt wird.

So ging es mit mir fort, bis in den Jenner 1771. Ich brachte diese Zeit zu, unter vielem Kampfe gegen die Sünde und die sündlichen Lüste; gegen Trägheit und Schläfrigkeit; und unter beständigen Klagen, daß ich meine Predigten bisher nicht fleißiger ausgearbeitet, nicht ganz geschrieben, und also nicht mit der Freymüthigkeit und Kraft und mit dem Nutzen hätte halten können, wie ich es gewünscht und gesollt hätte. Ich hatte öfters Anlaß zu predigen, und ich hatte Anlaß es mehrere Male zu bemerken, daß doch diese und jene Stellen in meinen Predigten einen tiefen Eindruck gemacht hatten. Ach! wann werde ich endlich einmal mehr Kraft ernstlicher suchen, und mehr Kraft erfahren. Ach Gott! wecke du mich selbst auf; Herr! verlaß mich nicht mit deiner Gnade und Hülfe!

Da ich von meinem Vater verschiedenemale Briefe bekam, worin er mich ernstlich ermahnte, meinen Plan nicht aufzugeben, mich auf die französische Sprache so zu legen, daß ich in derselben predigen könne; und er mich nun aufforderte meinem Patron den Entschluß, auf den Willen meines Vaters gestützt, zu eröffnen, daß ich auf künftige Ostermesse nach Genf gehen werde, damit er bey Zeiten seine Maaßregeln darnach nehmen könne: so überdachte ich die Sache noch einmal reiflich, und ging nun heute, den 2ten Jenner, auf das Zimmer vom Hrn. Hofrath, ihm meinen Entschluß bekannt zu machen. Er hatte gar nichts dawider; aber ich gestehe es, die Art von Gleichgültigkeit, oder ich möchte fast sagen, von Kaltsinnigkeit, womit der Herr Hofrath meine Eröffnung anhörte, kränkte mich tief. Ich wußte nicht, ob ich es einer Unzufriedenheit zuschreiben

müsse, die er mit mir habe, weil ich ihm nicht gut gedienet habe; oder ob es Unwillen sey, daß ich von ihm weggehe; was dann eigentlich Undankbarkeit von ihm gewesen wäre. Ich prüfte mich ernstlich vor Gott darüber, und ich fand, daß, wenn ich schon nicht immer soviel gethan habe als ich hätte können und sollen, ich doch gewiß nicht ohne Fleiß und ohne Nutzen an seinem Sohne gearbeitet habe. Ich überließ es daher der Vorsehung, mir denjenigen Lohn zu geben, den sie für mich gut finde.

Aber ach Gott! warum hast Du mich immer und immer wieder, und immer zu schwereren Prüfungen aufbe halten?— Ich fuhr in dieser Zeit einmal nach Ofenbach, um einen Freund zu besuchen. Als ich des Abends nach Hause kam, und bey Hr. Wegeli abstieg, sagte mir die Jungfer de Vins: gehen Sie in die Nebenstube, der Herr Pfarrer Souchay will Sie sprechen. Dieser sagte mir, er wisse, daß ich nach Genf gehen wolle, um des Französischen willen; aber er wüßte mir einen vortheilhaften Platz in Frankfurt. Nein, sagte ich, ich habe schon eine Stelle ausgeschlagen, die man mir angetragen; so indelicat werde ich nicht seyn, aus einem Hause in das andere zu gehen; ich würde ja das Erstere prostituiren, als ob man Ursache hätte, aus demselben wegzugehen und es mit einem bessern zu vertauschen; und dazu hab' ich keine Ursache; denn ich sey mit Vergnügen in dem Hause gewesen. Oder ich würde mich prostituiren, als ob ich ein Mensch sey, der in einem Hause nicht bleiben könne; und auch das wolle ich mir nicht zu Schulden kommen lassen. Er antwortete mir, ich habe nichts von dergleichen zu fürchten; Er habe mich mit Ehren in dieses Haus gebracht, und er wolle mich mit Ehren wieder herausbringen; es sey gar keine Rede davon, daß ich mit irgend

einigem Verdruß, von der einen oder von der andern Seite, weggehe; und, da das Französische mein Hauptendzweck sey, so könne dieser in dem Hause in das ich komme, völlig erreicht werden. Es sey ein Haus von der hiesigen französischen Colonie, wo meistens französisch gesprochen werde; man wolle mir allen Vorschub hierin thun; ich solle alle Wochen ein paar Nachmittage frey haben, wo ich nur meinem französischen Studiren mich widmen könne; er wolle mir Gelegenheit verschaffen, zuerst in Neu-Ysenburg französisch zu predigen, bis ich ein wenig in die Uebung komme; und dann stehe mir ja über kürzer oder über länger Genf immer noch offen.

Dieß wollte mir lange nicht einleuchten; da mir aber Herr Souchay und Herr Wegeli stark zuredeten, ich sollte wenigstens meinem Vater darüber schreiben, und mir seinen Rath darüber ausbitten: so ließ ich mir dieses gefallen; denn ich wollte gerne von meinem Vater geleitet werden, und durch ihn den Willen Gottes erfahren. Ich flehete deßwegen ernstlich, daß Gott mir seinen Willen durch den meines Vaters zeigen wolle, und Alles so lenken, wie Er wisse, daß es zu seiner Ehre und zu meinem wahren Besten gereiche. Ich fühlte mich nun ruhig, da ich mich willenlos dem Vater in den Himmeln übergab; und ich fühlte mich glücklich, daß wir schwache, kurzsichtige Menschen einen Gott kennen, der so weise ist, und dabey so gütig und so herablassend, daß er uns rathet und uns als seine Kinder selber leitet. — So hätte ich ruhig den Wink, den Befehl von ihm abwarten können. Aber ach! welche neue, harte Prüfung, durch die der Herr gut findet mich zu führen. Ein unerwarteter Zufall setzte mich wieder in die größte Verlegenheit.

Mittwochs den 17ten März wurde der Herr Hofrath von einem heftigen Stickfluß überfallen; aber bey seinen starken Blutgefäßen brach es nicht in einen Blutsturz aus; es blieb bey der größten Anhäufung des Blutes in dem Gehirn, und bey dem heftigsten Druck auf dasselbe, so daß es ihm die Rede und alle sinnliche Verrichtungen benahm. Doch, durch schnell angewandte und anhaltend gebrauchte Mittel gab es sich bald wieder. Die Sprache kam allmählig wieder und die Sinne erholten sich nach und nach. Das Gedächtniß aber, und die übrigen Geisteskräfte kamen langsamer.

Die ersteren etlichen Tage brachte ich die meiste Zeit bey dem Kranken zu. Die Nächte wachte ich immer mit seinem ältesten Sohne, dem Hrn. Doctor, die halbe Nacht umwechselnd, nebst einem Bedienten, ohne aus den Kleidern zu kommen; und ich habe in diesen Tagen viel Lehrreiches und Schönes gesehen. Ich dankte Gott für solche Erfahrungen, die ich suchen will mir zu Nutzen zu machen.

Schon in Rücksicht auf das Physische war es mir äusserst merkwürdig, zu sehen, wie sich die Kräfte so stufenweise entwickelten, oder an Stärke wieder zunahmen. In den ersten Tagen wäre der gute Hr. Hofrath nicht im Stande gewesen, das Unser Vater, oder einen einzigen Spruch der Bibel herzusagen — so gelähmt war sein Gedächtniß. In gesunden Tagen mußte er viel rechnen, und es war sein Lieblingsgeschäft. Als es nun wieder etwas besser mit ihm wurde, bat er mich einmal, ich sollte ihm ein leichtes Additions-Exempel vormachen; ich that es, und hatte die Vorsicht, nur 2 Linien zu machen, und allemal die größere Zahl unten und die kleinere oben zu setzen. 7 und 2 sind 9, konnte er heraus bringen, aber wenn ich

setzte 2 und 9, so war es ihm schon zu schwer. Wer den Menschen will kennen lernen, der muß ihn in allerley Situationen sehen und bemerken, wie genau doch Körper und Geist mit einander verbunden sind.

Noch weit merkwürdiger wurde es mir von der moralischen Seite her. Die Theilnahme, zu der unser Herz so bald bey dem Leiden der Andern sich aufgeregt fühlt, und die herzliche Dankbarkeit und Freude, die der Leidende darüber empfindet, und wodurch ihm sein Leiden erleichtert wird — wie verbindet dieß die Menschen mit einander; wie innig vereinigen sie sich durch die gegenseitige Hülfe, die sie sich leisten, und die sie erkennen. O welch sanftes Händedrücken, und welche herzliche Erwiederung! Ich war dem Herrn Hofrath in den 3 Jahren die ich bey ihm war, nie so nahe wie jetzt. Es war mir rührend, einen Mann, der mehr durch Thaten als durch Worte redete, so fromme Empfindungen seines Herzens ausdrücken zu sehen und zu hören. —

Aber in welchen fatalen Zeitpunkt kam diese Krankheit in Absicht meiner! Den 31. März bekam ich Briefe von meinem Vater, worin er mir rathet, jene Stelle anzunehmen, weil er hoffe, daß ich doch wenigstens vorläufig da meinen Endzweck werde erreichen können. Ich redete sogleich mit der Frau Hofrath, und sagte ihr, daß mir ungesucht und unerwartet, die Stelle als Hofmeister in dem Hause des ältern Herrn Gontards sey angetragen worden, und mein Vater mir rathe, sie anzunehmen. Sie antwortete mir: sie könnte es mir nicht übel nehmen, und sie glaube, ihr Mann werde es mir auch nicht übel nehmen; ich sollte sie nur annehmen; unterdessen könne man noch etliche Tage oder Wochen zuwarten, bis man es dem Hrn. Hofrath sage. — Ich ließ also durch den Hrn. Pfarrer

Souchay dem Hrn. Gontard wissen, daß ich seine Anerbietung annehme, aber wegen der Zeit nichts bestimmen könne.

Noch ehe ich es dem Hrn. Hofrath sagen konnte, bemerkte ich in dem Hause, und besonders bey der Frau Hofrath, Kaltsinnigkeit und Unwillen. Es kränkte mich tief, bey dem Bewußtseyn meiner Unschuld. Ich ging deßwegen einmal in das Zimmer der Frau Hofrath und sagte ihr: ich bemerke seit einiger Zeit Unwillen und Verdruß auf ihrem Gesichte, und ich fürchte, daß ich Ursache daran sey. Ja, sagte sie, sie könne es nicht bergen, sie sehe die ganze Sache für etwas Abgekartetes, und vorher schon Verabredetes an, was dann freylich nicht schön von mir wäre. Statt aller Entschuldigung oder Rechtfertigung, zeigte ich ihr die Briefe im Original, die mir mein Vater geschrieben, und die treue Copie von meinen Briefen an meinen Vater, wodurch sie von meiner Unschuld überzeugt wurde, und so sah ich meine Redlichkeit auf eine angenehme Weise belohnet. Auch mein Nachfolger bey dem Herrn von M. versprach mir, noch etliche Wochen zu warten, bis der Hr. Hofrath in soweit wiederhergestellt sey, daß man es ihm ohne Gefahr sagen könne; und da ich ihm diese Veränderung meines Entschlusses eröffnete, nahm er es gütig auf, und bezeigte sich höflich und liebreich gegen mich. — Mein Eleve aber wurde zuerst heftig und betrübt; nach und nach indeß, da ich vernünftig mit ihm redete, ergab er sich, und bat mich nur aufs dringendste um meine fortgesetzte Freundschaft und Liebe, die ich ihm auch heilig versprach.

Mittwoch den 1. May 1771 ging ich aus dem Hause, das mir so lieb war, weg. Ein bedenklicher Tag für mich:

aber, Gott sey es verdankt, ich hatte viele, viele Ursachen, vergnügt zu seyn. Ich habe zwar viele Fehler begangen; ich hätte mehr Nutzen stiften können und sollen, bey meinem Eleven und in dem ganzen Hause; ich bat Gott demüthig um Vergebung. Was mich noch mehr beschämte, war, daß ich noch so unverdient viel Güte und Liebe überall genoß. Indem der Hr. Hofrath mir ein schönes Geschenk überreichte, dankte er mir ganz gerührt; er sagte mir mit Bewegung: ich kann jetzt Ihnen nicht Alles sagen was ich für Sie denke. Die Frau Hofrath dankte mir mit Weinen. Mit meinem Eleve redete ich noch vorher eine Stunde lang; sein Herz war ganz voll, und das Meinige ging ganz in das Seinige über. Wir trugen unsere beyderseitige Empfindungen Gott in einem kindlichen Gebete vor; und ich hoffe, es wird sich Erhörung des Gebetes und Frucht der Arbeit zeigen. Unter den heissesten Thränen und feurigsten Küssen schieden wir von einander. Er entschloß sich, sein Lebenlang das Gute alles in seinem Herzen zu behalten und in seinem Leben zu zeigen. Der Herr gebe ihm Gnade! Den Nachmittag mußte ich mich geschwind von ihm losreissen, weil seine und meine Bewegung zu stark wurde. Ich ging um die Thore herum zu Hr. Gontard, um meine Bewegung in etwas zu verlieren.

Der Empfang in dem Hause des Hrn. Gontards war sehr höflich und liebreich. Rührend war es für mich, als eine Stunde nachher die Mamma auf mein Zimmer kam, ihre Kinder an ihrer Hand mir zuführte und sagte: „Hr. St., da überbringe ich Ihnen, was mir Gott als das Liebste und Theuerste anvertrauet hat; ich übertrage Ihnen meine Rechte auf dieselben, theilen Sie mit mir die Liebe

und die Sorge einer Mutter; Gott stärke und Gott segne Sie, und Gott wird Sie belohnen!“

Alles schien sehr einladend und vortheilhaft für mich, so daß es mir hier sehr wohl gefiel; ich stellte mir aber vor, es werde mir an Arbeit und an Mühe gewiß auch nicht fehlen. Ich übergab mich also, nach meiner neuen Lage und nach meinen neuen Bedürfnissen dem Gott, der mich bisher so wohl geführet, und dem es weder an Weisheit und Kraft, noch an Güte und Liebe fehlt, sich meiner ferner anzunehmen.

Wenn ich auch in meinem Leben noch nie überzeugt gewesen wäre, wie viel weiter das Aug der göttlichen Vorsehung sieht, als unser Aug, und mit welcher Weisheit und Güte, der Herr bey der Leitung unsrer Schicksale Endzweck und Mittel so genau mit einander zu verbinden weiß: so hätte ich jetzt den überzeugendesten Beweis davon an meiner eigenen Erfahrung sehen können.

Wenn man mich, da ich aus meinem väterlichen Hause von St. Gallen abreiste, gesagt hätte: „Du wirst nun ungefähr sieben Jahre in Frankfurt zubringen, und zwar nur in zwey Häusern, in jedem fast gleich lange; in welchem willst du nun zuerst seyn?“ so hätte ich entweder geantwortet: gleichlang, gegen gleichlang, wird es gleichviel seyn, in welchem ich zuerst sey; oder ich hätte das Eine oder das Andere gewählt. Aber wie so ganz wäre die so wohlthätige Absicht Gottes über mich verloren gegangen, wenn nur die Reihenfolge dieser beyden Häuser wäre umgekehret worden!

In dem erstern Hause mußte ich mich an strenge Genauigkeit, an Pünktlichkeit gewöhnen. Das gab meinem

Charakter die Vestigkeit, die Selbstständigkeit, die sich nachher auf Alles erstreckte, auf meine Erziehungsmethode, auf meinen Eleven, und die ich bey einigen Gelegenheiten, aber mit aller möglichen Achtung und Klugheit, selbst gegen meinen Patron gebrauchte, um, mit Würde und Anstand, mein nöthiges Ansehen zu behaupten. Wäre ich nicht in diesem Hause zuerst gewesen: so hätte ich in dem zweyten Hause, wo ich alle Freyheit und alle mögliche Vollmacht gehabt habe, unmöglich meinem Posten mit Kraft und Nutzen vorstehen können. — Und wäre ich nachher in das erstere Haus gekommen: so wäre mir die anscheinende Strenge zu schwer gefallen. Gott, wie gütig bist Du! Zeige mir nur immer deinen Willen an, und Du hast tausend Mittel, es zu thun, und ich will Dir gerne folgen; Dein Wille ist doch stets der Beste! —

Ich fing nun meine Arbeit mit viel Vergnügen an. Das, was ich zu lehren hatte, fiel mir nicht schwer, weil es meistens Sachen waren, die ich auch schon getrieben hatte. Aber mein erstes Augenmerk ging nun darauf, die Charaktere der Personen zu studiren, mit denen ich umzugehen hatte; denn meine angelegenste Sorge war, mit Jedem so umzugehen, daß ich ihm wahrhaft nützlich werden könne, und mir seine Achtung und Liebe erwerbe.

Herr Gontard war ein Mann von wahrer Herzensgüte, von ächtreligiösem Sinne. Seine Handlungsgeschäfte lagen ihm zwar sehr an; aber er vergaß auch der Sorge für das wahre Wohl seiner Kinder nicht. Ich bemerkte, daß er mich, besonders im Anfang, genau beobachtete; sah, was ich that, und wie ich mich bey meiner Arbeit benehme; was ich für Grundsätze habe, und was ich seinen Kindern

suche beyzubringen. Da er nun glaubte Ursache zu haben, mit mir zufrieden zu seyn, so gewann ich sein ganzes Zutrauen; er überließ mir Alles, und war froh, daß er sich nicht mehr bekümmern müsse. — Madame Gontard war von einem thätigen Geiste; etwas rasch, aber gerade und offen; und da ich ihr gut zu begegnen suchte, so erwiderte sie es mit vieler Güte und Freundschaft. Man kam mir von allen Seiten mit allen möglichen Höflichkeiten zuvor, und suchte mir mein Leben so angenehm und vergnügt zu machen, als man konnte. —

Die drey Kinder, die ich eigentlich unter meine Aufsicht und Lehre bekam, hatten viele Fähigkeiten, so daß ich die beste Hoffnung hatte, etwas Gutes auszurichten. Nur bemerkte ich bald, daß Eines von den Kindern den Andern vorgezogen werde. Es braucht Vorsichtigkeit, wenn man diesem Uebel so entgegenarbeiten will, daß auf keiner Seite mehr verdorben als gutgemacht werde.

Der ältere Sohn hatte ein empfindliches, reizbares Gemüth, welcher durch jedes Zurücksetzen und durch jedes Unrecht, das er sich angethan glaubte, nur desto verschlossener, mißtrauischer und verdrüßlicher gemacht wurde, so, daß es auf seinen Umgang einen nachtheiligen Einfluß haben mußte. Das etwas jüngere Mädchen, das lebhaft und heftig war, suchte sich dann zu entschädigen durch jede Gelegenheit, die sich ihm darbot. Der jüngste Knabe, der das Schooßkind war, und durch sein einnehmendes, freundliches und artiges Wesen, jedermann gefallen mußte, hatte dabey ein gutes, zartes Herz. Und gerade bey diesem Punkte wollte ich die Sache anfassen. Ich dachte, die Aussöhnung, das Annähern muß von den Kindern ausgehen, dann kann

es erst herzlich und dauerhaft werden. Ich fing also unvermerkt, und nach und nach, bey gewissen Vorfallenheiten an, vorzustellen, wie wehe es einem guten Herzen thun müsse, wenn es seine Geschwister gekränkt und betrübt sehe, wenn man sich an die Stelle derselben setze. Das wirkte so stark auf das empfindsame Herz dieses Knaben, daß er sorgfältig jede Gelegenheit auswich, wo er hätte vorgezogen werden sollen; er stellte sich nachdrücklich als freywilliger Fürbitter für seine Geschwister dar, daß ihnen die gleichen Vortheile und Vergnügen erlaubt würden, wie ihm. Bis die Sache nach und nach in den Gang kam, that es ihm einige Male eigentlich wehe, wenn er nicht reußirte. Dadurch wurde die Liebe unter den Geschwistern wieder hergestellt; alle Ursache zu Eifersucht oder Neid fiel nun weg. Das Verdrüßliche, Widerliche in dem Gemüthe meines ältern Zöglings verlor sich, und er erheiterte sich, so daß er bald wieder von jedermann geliebet wurde. Man machte mir Complimente darüber; ich fühlte aber, wie wenig ich es verdiente, und gab den Ruhm Gott, der den Segen dazu gegeben hat. —

Ich arbeitete nun mit Lust und Vergnügen fort, und wie ich hoffen konnte, nicht ohne Nutzen und Frucht. Auch meine äussere Lage hatte sich merklich gebessert, da Einige aus unsrer Familie, mit meinen Eleven wöchentlich ein paar Stunden besuchten; und ein junger Engländer denselben beywohnte, den wir, als einen Tausch, in unser Haus bekamen, der sehr gut bey mir profitirte, und großmüthig in der Belohnung war. Das alles munterte mich auf, immer treuer und fleißiger zu werden.

Aber Eine wichtige Bemerkung mußte ich machen, daß,

wenn man ein Amt hat, wenn man die Erziehung von Kindern zu besorgen hat, dieses alsdann unser Hauptgeschäft seyn muß, dem wir unsre ganze Zeit und unsre Kräfte widmen müssen. Wir können alsdann kein anderes Hauptgeschäft für uns haben; das eine oder das andere müßte darunter leiden. Ich sah also bald ein, daß ich meine Absicht, das Französische hier genugsam zu erlernen, nicht werde erreichen können. Ich that was ich konnte; aber mein Projekt nach Genf zu gehen, konnte ich nicht aufgeben.

So ging es unter dem Segen Gottes fort, bis zu Anfang Decembers dieses Jahres 1771, wo sich wieder ein neuer, unerwarteter Vorfall zutrug. Ich empfing nämlich Briefe aus Berlin, von Hr. Professor Wegelin, bey der Ritterakademie daselbst, worin er mir eine Stelle als Hofmeister bey dem jungen Grafen, Sohn des General Soltikow, antrug. Herr Prediger Zollikofer in Leipzig legte ein Begleitschreiben bey, worin er mir rathet, diese Stelle, als sehr vortheilhaft, anzunehmen. Bey dem ersten Anblicke lebte Alles in mir auf. Und war es auch bey einem jungen Gemüthe wohl anders möglich? Was mich besonders reizte, war die grosse, schöne Reise, die ich sogleich hätte machen können. Ich sollte nämlich nach Berlin gehen, um mit dem Neveu des Generals von da nach Brüssel zu gehen, wo wir den General angetroffen hätten; von da nach Paris, wo die Frau Generalin war; und dann erst von dort die Reise zurück bis Riga machen, wo ich dann meinen Zögling gefunden, und mit ihm vollends die Reise nach Petersburg gemacht hätte. Auch alle übrigen Conditionen waren die allerannehmlichsten.

Ich antwortete dem Hrn. Professor, daß mir alle Um-

stände sehr wohl gefallen; aber zwey Bedenklichkeiten stehen mir im Wege: die erste, ob ich auch tüchtig sey zu diesem Platz? ich fürchte, ich habe noch zu wenig Kenntniße und Erfahrung; die zweyte, ich sey ein Geistlicher, und wolle ein Geistlicher bleiben, ob das mit dieser neuen Stelle würde bestehen können? — In allewege wolle ich als Sohn von meinem Vater abhangen; ich habe ihm deswegen schon geschrieben, und werde mich nach seinem Willen richten. — Ich redete auch mit einigen Freunden hierüber. Herr Scharfenstein, von Montbeillard, sagte mir: „Thun Sie das nicht, schreiben Sie Ihrem Vater noch nicht darüber; Ihr Herr Vater ist ein alter Mann, und als ein solcher, furchtsam; er findet Bedenklichkeiten, Sie so weit entfernt zu sehen; er fürchtet, er werde Sie gar nicht mehr sehen; er rathet Ihnen ab. Gehen Sie lieber zuerst bis nach Nürnberg oder Leipzig, und schreiben Sie ihm dann von da aus, was für ein vortheilhafter Antrag an Sie gelanget sey; und da Sie gar nicht daran zweifeln, er werde es auch billigen, so haben Sie, um keine Zeit zu verlieren, einsweilen die Reise angetreten. Dann denkt er: nun, zu geschehenen Sachen muß man das Beste reden, und gibt Ihnen seine Einwilligung."

Mir fiel sogleich bey diesem Rathe der harte Gedanke bey: das ist ein verfluchter Rath. Nicht, daß ich es dem Hrn. Scharfenstein im mindesten übel nahm; ich wußte, wie sehr er mich liebte, und mir zum Besten rathe; daß er mehr Menschen- und Weltkenntniß hatte, als ich, wie es nachher auch der Ausgang bestätigte. Aber mein Grundsatz war: ich will nicht der Vorsehung vorgreifen; ich will den Willen des Herrn abwarten, und nicht meinen Willen thun. —

Noch ehe ich die Antwort meines Vaters bekam, erhielt ich schon wieder Briefe von Berlin, worin mich der Herr Professor über meine beyden Bedenklichkeiten völlig beruhigte.

Aber wie bestürzt war ich, als ich den 18ten Februar, die Antwort von meinem Vater erhielt. Nicht nur mißrieth er es mir im höchsten Grade, sondern mit großer Schrift war geschrieben: ich will nicht, daß du nach Petersburg gehest. Der Brief enthielt die schärfsten Verweise und Vorwürfe. Mein Vater sagt: er hätte nicht geglaubt, daß ich um einer Handvoll Goldes wegen so meine Vaterstadt vergessen könnte. Ich setzte mich sogleich hin, und schrieb, mit tiefbetrübtem Herzen, daß ich nicht aus Gewinnsucht oder Eitelkeit das gethan habe, sondern um mehr Kenntniße zu erwerben, und dann mit diesen bereichert, mit der Zeit meiner Vaterstadt soviel nützlicher zu werden; ich werde aber seinem Willen pünktlich folgen. Den nächsten Morgen redete ich mit Hr. Gontard, dem ich schon vorher von Allem gesagt hatte, und zeigte ihm die Briefe. Und da lernte ich diesen Mann von einer schönen Seite kennen. Er sagte mir, er wollte mich im mindesten nicht hindern, wenn er sähe, daß es ein Glück für mich wäre; aber ich wisse, wie schwer es sey, aus Rußland wieder heraus zu kommen. Ohne einen Specialpaß von der Canzley in Petersburg, sey es keinem Menschen erlaubt, aus dem Lande zu gehen. Es würde ihm, aus Freundschaft für mich, in der Seele leid thun, wenn er mich in Petersburg unglücklich wissen sollte. Da er aus den Briefen sah, was das gewöhnliche Salaire sey, sagte er: ich wollte, daß ich auch so reich wäre, so würde ich Ihnen eben soviel herzlich gerne anbieten, und, setzte er hinzu: er sehe es für einen wah-

ren Verlust an, wenn ich von ihm weggehe, indem er bey seinen Kindern nicht sowohl einen Mann wünsche, der gelehrt sey, als der christlich und rechtschaffen denke, und den Kindern solche Grundsätze beybringe. Er anerbot mir: wenn ich noch ein paar Jahre bleibe, so wolle er mir selbst in Holland, wohin ich seinen Sohn begleiten solle, eine Gelegenheit zu reisen, verschaffen. Er redete mit der größten Freundschaft für mich, und mit der stärksten Bewegung für sich selbst. Wir hatten alle beyde die Thränen in den Augen; dann nahm ich seine Hand und sagte: Hr. G., einen Mann wie Sie, verlasse ich nie, bis ich muß. Ich wurde ganz ruhig, und faßte den Entschluß, in Frankfurt zu bleiben, welches ich auch sogleich meinem Vater schrieb.

Und nun nahm ich mir betend vor, die Pflichten in meiner gegenwärtigen Lage desto treuer und besser zu erfüllen. Aber ach Gott! ich schäme mich, so oft ich mein Tagbuch, das ich auch in Frankfurt immer fortsetzte, wieder durchsehe. Wie viele, so häufig wiederholte Klagen und bittere Vorwürfe, die ich mir selber machte, und sie leider verdiente; und dann wie reuevolle Empfindungen, die ich hatte; wie demüthige Abbitte, wie ernstliche Vorsätze, und Versprechungen gegen Gott; und doch immer wieder neue Rückfälle! eine unüberwindliche, — nein, aber eine noch immer nicht überwundene Trägheit und Schläfrigkeit, ein starker Hang zur Sinnlichkeit, zur Wollust! Es beugte mich oft tief, daß ich den himmlischen Sinn noch nicht so herrschend in mir fand, wie ich wünschte; immer noch mit einem innern Feind zu kämpfen hatte, der öfter siegte als fiel. Wie inbrünstig betete ich dann zu Gott, daß er mich durch seines Geistes Gnade und Beystand erneuere und

verbessere, daß ich noch auf dieser Erde, fromm und heilig werden möge. —

Eben so sehr mußte ich Klage führen über mein Predigen. Ich hatte oft Anlaß zu Bockenheim und zu Neu-Ysenburg zu predigen; aber selten, oder nie, war ich mit mir selbst zufrieden; und doch wußte ich von St. Gallen her schon, und sah es noch, daß, wenn ich mit dem nöthigen Zeitaufwand und mit ernstlicher Vorbereitung mich darauf vorbereiten würde, ich nicht ohne guten Erfolg predigen könnte. Einmal da ich eine Sonntag-Vormittagspredigt zu Bockenheim hielt, wo ich viele Zuhörer hatte, hörte ich hin und wieder vielen Beyfall. Ein andermal sagte mir Herr Gontard: „ich bin nicht geneigt zu schmeicheln; aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie anfangen in Frankfurt einen Namen zu bekommen, und wenn Sie das Projekt von der französischen Schweiz aufgeben, und sich allein auf das Deutsche legen: so haben Sie Hoffnung noch mehr bekannt und bald befördert zu werden, und nach und nach stehen Ihnen die besten Stellen offen.“ Herr d'Orville sagte mir einige Zeit hernach das Gleiche; auch der Bruder des Herrn Gontard sagte mir viel Verbindliches.

Die Wirkung, die dieß auf mich machte, war theils tiefe Beschämung. Herr! womit habe ich es verdient, da ich doch meine Unvollkommenheit in allen Stücken so sehr fühle? theils fesselte es mich aufs Neue an diese guten Leute, die mir so viel Liebe erwiesen. Und doch sagte ich es ihnen bestimmt, daß ich mich hiezu nie werde entschließen können, weil ich es meinem Vater heilig versprochen habe, ich wolle meine Vaterstadt nie vergessen, sondern ihr einmal dienen. So bleiben Sie wenigstens noch ein Jahr bey uns, baten

sie mich. Das versprach ich ihnen, und sagte: ich müßte unempfindlich und undankbar seyn, wenn ich so viele Freundschaft und Gutthaten nicht zu erwidern suchen würde; ich wolle also so lange noch bleiben als ich könne. Und ich sah, daß ich einst nicht ohne Schmerz aus diesem Hause werde weggehen können.

Im September 1773 hatte ich wieder einen neuen Beweis, wie die Vorsehung oft auch von weitem unser Schicksal vorzubereiten und anzubahnen weiß. Ich sollte wieder daran erinnert, und der Gedanke in mir vester werden: „Du mußt dich doch einmal auf die französische Sprache legen.“ Und welche ungesuchte Veranlassung zu diesem Gedanken! Mehrere St. Gallische Kaufleute besuchten die hiesige Messe. Ein Freund von mir, Herr Rittmeister Wetter, fragte mich: „Wie bald wollen Sie nun nach Genf verreisen?“ Ich antwortete ihm mit Lachen: wenn ich bis jetzt über ein Jahr so viel vorsparen kann, daß ich ein Jahr in Genf davon leben kann, so will ich dann hingehen. „Und wenn Sie nicht genug haben, so rathe ich Ihnen eine Collecte zu sammeln; dann fangen Sie bey mir an, ich will Ihnen geben, soviel Ihnen noch mangelt.“ Diesen Wink wollte ich nicht unbemerkt vorbeygehen lassen.

In dieser Zeit predigte ich einmal in Offenbach. Nach der Kirche wartete ein Mann auf mich, der mich mit diesen Worten empfing: Sie haben mir von dem Herrn Jesu geprediget, ich danke Ihnen dafür; ich möchte Ihre Bekanntschaft machen. Er bat mich, den Abend zu ihm zu kommen; ich that es, und fand einen vernünftigen, christlich denkenden Mann an ihm. Er nannte sich Adrians von Amsterdam. Wir versprachen einander, unsere Be-

kanntschaft fortzusetzen. — Ich dachte mit Dank gegen Gott: so läßt mich der liebe Gott doch bisweilen noch sehen, daß auch meine Predigt-Arbeit nicht ganz ohne Segen ist.

Ich muß noch einmal auf meinen ersten Zögling, den jungen Herrn von M. zurückkommen. Er wurde in dieser Zeit konfirmirt. Bey diesem Anlaße schrieb ich ihm, was mein, für ihn warmes Herz, mir eingab, und es muß Eindruck auf ihn gemacht haben; denn er schrieb mir einen Brief, der mir zeigte, wie vest er entschlossen sey, den guten Grundsätzen, die er angenohmen hatte, von deren Wahrheit und Nutzen er überzeugt war, und die er nun feyerlich beschwören wollte, sein Lebenlang treu zu bleiben. Wenn ich abweiche von diesem guten Wege, schreibt er, so soll dieser Brief einst wider mich zeugen an jenem Tage. Doch nein, er soll, wills Gott, nicht wider mich, er soll für mich zeugen; er soll beweisen, wozu ich mich entschloßen, wie ich es gehalten, und was ich nun von Gott zu hoffen und zu erwarten habe, wie Er es mir hier verheißen hat. — Dieser gute Jüngling ging einige Zeit nachher nach Karlsruh in eine Pension, als Studirender. Gott segne ihn sein Lebenlang!

Im folgenden Jahre 1774, bekam ich auf die Herbstmesse von meinen Eltern, Verwandten und Freunden lauter Briefe, die auf einen Abschieds-Ton von Frankfurt gestimmt waren. Ich redete mit Herrn G. darüber, und stellte ihm vor, daß wenn ich mich auf das Französische legen wolle, es nun Zeit sey, darauf zu denken. Er sagte mir: er könne und wolle mich in meinem Vorhaben nicht hindern: indessen soll ich noch bey ihm bleiben, so lange es die Umstände noch erlauben. Allein den 27. September bekam ich

einen Brief von meinem Vater, worin er mir meldet, daß Herr Pfarrer Rietmann, der an der französischen Kirche in St. Gallen stand, auf den Tod krank sey, und mich fragte, ob ich nun diese Stelle annehmen wollte? Mein Vater war gar sehr dafür. Ich antwortete: wenn man mir erlauben könnte, noch mehrere Monate nach Genf zu gehen, so wolle ich die Stelle annehmen; wenn man aber dieses nicht könnte oder wollte zugeben, so wäre es mir unmöglich, sie anzunehmen.

Die Antwort die ich von Hause bekam, war: es verziehe sich mit der Krankheit des Herrn Pfarrer Rietmanns, so daß für jetzt keine Rede davon sey, daß die Stelle besetzt werde; ich solle also nur in alle Wege nach Genf verreisen; es werde sich dann schon zeigen, wie es weiter komme. Ich machte deßwegen die nöthigen Anstalten zur Abreise. Aber je mehr dieser Zeitpunkt sich näherte, desto mehr fühlte ich das Schwere und Drückende desselben für mich.

Der letzte Sonntag, den ich in Frankfurt zubrachte, ach Gott! wie wichtig wurde er mir, in religiöser Hinsicht. Wie viel Ursache zur Beschämung, zur Demuth, zur Abbitte, und doch auch zur herzlichsten Dankbarkeit! Auch die übrigen Tage dieser Woche, wo ich mein Auge nur hinkehrte, oder meinen Fuß nur hinsetzte, traf ich auf lauter Erweisungen der Höflichkeit, der Freundschaft und der Liebe.

In dem erstern Hause, in dem ich war, bey Herrn Hofrath und Frau von M.; wie rührend war von beyden Seiten der Abschied! Ich war, und blieb immer der Freund und der Vertraute von diesem guten Hause. Auch von Herrn Pfarrer Kraft that es mir äusserst leid, wegzugehen.

Einer der besten biblischen Exegeten, die ich gekannt habe, ein Mann, der durch Gelehrtheit und Frömmigkeit, und durch seine Liebe und freundschaftlichen Umgang mit mir, mir so schätzbar, als lehrreich und nützlich gewesen ist.

Der Abschied von meinen übrigen Freunden, und von unserer ganzen Familie, war mir überaus empfindlich; aber vollends noch der Abschied von den Eltern und den Kindern in unserm Hause: wie tief, ach wie tief schnitt er mir zu Herzen! Kaum habe ich in meinem Leben einen Mann herzlicher, und mit mehr wahrer Hochachtung geliebet, als den Herrn G.; und gewiß hätte man nicht mehr thun können, um mir die herzlichste Dankbarkeit zu bezeugen, und mir die Reise recht angenehm zu machen, als die Madame G. für mich that. Auf Alles dachte sie; für Alles sorgte sie; mit allem möglichen Guten rüstete man mich aus; man versah mich mit Empfehlungsschreiben an alle Orte hin, bis nach Genf selbst.

Den letzten Abend — wie traurig waren wir Alle; wie suchte ein jedes, mich noch allein zu sprechen, mir sein Herz in meinen Schooß auszuschütten. Ich sagte den Kindern aus vollem Herzen was ich dachte, das Eindruck machen, und ihnen bleibend nützlich seyn könnte.

Und nun, Samstags den 5. November 1774, der mir so unvergeßliche Tag meiner Abreise aus dem mir so lieben, lieben Frankfurt, und aus dem Hause, in welchem ich so viel Gutes genossen hatte. Mit warmem Dank gegen Gott, und gegen meine Lieben, reiste ich unter den heißesten gegenseitigen Segenswünschen ab, über Mainz, Oppenheim, Mannheim, wo ich den Hof in seiner ganzen Pracht sah. Denn es wurde des Churfürsten Geburtsfest

gefeyert, und an einem dieser Gallatage, konnte ich durch die gütige Verwendung eines Freundes, vermittelst eines Billets, in das vortreffliche Concert kommen, wo freylich die Musik mich entzückte; aber jemehr man die große Welt von nahem sieht, und einen tiefern Blick in ihre Unvollkommenheit thun kann: wahrlich, desto weniger wird sie uns reitzen.

In Strasburg lernte ich den frommen Herrn Pfarrer Lorenz kennen, und in Basel den berühmten Herrn Stadtschreiber Iselin. In Wiedlisbach, einem Dorfe im Kanton Bern, fand ich ein Buch in der Stube liegen: das neue Testament mit Anmerkungen und Gebeten, von meinem Vater, das mir die Wirthin als ein sehr erbauliches und ihr liebes Buch rühmte. Wie freute es mich, dieses Buch so unerwartet hier anzutreffen! Aber ein komischer Auftritt, der darauf folgte! Ich fing nun an, mit der Wirthin und ihrer Tochter zu sprechen; allein die Tochter entschuldigte sich sehr höflich und sagte: Ich habe gesehen, daß Sie mit Ihrem Reisegefährten französisch gesprochen haben; ich bitte Sie, französisch zu sprechen; ich verstehe Ihr Deutsch nicht. Nun fing ich an, anstatt hochdeutsch zu reden, in vollem Schweizerdialekt zu sprechen. Sie lachte und sagte: ja nun verstehe ich Sie, und mir wurde es recht heimlich.

Auf der Reise versäumte ich nicht, überall, in Mannheim, in Strasburg, in Basel, was Merkwürdiges zu sehen war, von Bibliotheken, Kabinetten ꝛc. zu besehen; es gibt immer neue Begriffe; es weckt manche Empfindungen.

Endlich, Freytags den 18. November, kam ich glücklich und wohlbehalten in Genf an. Ich übergab meine Adresse sogleich an einen Kaufmann, Hrn. Dombre, der mir seine freundschaftlichen Dienste anerbot, und mir auch un-

gesäumt eine gute Kost und Logis besorgte. Freylich stach die Bedienung, die ich hier hatte, entsetzlich ab gegen die, die ich in Frankfurt genoß; aber ich sah auf den Hauptzweck meines Daseyns, und da habe ich doch gefunden, was ich suchte: gebohrne Genfer, die nichts als französisch, und zwar gut französisch sprachen; und sehr gute Leute, die mir thaten, was sie konnten, und mich genießen ließen, was sie hatten, und damit war ich vergnügt.

Ich erbat einen geschickten jungen Geistlichen, daß er mir als Sprachmeister diene. Was ich noch nöthig hatte, war nicht so sehr die Sprache selbst, die ich grammatikalisch und durch Uebung ziemlich inne hatte, als vielmehr eine richtige, gute Aussprache; der ächtfranzösische Akzent. Ich bewohnte eine große Stube, setzte bey meinem Unterrichte mich in die entfernteste Ecke derselben, mein Sprachmeister sich in die Andere; dann las ich laut aus einem guten französischen Buche, und er korrigirte mir die Aussprache, wo es nöthig war. Ich machte französische Aufsätze, besonders Predigten, und er rezensirte sie, um meinen Styl zu bilden. Oefters hielt ich für andere Geistliche die öffentlichen Gebetstunden in der Kirche, um mich im öffentlichen Vortrage zu üben, und diente über das Fest bey der Communion zu, wo dann jedem Kommunikanten etwas Eigenes gesagt wird.

Freytag den 6. Jannar meldete mir meine Schwester, daß Hr. Pfarrer Rietmann seine Predigerstelle an der französischen Kirche niedergelegt habe, und allem Anscheine nach den Hrn. Pfarrer Züblin in Remagen, zum Nachfolger bekommen werde; und daß die französische Kirche den Hrn. Candidat Caspar Pfels, auf ihre Unkosten, nach Lausanne schicke, um die Sprache zu lernen. Obschon diese beyde

Herren meine guten Freunde waren, und ich sie beyde herzlich liebte: konnte ich doch einen geheimen Unwillen nicht unterdrücken. Ich dachte: warum hat man mich nach Genf gehen lassen, und jetzt will man sobald schon einen Andern zum Pfarrer erwählen. Noch mehr, man schickt den Herrn Fels, auf Unkosten der französischen Kirche, nach Lausanne, zu studiren, und mir hat man es überlassen, auf meine eigene Kosten nach Genf zu gehen, wo es so gewaltig theuer zu leben ist. Ich gestehe, es kämpfte stark in mir. Den beyden Freunden zwar, die ich liebte, gönnte ich dieß gerne; aber ich verwunderte mich über das Benehmen der Vorsteher der französischen Kirche, und mein eigenes Intresse und mein Stolz kamen mit ins Spiel. Ich fühlte zwar wohl, daß meine Empfindung und meine Absichten nicht ganz lauter seyen, und daß eine ruhige, christliche Ergebung in den Willen Gottes, und ein kindliches Vertrauen auf seine Vorsehung, mir viel anständiger, und Gott viel angenehmer gewesen wäre. Ich bat Gott um Vergebung.

Allein, wie sehr wurde ich beschämt und gedemüthiget! Am Freytag den 6ten hatte ich diesen Brief bekommen, und am Montag den 9ten, erhielt ich Briefe von den Aeltesten der französischen Kirche, daß ich den 4ten dieses zum Suffragant an diese Kirche erwählt worden sey. Der Brief war in den verbindlichsten Ausdrücken; nur war die Zeit sehr kurz, die man mir erlaubte — noch ungefähr sechs Monate — in Genf zu bleiben.

Diese Neuigkeit rührte mich weit stärker, als mich die bloße Nachricht von einer Beförderung hätte rühren können; denn ich sah sie aus verschiedenen Gesichtspunkten an, die mir sie wichtig machten. Ich sah hier den Anfang meiner endlichen Bestimmung, und die ist anders ausge-

fallen, als ich gewünscht hatte. Ich hatte mir immer vorgestellt, eine Pfarrstelle auf dem Lande wäre das Vortheilhafteste für mich; weil ich mehr Nutzen bey einer Landgemeinde würde stiften können, als in der Stadt; weil ich da minder Gefahr für mich sähe, und mehr wahres Pastoralvergnügen zu finden glaubte. Allein, die Vorsehung läßt mich nicht auswählen! Ich will also nur bey dem, der mich ruft, Hülfe und Kraft und Beystand suchen, und ihn bitten, daß er mir Gnade gebe, an was für einer Gemeinde ich auch arbeiten müsse, nur immer das Wort der Wahrheit recht zu theilen. Ich fühlte meine Schwäche so lebhaft, daß es mir Thränen auspreßte. Herr stärke Du mich!

Den nächsten Posttag schrieb ich an die Vorsteher der Kirche, und auch Hrn. Professor Wegelin, der unterdessen meine Stelle zu versehen übernahm, ihm höflich zu danken, und ihm das Salarium, das mir von Stund an zufiel, zu offeriren.

Aber nun galt es Ernst, mich aus allen Kräften auf die Sprache zu legen; ich wich deßwegen, soviel ich konnte, aus, irgend etwas deutsch zu thun, sprechen oder lesen, oder schreiben, oder auch nur denken; ich suchte nur mit solchen Personen umzugehen, die gut französisch sprachen, besonders mit den hiesigen Geistlichen, von denen ich viele Freundschaft genoß; ich las dem blinden Hrn Pfarrer Perron vor, der mich fleißig korrigirte; ich machte immer Aufsätze und Predigten, die ich der strengen Zensur meines Sprachmeisters und anderer Prediger unterwarf; ich ging öfters allein spaziren, und dachte nach, wie ich mit meinen künftigen Zuhörern französisch reden wolle, öffentlich, privatim, mit Gesunden, mit Kranken, mit Katechumenen;

ich verrichtete mein tägliches Gebet französisch; ich unterließ keine Gelegenheit, versäumte keine Minute.

Meine erste französische Predigt hielt ich Sonntags den 28sten May, zu Chanton, wo ich auch das heil. Abendmahl zudiente, und es selbst genoß. Nach der Predigt besuchte ich den berühmten großen Philosophen Charles Bonnet. Dieser hatte ein so hartes Gehör, daß er keinen Prediger verstand. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß Er, als ein Mann, der sich für sich selbst besser unterhalten könne, doch alle Sonntage dem öffentlichen Gottesdienste beywohne. Er gab mir zur Antwort: „Ich bin der Herr vom Orte (le Seigneur du Lieu); wenn ich nun nicht in die Kirche komme, so kommen Andere auch nicht; ich will ihnen ein gutes Beyspiel geben, und den öffentlichen Gottesdienst im Ansehen zu erhalten suchen, so viel von mir abhängt.“ Was mir sehr zur Ermunterung diente, war, daß der Herr Syndic Saladin, der in der Kirche war, zu einem meiner Freunde sagte, er sey mit meiner Predigt vollkommen zufrieden gewesen. Der Beystand Gottes, den ich bey diesem ersten Versuche erfahren, soll mir zum Vertrauen auf ihn dienen, und mich immer arbeitsamer und fleißiger machen. Unangenehm und hinderlich war es mir, daß ich bisweilen aufgefordert wurde, in der deutschen Kirche zu predigen; doch fing ich bey dieser Predigt an, es zu versuchen, die gleiche Predigt auch deutsch zu halten.

Freytags den 30. Junii bekam ich Briefe von meiner Schwester, worin sie mir meldet, daß mein Vater, (der in seinem sieben und siebenzigsten Jahre war) einen Krankheitszufall bekommen habe; ich möchte deßwegen meine Nachhausereise beschleunigen; doch war noch eine Nachschrift: da es sich in etwas zu bessern scheine, so soll ich

noch einen Posttag abwarten. Der folgende Bericht war etwas besser; doch wünschte mein Vater, mich noch zu sehen. Ich rüstete mich also auf meine Abreise.

Aber ehe ich Genf verlasse, muß ich aus meinem Tagebuche die damalige Stimmung meines Herzens, die religiöse Verfassung in der ich mich befand, und die Empfindungen hersetzen, mit denen ich Genf verließ.

Wie viel Gutes habe ich hier genoßen, wie viele Freundschaft und Liebe, wie viel unverdiente Achtung und Zutrauen. Ach! wenn mich meine Freunde gekannt hätten, wie ich mich selbst kenne, wie meine Trägheit und Schläfrigkeit mir immer noch so sehr ankleben! Wann werde ich doch einmal mit mir selbst zufrieden seyn, mit mir selbst zufrieden seyn können? Wie tief rührte es mich in meinem Innersten, wenn verschiedene meiner Freunde und Freundinnen mir sagten, wie sehr ihnen meine Abreise nahe gehe, weil sie Erbauung von mir genoßen, und noch mehr zu genießen gehofft haben. Wie viel, ich fühle es mit Wehmuth, wie viel hätte ich mehr für mich Nutzen und Segen in allen Absichten suchen und finden können, und sollen; und wie viel hätte ich mehr Erbauung stiften können, wenn, anstatt des irrdischen, fleischlichen Sinnes, der geistige und himmlische bey mir herrschend gewesen wäre! Ach Gott! vergib mir alle meine Sünden und Fehler und Schwachheiten; ändere, bessere mich durch deine allmächtige Gnade; Dir übergebe ich mich aufs Neue. Wie beschämt war ich, da ein jeder meiner Freunde sich noch beeiferte, mir etwas zum Andenken mitzugeben, Briefe, Verschen, Bücher, Zeichnungen; besonders bekam ich von einem Herrn Preisler, Zeichenmeister, ein ganz vortrefliches Stück: einen Papillon und einen Goldkäfer, so ganz Natur, daß Hr.

Chorherr Geßner, dem ich es in Zürich zeigte, in dessen berühmtem Kabinette Herr Preisler ehedem einige Jahre gearbeitet hatte, es nicht genug bewundern konnte.

Und so reiste ich von Genf ab, mit dem lebhaftesten Frohgefühle, daß Gott meinen Wunsch und mein Gebet erhöret und erfüllet habe; da ich nun aus dem dritten Hause, in welchen ich diese sieben und ein halbes Jahr zugebracht hatte, eben so ungerne wegging, als man mich ungerne weggehen ließ. Welche angenehme Empfindung erweckte es in mir.

Bis Bern reiste ich vergnügt und glücklich, und hier fand ich bey einem Freunde einen Brief, mit der Ueberschrift von meines Vaters Hand. Der Brief war freylich von meiner Schwester; aber sie meldete mir darin, daß mein Vater gesagt habe: „Ich will die Addresse machen, es freuet ihn dann, wenn er nur meine Hand wieder sieht.“ Welche herablassende Güte und Liebe von einem Vater gegen den Sohn! Wenn ich dieses Zartgefühl gegen meinen Vater hätte äussern können, so wäre es mir schön angestanden; aber mein Vater gegen mich!

In Zürich hatte ich vergnügten Umgang mit Herrn Lavater, Hrn. Candidat Fels; ohngefähr mußte ich ihn antreffen auf seiner Reise nach Vevay; ferner mit Hrn. Heß, Tobler, Pfenninger, Chorherrn Geßner, dem alten, würdigen Herrn Bodmer, und andern Freunden.

Mit welcher Sehnsucht sehe ich nach Hause!

Dritte Periode.

Von 1775 bis 1795.

Mein Antritt der französischen Predigerstelle; Verheirathung, und verschiedene Amtsveränderungen.

Endlich brachte mich der 16te Juli 1775, nach einer sieben und ein halbjährigen Abwesenheit, meinen Eltern und Geschwistern wieder in die Arme, mit welcher gegenseitigen Bewegung und Freude, läßt sich leicht vorstellen, besonders, da mein Vater sich von seiner Krankheit so gut wieder erholt hatte, daß er heute Morgen wieder predigen konnte. Wir dankten Alle Gott, der uns so vergnügt wieder zusammen gebracht hatte. Mit wahrer Inbrunst meines Herzens betete ich des Abends in meinem Kämmerchen, in welchem ich bis in mein 22tes Jahr so oft, und unter so mancherley Umständen gebetet hatte.

Die ersten Tage vergingen mir sehr angenehm, unter häufigen Besuchen, wo ich nichts als Freundschaftserneuerungen, Freundschaftsversicherungen und Dienstanerbietungen fand. Und womit hab' ich es verdient, daß meine Mitbürger ein so gutes Zutrauen zu mir haben? Man bot mir von allen Seiten Kinder zum Religionsunterricht, zum Französischen und Anderm an, so, daß ich sogleich mehr Arbeit schon hatte, als ich annehmen konnte. Ach, wie Mancher muß die Arbeit mühsam suchen, und mich sucht die Arbeit selbst!

Die folgenden Tage wurden mir schwer. Ich arbeitete mit vieler Mühe an meiner Eintritts-Predigt, aber ich fühlte mich nicht aufgelegt: ich war matt, zerstreut, es wollte nicht gehen, mir wurde bange; ich weinte, ich flehte zu Gott: Herr! der du mich auf diese Stelle berufen hast: kann ich dir dienen, wenn du mir nicht Kräfte dazu verleihst? kann ich arbeiten, wenn ich nicht aufgeräumt bin? Wenn auch meine vorigen Sünden, wenn meine Fehler Schuld an meiner gegenwärtigen Lage sind: was kann ich anders thun, als sie dir, o Gott! mit Reue und Schaam aufrichtig bekennen, demüthig abbitten, wachsam dagegen seyn; und darf ich denn nicht um Jesu willen Vergebung und Gnade hoffen? oder hast du aufgehört, gnädig zu seyn? Wenn du mich mit Untüchtigkeit strafen willst, so kann ich die Stelle nicht versehen, die du mir gegeben hast; so kann ich keinen Nutzen stiften; so bin ich ein unnützer Knecht. Ach Herr, wie so lange! Erbarme dich meiner!

Ich konnte endlich die Predigt noch ganz gut ausarbeiten; und Sonntags den 30. Julii hielt ich sie mit so viel Erfolg, daß es mir nachher warm aus dem Herzen ging: Herr! du bist unsere Zuflucht und unsere Hülfe für und für! So viel ich heute schon hörte, waren die Zuhörer auch zufrieden.

Ich machte mir hier eine doppelte Bemerkung. Die eine betraf meine Predigt; die andere den Antritt meines Amtes. Warum ging es mir bey dem Ausarbeiten meiner Predigt auf die Letzte besser, als von Anfang? Sollte nicht die Nothwendigkeit, in die ich mich versetzt sah, auch dazu beygetragen haben, daß ich mich anstrengen, daß ich alle meine Kräfte aufraffen mußte, und dadurch in den Stand gesetzt wurde, etwas Rechtes zu leisten? Oder wirkt Gott nicht auch

mittelbar? sieht er nicht mit Wohlgefallen, hat er es uns nicht selbst befohlen, daß wir das Unsrige auch thun sollen, und unsre Kräfte anstrengen? So will ich mirs also zur Pflicht machen, ins Künftige meine Predigten mit mehr und eifrigerm Gebete, aber auch mit mehr Arbeit und Fleiß zu machen; durch die Trägheit und Unaufgelegtheit, die ich verspürte, mich nicht abhalten zu lassen. Es ist vielleicht nur ein Bollwerk, hinter welches sich meine Schläfrigkeit zu verstecken suchte, die ich durch redlichen Ernst, unter dem Beystande Gottes, gewiß besiegen könnte. — Die zweyte Bemerkung betrift den Antritt meines Amtes.

Heute habe ich nun ein Amt angetreten. Herr! in dessen Dienst ich nun feyerlich trete, laß mich die Wichtigkeit des Amtes, das du mir anvertrauest, wohl bedenken; den Werth der Seelen bedenken, die meiner Sorge übergeben sind. Wie kann ich sie deutlich und überzeugend genug lehren? Wie muß ich suchen, sie kennen zu lernen, um zu wissen, was sie besonders nöthig haben, und wie ich ihnen beykommen könne. Könnte ich ihnen den Werth der Zeit, das Gewicht der Ewigkeit, ihre Bestimmung zur Seligkeit, so lebhaft und rührend vorstellen, daß es Eindruck auf sie machte! Könnte ich sie von der Liebe des Erlösers zu ihnen so kräftig überzeugen, daß sie alle Ihm nachfolgten! Ach, daß ich einen bleibenden Segen in dieser Gemeinde stiften könne, der sie und mich noch erfreue, und unsere Verantwortung uns erleichtere am Tage der Rechenschaft! Heute oder Morgen geht Einer oder der Andere meiner Zuhörer in die Ewigkeit über; und wenn er nicht vorbereitet dazu ist, wenn er unglücklich ist: so könnte ich vielleicht auch mit Schuld daran seyn. Herr! laß mir das doch immer im Sinne seyn, so oft ich auf die Kanzel

steige, so oft ich auf eine Predigt studire; in meinem ganzen Leben laß mir das im Sinne seyn, damit nicht etwa mein Leben Schuld sey, daß eine Seele geärgert werde, oder verloren gehe. O Gott! möchte ich, wie ich es in der Predigt gesagt habe, am letzten Tage meines Lebens, wo ich dem Oberhirten, dem Richter über Alle, Rechenschaft geben werde, wie ich an den Seelen gearbeitet habe; möchte ich alsdann noch mich dieses ersten Tages, und eines Jeden meiner Tage mit Freuden erinnern! Herr stärke mich; segne meine Gemeine, lasse sie deiner Gnade empfohlen seyn! —

Heute, den 31. Julii, hatte ich mich eines neuen Beweises der Güte Gottes zu erfreuen. Denn, da ich meine Lehrstunden eintheilte, fand ich sie schon von 1 bis 7 Uhr völlig besetzt. Der Gedanke, den ich suchte mir recht tief einzuprägen, war: daß gewiß niemand ruhiger, gesetzter, vernünftiger, fleißiger, und dem zufolge glücklicher und gesegneter arbeitet, als derjenige, der betend, auf Gott sehend, und auf seinen Beystand vertrauend arbeitet. Ich will mich zu Gott wenden, wann ich das Schwere der Arbeit fühle; ihm es verdanken, wann ich Segen verspüre; auch soll es mir angelegen seyn, hie und da, wo ich kann, gute Ermahnungen einzustreuen; durch Worte und Beyspiel den iungen Leuten nützlich und erbaulich zu seyn.

Ach! ich fühlte bald, daß ich zu frühe hieher gekommen sey, und nicht genug Zeit gehabt habe, mich auf die französische Kanzel vorzubereiten, und daß ich, selbst jetzt noch, nicht genug Fleiß und Mühe darauf verwende. Es konnte also nicht anders seyn, als daß ich schüchtern, muthlos, verwirrt, und ohne den gehörigen Effect predigte. Es blieb mir deßwegen kein anders Mittel übrig, als mich zu

entschließen, mein Concept ins Künftige vor mich zu legen, und so gut und nachdrücklich zu lesen, als immer möglich.

Auf der einen Seite gereichte dieß mir zu meiner tiefsten und schmerzlichen Demüthigung. Ich finde in meinem Tagebuche die bußfertigsten, reuevollsten Aeußerungen darüber. Alle, alle Schuld nahm ich auf mich; ich fühlte mich strafbar vor Gott. Ach! dachte ich, es ist kein Fehler der Natur; ich hätte Gaben genug; es ist nicht ein Unglück; nein, es ist meine, meine eigene Schuld. Großer Gott, vergib mir meine Sünden um Jesu willen! Laß es doch nur keine üble Folgen für die Zuhörer haben. Wenn nur dein Wort nicht darüber verachtet wird; wenn nur der Nutzen, wenn nur die Erbauung dadurch nicht zerstört ist! Laß deine Absichten an mir zu meiner wahren Besserung erreicht werden! Doch regte sich dann auf der andern Seite auch hie und da wieder ein Gedanke, der mich einigermaßen hob und mich tröstete. Ich dachte an den Samuel Werenfels, in Basel, der es in seiner Predigt, über 2. Corinth. V, 17. auf der Kanzel sagte: er predige in einer Sprache, der er nicht ganz mächtig sey, und sehe sich genöthiget, um seines Gedächtnisses willen, seine Predigt vor sich zu legen. Aber dann dachte ich: wie darfst du dich nur mit einem so großen Manne vergleichen?

Was mir doch endlich Muth machte, war, neben Gebet und Vertrauen, Gott werde mir wieder helfen, die unverdiente, nicht erwartete Liebe und Güte so vieler Mitglieder meiner Gemeinde. Ich bekam viele schriftliche und mündliche Ermunterungen, und Aufforderungen, mir doch nur kein Bedenken zu machen, meine Predigten zu lesen; gut, und mit Anstand gelesen, werde meine Deklamation schon ersetzen, und die Erbauung werde gewiß nicht darunter leiden.

Ich mußte auch etliche Mal deutsch predigen, und ich bekam immer mehrere Zuhörer. Theils hatte ich es dankbar der unverdienten Gnade Gottes zuzuschreiben, die mir Kraft und Beystand schenkte; theis kam noch ein äusserer Umstand dazu. Ich hielt mich nämlich nicht so steif an eine gewisse Predigtmethode; ich folgte der Empfindung meines Herzens; ich fragte mich, was für eine Empfindung ich bey dem Zuhörer hervorzubringen suchen müsse, und aus welchen Einsichten und Ueberzeugungen ich sie herleiten, auf welche ich sie gründen solle; und so bekam dann auch eine jede Predigt nicht immer den gleichen Zuschnitt, und so konnte ich auch mehr auf die Zuhörer wirken.

Dieses, und der Beyfall in meinen französischen Predigten, regte hie und da den Neid ein wenig auf, und ich mußte sehr behutsam und klug gehen, um nicht Anlaß zu geben. Ich hörte erstaunlich viele, und verschiedene Urtheile; doch weit mehr günstige. Erst durch diesen Anlaß sah ich recht, wie viel Freundschaft ich überall genieße; und ich glaube, der liebe Gott läßt es nicht ohne Absicht so geschehen, daß ich bald Gutes, bald Böses erfahren muß, damit ich auf der einen Seite in der Demuth bleibe, und auf der andern Seite denn doch vor Verzagtheit und Mißmuth verwahret werde. Gott half mir gnädig durch, und es legte sich bald wieder.

Ich schickte einmal einige Predigten an meine Freunde nach Genf, und sie antworteten mir: „Monsieur, nous „avons trouvé vos sermons pleins d'Onction et pleins de „germanismes.“ Wir haben eure Predigten voll Salbung, und voll Französisch-Deutsch gefunden.

Aber eine Prüfung anderer Art sollte mich nun treffen, ein empfindlicher Schlag, der meine ganze Seele erschüt-

terte. Nicht nur der Verlust einer zärtlichliebenden Mutter, nicht nur die schmerzliche Empfindung eines kindlichen Herzens darüber; sondern, was mich am meisten angriff, war, das Dunkele und Harte der Wege der Vorsehung Gottes. Sollte wol Gott, dachte ich, meinem Vater, diesem seinem alten, treuen Knechte, seine Gattin noch wegnehmen, da ihm ihre Hülfe und ihr Umgang so unentbehrlich ist? Ich sagte einige Male in diesen Tagen in meinem Gebete zu Gott: „Herr! wenn du mich nicht erhören willst, um meinetwillen; denn ich bin es nicht werth: so erbarme dich doch meines Vaters, den du liebest; erhalte ihm seine Gattin zu seinem Troste und zu seiner Freude!“ Allein Gott hatte es anders beschlossen. Eine Verhärtung in der Leber führte ihr Ende herbey.

Einmal, da sie sich nach einem sanften Schlummer aus ihrem Fieber ziemlich erholt hatte, und mit mir zu reden anfing, fragte ich sie: (es war der letzte September) wissen Sie, daß morgen mein Geburtstag ist? Voll Bewegung fing sie an, über mich zu beten, und mich zu segnen. Mit Nachdruck sagte sie zu mir: „Es wird dir gewiß wohl gehen dein Lebenlang.“ Wie rührend war mir dieser Segen meiner sterbenden Mutter! Und Gott hat ihn bisher in Gnaden an mir erfüllet. Vergilt, o Gott! dieser lieben, theuren Mutter, was sie dreyßig Jahre lang Gutes an mir gethan hat. Den dritten Oktober ging sie sanft in ihre ewige Ruhe ein.

Nun wurde mir die Absicht Gottes bey dieser Prüfung ganz klar; ich konnte die weisen und gütigen Wege der Vorsehung vollkommen rechtfertigen; denn, nicht nur mußte ich die christliche Gelassenheit und Seelenstärke meines Vaters bewundern, der bey allem seinem Schmerz über den

Verlust seiner lieben Frau doch so ruhig war, und nun nichts Angelegeneres hatte, als uns, seine Kinder, recht enge mit einander zu verbinden, und uns vor ihm versprechen zu machen, daß wir uns stets einander lieben, und Eines für das Wohl des Andern sorgen wollen. Zu mir sagte er: „Du mußt nun, da ich bald sterben werde, ihr Vater seyn; ich empfehle sie dir.“ Das will ich gewiß nie vergessen! Was mir besonders die zuerst so dunkel scheinenden Absichten Gottes, als weise und gut zeigte, war die mir so einleuchtende Bemerkung, daß, wenn mein Vater vor meiner Mutter hätte sterben müssen, sie seinen Tod viel schwerer ertragen hätte, da er bey seinem männlichen, ruhigen Muthe, und so mancherley andern Erleichterungen, die gleiche Last viel leichter zu tragen im Stande war. So ist der Herr immer weise, in Allem was er thut.

Jetzt, da ich dieses schreibe, ist keines meiner Geschwister mehr am Leben; aber mein Gewissen gibt mir vor Gott das Zeugniß, daß ich an ihnen und ihren Kindern, nach meinem besten Vermögen, redlich gethan habe, was mein Vater mir empfahl. Ueberhaupt hat der Tod meiner seligen Mutter einen gesegneten Eindruck, und eine gute Wirkung auf mein Herz und auf meinen Wandel gemacht. Ach, daß es durch Gottes Gnade bleibend sey! Der Segen meines Vaters, und der Segen Gottes ruhe auf mir!

Nur wenige Wochen nach meiner Mutter Tod, da ich eines Abends bey meinem Vater auf seinem Studirstübchen saß, ermunterte er mich, mich nun bald zu verheirathen. Er benahm mir selbst alle Zweifel, die ich ihm machte, weil ich ihn nicht verlassen wollte. Er nannte mir selbst die Person, an die ich vorher schon gedacht, und von welcher ich mit meinem Freunde Steinmann gesprochen hatte, der ihr

Schwager war, und mir sie mit voller Ueberzeugung anrühmen konnte. Ich freute mich der gütigen Vorsehung Gottes, die alle Umstände so gut zusammentreffen ließ. Ich erhielt die Einwilligung ihrer Eltern, und auch die ihrige mit Freuden. Je mehr ich sie kennen lernte, desto mehr freute ich mich, sie zu besitzen. Unsere Liebe war stark; aber wenn die Liebe auf Vernunft und Ueberlegung gegründet ist, so ist nicht zu befürchten, daß sie die kurze Dauer, oder die flüchtigen Eigenschaften einer bloß sinnlichen Liebe haben werde; die Religion gibt ihr einen vesten Grund. Meine Geliebte hoffte und glaubte mit mir und durch mich glücklich zu werden, und ich war überzeugt, daß ich von ihr Hülfe und Beförderung meines leiblichen und geistlichen Wohls erwarten könne.

Bey meiner immer noch anhaltenden Furcht, wegen des Nutzens und des Erfolges meines Amtes und meines Predigens, schenkte mir doch Gott, nach seiner Güte, von Zeit zu Zeit Etwas, das mich ermuntern und trösten konnte. So wurde ich Sonntags den 10. Dezember vom Hrn. Pfarrer in Hundweil gebeten, für ihn zu predigen. Ich fürchtete, die Bauern werden mich, wegen meiner hochdeutschen Aussprache, nicht gut verstehen; doch bemerkte ich viel Aufmerksamkeit. Nachmittags mußte ich die Kinderlehre halten. Die Materie die zu verhandeln war, wußte ich nicht vorher; und siehe, nach der Kinderlehre kam eine sechszehn- bis achtzehnjährige Tochter, mit mir zu reden; sie sagte, sie sey in meiner Predigt und in meiner Kinderlehre so gerührt worden, daß sie gerne Rath und Hülfe von mir bekommen möchte. Sie entdeckte mir ihre ganze Herzensstellung, und ich fand bey ihr eine ernstliche Begierde, selig zu werden. Gott! wie erfreut ging ich nach Hause.

Eine andere, aber eben so starke und tröstende Ermunterung bekam ich über dieses Weihnacht-Fest. Der Christtag war Montags den 25sten. Samstag Abends kam man mir anzusagen: Herr Professor Wegelin, erster Pfarrer an der französischen Kirche, sey unpäßlich geworden, und lasse mich also ersuchen, Morgen und über das Fest für ihn zu predigen. Da ich am Mittwoch deutsch predigen mußte, so hatte ich diese Woche, beyde Sonntage mit inbegriffen, fünfmal zu predigen. Ich nahm zum Gebet und zum Vertrauen auf Gott meine Zuflucht; ich arbeitete die halben Nächte durch, und Gott stand mir so mächtig bey, daß ich alle meine Predigten mit Freuden machen und halten konnte. Auch meine Zuhörer bezeugten große Freude darüber.

Aus meinem Tagebuch will ich wörtlich hersetzen, wie ich den letzten Tag dieses Jahres zugebracht habe. Des Morgens predigte ich mit viel Bewegung; Nachmittags hörte ich eine erweckliche Predigt von Herrn Diakon Z.; den Abend brachte ich himmlisch vergnügt zu, zuerst im Gebete zu Gott in meiner Einsamkeit; hernach in einer angenehmen Unterredung mit meiner Geliebten. Wir fühlten uns recht dazu aufgelegt. Wir fielen auf die Knie und beteten mit vielen Thränen zu Gott. Fromme Empfindungen, froher Dank, eifriges Gebet, feurige Wünsche, heiligste Versprechungen, innigste Bewegungen durchglühten uns, strömten von den Lippen, gingen in das Herz. Ach, sie müssen auch vor den Thron Gottes gegangen seyn! Laß, o Gott, laß das Jahr der Sünden vorbeyseyn; laß mit dem neuen Jahre alles neu werden; gib Kraft, gib Stärke, gib Segen zu meinem Amte, zu meinem Stande, zu Allem. Blicke vom Himmel mit Wohlgefallen auf mich armen Sünder herab; siehe mich in deinem Sohne in Gnaden an.

Noch eine Bemerkung muß ich hier machen. Was uns oft zuerst nachtheilig zu seyn scheint, kann uns in den Folgen höchst vortheilhaft werden. Die Krankheit des Hrn. Professor Wegelins veranlaßte mir mehr Arbeit; ich mußte auch die Neujahrstags-Predigt halten. So habe ich nun viele Predigten im Vorrath; so habe ich mich viel mehr geübt; so habe ich gelernt mich durchglauben, durchbeten, durcharbeiten, durch Alles hindurch; so bin ich an meine Gemeinde mehr attaschirt worden, und habe gegenseitig in ihrer Liebe und in ihrer Achtung gewonnen.

Der 20ste Februar 1776, mein Hochzeittag, war ein feyerlicher Tag für mich. Mein alter Vater hielt mir die Hochzeitpredigt mit viel Rührung und Bewegung. Der ganze Tag war festlich für mich und meine nunmehrige Gattin, Rosina Ehrenzeller. Viele, Viele nahmen Theil an unserer Freude. Nicht nur die Vorsteher meiner Kirche; sondern viele Privatmitglieder derselben, und auch andere meiner Mitbürger bezeugten auf eine großmüthige, werkthätige Weise die Liebe, die sie zu mir hatten. Gott, laß unsere Verbindung, laß unsern Ehestand zum Segen für uns Beyde werden! —

Nachdem Hr. Pfarrer Rietmann seine Predigerstelle an der französischen Kirche niedergelegt hatte, behielt er doch die Stelle an der französischen Schule im Gymnasio noch bey. Da er aber immer kränker wurde, bat er um einen Vikarium. Man schrieb an den Hrn. Pfarrer Züblin; dieser konnte nicht kommen. Man suchte, man fragte hier; aber Niemand wollte sich dazu verstehen. Ich dachte: du hast doch den Anfang deines Französischen dem Hrn. Pfarrer Rietmann zu danken; er hat dir viele Liebe und Freundschaft bewiesen; solltest du nun den Mann in der unange-

nehmen Lage lassen, Niemanden zu finden, der ihn erleichtere und ihm aushelfe? Wie wäre es dir in solchen Umständen zu Muthe? Ich entschloß mich, mich zu dem Vikariat anzubieten; aber eben so vest war ich entschlossen, die Stelle, wenn sie vakant werde, nicht anzunehmen. Ein Freund sagte mir zwar: „jetzt sind Sie gebunden; wer A sagt muß auch B sagen.“ Ich antwortete ihm: ich werde gewiß nicht B sagen.

Ich fand einen Haufen Knaben in der Klasse, aus allerley Häusern, mitunter auch sehr rohe, welche durch die schon lange anhaltende Kränklichkeit ihres Lehrers, noch mehr verwildert waren. Das Pensum, das ich zu lehren hatte, war an sich schon stark. Nun hatte ich wahrlich zu viel Arbeit: die Schule, wöchentlich die Quartierlehre, die Kinderlehre, die deutschen Predigten, meine bisherigen Privatlektionen, und meine französische Kirche. Mein Gott! ich Schwacher. Ich tröstete mich nur mit dem Gedanken: es sey doch nicht für lange.

Ein Monat verging; aber die Krankheit hielt noch an, und ich mußte mirs gefallen lassen, noch Einen Monat auszuharren, und in diesem Monat starb Hr. Pfarrer Rietmann.

Wen sollte man nun suchen, wen finden, der die Stelle übernehme? Man forderte mich von allen Seiten auf; aber ich fühlte, daß es mir viel zu schwer sey. Ich sagte auch einmal zu meinem Vater, der mich dazu ermuntern wollte: ich glaube gewiß, ich würde in einem halben Jahre entweder im Grabe, oder ganz abgestumpft, und zu jeder Arbeit untüchtig seyn. Die Einen versprachen mir alle mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen; die Andern stellten mir den größern Nutzen vor, den ich stiften könnte. So sagte mir der Herr Bürgermeister Steinmann. „Vetter Pfarrer!

wenn der liebe Gott uns einen Acker geben will, so müssen wir nicht mit einem kleinen Aeckerchen vorlieb nehmen wollen.“ Als mein Vater mich wieder einmal dazu ermuntern wollte, es anzunehmen: so antwortete ich ihm: ich hätte geglaubt, wenn der liebe Gott wolle, daß ich diese Stelle annehme, so würde er mir auch Freudigkeit geben, daß ich sie versehen könnte. Du hast recht, erwiederte er; warte nur, ich hoffe, es wird noch kommen.

Da nun mit allen Präzeptorstellen im Gymnasio, zugleich eine Pfarrstelle verbunden war, und man Niemanden fand, dachte ich: es scheint, Gott will dich, wider deinen Willen, zu dieser Stelle berufen; so will ich ihm denn, mit Aufopferung meines eigenen Willens folgen. Einige meiner Freunde riethen mir, wenn ich diese Stelle annehmen wolle, so solle ich mich wenigstens nicht anmelden; sondern nur unter der Hand wissen lassen, daß, wenn man mich unangemeldet wähle, ich den Ruf nicht ausschlagen werde. Nein, sagte ich, das wäre Stolz; wenn ich sie nicht annehmen kann und will: so würde alle Bemühung selbst vergeblich seyn; und wenn ich sie annehmen kann: so bin ich ein Bürger, und will mich aller bürgerlichen Ordnung unterziehen. Ich ging also zu dem Präsidenten des Schulrathes, und meldete mich, wie es Gesetze und Ordnung bisher erfordert hatten.

Als an einem folgenden Tage der Stadtdiener kam, und mir anzeigte, ich solle vor den Schulrath kommen, das Handgelübde abzulegen, ich sey zum Präzeptor erwählt worden: sagten die Knaben in meiner Klasse: ich sey ganz erblaßt; und als ich in meine Wohnstube heraufging, um mir meinen Mantel geben zu lassen, fragte mich meine Frau: was ist dir, du zitterst ja am ganzen Leibe? Ja,

sagte ich, ich muß aufs Rathhaus, ich bin in die Schule erwählt. Des Abends sagte ich in meinem Gebete mit Thränen zu Gott: so kann ich es nicht haben. Wenn du willst, daß ich an diesem Posten sey, so gieb mir auch Kraft und Gnade und Freudigkeit, oder ich würde ja umsonst arbeiten.

Den folgenden Morgen war ich ganz heiter und froh; ich vertraute auf den Beystand Gottes, und dankte ihm für die Erhörung meines Gebetes; und ich war nachher keine Stunde ungerne an dieser Stelle. Arbeit hatte ich viele; aber ich arbeitete mit Lust, und nicht ohne augenscheinlichen Segen. Was mir am wehesten that, war: daß ich meine Privatstunden aufgeben mußte, weil ich nicht mehr Zeit hatte; doch behielt ich noch einige wenige, besonders Religionsstunden.

Es besserte sich auch sehr mit meiner Schule. Ich bekam immer mehrere Schüler und aus bessern Häusern; ich hatte deren gewöhnlich etliche und fünfzig. Ich arbeitete so viel ich konnte, an ihrer Bildung, und ich that es mit Vergnügen. Alle Monate stellte ich sie in eine Reihe, nach der größern oder kleinern Anzahl der guten oder bösen Marques, die sie in meinem, eigens dazu gehaltenen Büchelchen, hatten; und in einer Ermahnung, die ich an sie that, stellte ich ihnen Einmal die Folgen ihres jetzigen Betragens auf ihr künftiges bürgerliches Leben vor. In den einen von ihnen sah ich schon Bürgermeister, Rathsherren, reiche Kaufleute, nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft; oder Leute, die mit dem Besen in der Hand unsere Gassen kehren müssen; Bettler, die uns immer vor den Thüren liegen. Ein andermal machte ich sie aufmerksam darauf, wie mein Urtheil, das ich jetzt über sie fälle,

den Beyfall oder das Mißfallen, das ich über sie habe, das Urtheil sey, das Gott selbst über sie fälle. So sehe er auf die Einen mit gnädigem Wohlgefallen; aber auf die Andern mit gerechtem Mißfallen; und wie unendlich viel einst uns hieran gelegen sey! Wieder ein andermal zeigte ich ihnen, wie das, was sie jetzt thun, auch aus dem Grunde so wichtig sey, weil es ihren Charakter auf Zeitlebens bilde. Die Arbeitsamkeit, oder der Mangel an Arbeitsamkeit, werde ihnen in ihrem ganzen Leben bleiben. Und ich sah, daß es bey Vielen gute Wirkung that. Wie manchem hätte ich schon sein Prognostikon stellen können. Bey einigen hat es wirklich schon eingetroffen; bey den Einen auf eine höchst erfreuliche, und bey den Andern auf eine schreckliche Weise.

In den Katechisations-Stunden sah ich besonders oft starke Rührung. Ein Knabe, der schon etliche Jahre aus meiner Schule weg war, und nachher krank wurde, ließ mich zu sich bitten, und sagte mir: „Herr Pfarrer! als ich zu Ihnen in die Schule kam, waren sie gerade in den Katechisations-Stunden bey der Lehre vom Gebet. Ich hatte gemeint auch schon gebetet zu haben, und zu wissen, was beten sey; aber erst da gingen mir die Augen auf, und ich lernte, woher ein wahres Gebet entspringen müsse, und was es wirken werde. Nun fing ich meine Religion überhaupt an zu prüfen, und wie sehr danke ich Gott und Ihnen; Sie haben mich auf den rechten Weg gebracht!“ Ach Gott! laß es an recht Vielen so zum Segen werden!

Der Tod meines Vaters, in dem darauf folgenden Jahre 1778, war mir sehr empfindlich. Ich sah freylich den seligen Tod eines frommen Knechtes Christi; aber für mich war der Verlust groß. Wie oft meinte ich des Abends,

ich könne, ich müße noch zu ihm hingehen, ihn über dieſes und jenes zu befragen. Sein ruhiger Geiſt, ſeine vielfältige Erfahrung, ſein ächtchriſtlicher Sinn für Alles, leiteten mich ſo oft, daß ich es ſchmerzlich vermiße. Wie viel hab ich Gott zu danken, mir einen ſolchen Vater gegeben zu haben, der mir eine ſolche Bildung, eine ſolche Leitung gegeben, und mir mehr als väterliche Liebe erwieſen hat. Möge ſein Beyſpiel mich ſtets ermuntern; möge ſein Segen reichlich auf mir ruhen!

Es gibt in dem menſchlichen Leben bisweilen wichtige Umſtände, ernſte Auftritte, die uns über den wahren, innern Werth unſerer Handlungen, und ſelbſt unſerer Geſinnungen, die wir vor Gott haben, viel richtiger und ſicherer urtheilen machen, als wir es gewöhnlich ſonſt thun. Als eine ſolche Kriſin glaube ich mit Recht eine jede ernſthafte Krankheit anſehen zu müſſen, die uns überfällt. Da ſtellen wir uns recht vor Gott und vor die Ewigkeit hin, und fragen uns unpartheyiſch: was wird dort mein Loos ſeyn? und die letzte Stunde unſers Lebens, die wir ſo nahe vor uns ſehen, ruft uns laut die Antwort zu.

Eine ſolche Krankheits Heimſuchung hatte ich auch im Jahr 1779 zu erfahren. Was empfand ich damals? und wie iſt mir jetzt zu Muthe? Hat Gott ſeine Abſichten an mir erreicht? was iſt die Wirkung davon geweſen? und wie bleibend hat ſie ſich gezeiget? Wie lehrreich iſt es jetzt noch für mich!

Schon von Anfang des Jahres zeigte ſich eine gewiſſe Nervenſchwäche, die auf eine ſtarke Erſchöpfung hindeutete. Doch bey dem ſorgfältigen Gebrauche der Mittel, gab es ſich bald wieder, und ich mußte keine Stunde das Bette hü-

ten, kein Mal die Schule versäumen. Allein im Monat May kam die Krankheit viel heftiger wieder.

Sonntags den 16. May des Abends, schloß ich mich, da ich sah, daß eine ernsthafte Krankheit komme, in meine Studirstube ein. Wer weiß, dachte ich, ob Fieber, oder Schmerzen, oder andere Umstände dir noch erlauben werden, ruhig und vernünftig nachzudenken; ich will mich jetzt, da ich es noch kann, sorgfältig und recht genau prüfen, wie ich mit Gott stehe, um die erforderlichen Maßregeln dann zu ergreifen, damit ich auf Leben und auf Sterben hin sicher und ruhig seyn könne. Ich fand Vieles, Vieles abzubitten; ich nahm demüthig und bußfertig Zuflucht zu der Barmherzigkeit Gottes, zu seinen so gnädigen und tröstlichen Verheissungen, und zu dem Begnadigungsmittel, dem göttlichen Verdienste meines Mittlers und Heilandes Jesu. Und, o wie ernstlich und heilig versprach ich ihm, wenn er mir Gesundheit und Leben wieder schenke, ihm durch seine Gnade treuer und eifriger zu dienen!

Bis Sonntag den 30. May wurde es immer bedenklicher, wo nur noch ein kleiner Schritt zwischen mir und dem Tode war. Jeden Schlag intermittirte der Puls, und meine Kraft war ganz hin.

Ein paar nicht unwichtige Bemerkungen die ich machte, waren: die eine, daß ich eine gewisse Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit hatte, die mir Mühe machen wollte. Denn ich dachte an das Wort meines seligen Vaters, da er bey einem Anlasse sagte: ein Pfarrer sollte entweder ein recht fröhliches, oder ein recht ängstliches Todtbette haben, je nachdem er sich finde; und ich hatte weder das Eine noch das Andere. Doch Gott schenkte mir sogleich Beruhigung; denn ich sah eben in diesen kritischen Augenblicken meine

Frau neben meinem Bette sitzen und herzlich weinen, und ich war ziemlich gleichgültig dabey. „Ja, dachte ich, ich sehe nun deutlich die Ursache hievon: es ist Abspannung der Nerven;“ denn ich weiß, wie zärtlich wir einander geliebet haben.

Die andere Bemerkung war diese: Ich hatte die ganze Krankheit über eine Ahnung, oder ein vestes Vorgefühl, ich werde an dieser Krankheit nicht sterben; und ich glaubte nachher gewiß, daß Gott mir diese Empfindung gegeben habe, damit meine Genesung nicht durch Aengstlichkeit, oder Furcht gehindert werde, da er beschlossen hatte, mich wieder herzustellen.

Für zwey Monate mußte ich mir einen Vikarium erbitten. Ich ging ins Rheinthal um eine Cur zu gebrauchen; Gott gab den Segen dazu, und ich erholte mich völlig von meiner ausserordentlichen Schwäche und Magerkeit. Ich kam mit Freuden wieder nach Hause, und wurde mit Freuden empfangen; besonders rührte mich die Freude und die Liebe, mit der mich meine Schüler wieder einholten.

Sogleich ging es nun wieder an die Arbeit, die fast überhäuft war. Ich mußte mich bequemen, auch noch die unterste Rechenklasse im Gymnasio zu übernehmen. Das Anziehende, das diese Klasse für mich hatte, und überhaupt für einen jeden Lehrer haben muß, der nicht bloß maschinenmäßig arbeiten will, ist: daß der Schüler hier nicht bloß mit dem Auge sehen, nicht bloß mit dem Gedächtniß behalten darf; sondern mit dem Verstande selbst arbeiten muß; und ich habe oft mit Vergnügen bemerkt, wie die Kräfte des Geistes sich bey den verschiedenen Subjekten auch so verschieden zeigen: stärker, schwächer, schneller, langsamer. Ich lernte aufs Neue, wie man auf den Verstand wirken, wie den-

selben beykommen könne. So können wir uns das, wodurch wir Andern nützen, für uns selbst nützlich machen.

Eine Art der Arbeit, die sich in dieser Zeit besonders häufte, war: daß ich zu so vielen Kranken gerufen wurde. Doch war auch dieses ein erwünschter Anlaß zu mancherley Erfahrungen, und zu mancherley Freuden. Ich zähle solche Krankenbesuche unter die wichtigsten; oft schwersten, aber oft auch unter die gesegnetesten Amtsverrichtungen. So z. B. war mir bisweilen der angenehme Erfolg ganz unerwartet.

Bey einer armen Kranken von der niedrigsten Herkunft, von sehr gemeiner Erziehung, die entsetzlich an Glieder- und Nervenschmerzen litt, so daß ihre Hände und Arme ganz verdrehet waren, fand ich eine so schöne Erkenntniß Gottes, einen so christlichen fröhlichen Glauben, so eine Ergebung in den Willen Gottes, und eine so starke, dankbare Liebe zum Heiland, verbunden mit der lebhaftesten Freude über ihre baldige Ruhe und Seligkeit, die sie bey ihm genießen werde, daß ich öfter hinging, nicht sowohl zu erbauen, als vielmehr durch sie erbaut zu werden.

Ein andermal rufte man mich zu einem Manne, zu dem es mir bange war hinzugehen; denn ich kannte ihn als einen schlechten Mann, der sich ausgezeichnet hatte dnrch seine vielen leichtsinnigen und gottlosen Reden. Aber von der ersten Stunde an, fand ich an ihm den reuevollsten, bußfertigsten Sünder. Er sagte mir mit innigster Wehmuth seines Herzens: Ach Gott, Gott! Herr Pfarrer! der Herr Jesus hat gesagt, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte von jedem unnützen Worte, das sie geredet haben. Und ich, wie vieler tausend und aber tausend nicht nur unnützer, sondern selbst gottloser und

ärgerlicher Worte, habe ich mich in meinem ganzen Leben schuldig gemacht! Und ich glaube, allemal, so oft ich ihn besucht habe, hat er mir diese Worte wiederholt. Er faßte aber auch das Wort des Glaubens an, und übergab sich ganz dem Heilande zu seiner Begnadigung.

Die Frau eines hiesigen Gastwirthes, in dessen Hause immer Werboffiziere lagen, und wo es oft lebhaft zuging, ließ mich, da sie an der Wassersucht krank ward, zu sich bitten. Zuerst wollte es mir auch schwer fallen. Ihr Mann nahm mich zuerst in die vordere Stube, und rühmte mir Vieles von der Frömmigkeit seiner Frau, was ich freylich mit Vergnügen anhörte; allein doch fürchtete, er nehme es zu leicht auf. Als ich aber zu ihr in ihre hintere Stube kam, wo sie lag, sagte sie, was auch ihr Mann schon zu mir gesagt hatte, sie habe keinen Morgen vorbeygehen lassen, an welchem sie nicht vorher auf ihrem Zimmer ihre Andachtsstunde gehabt habe. Ich sah auch bey ihr eine so gründliche Erkenntniß der Wahrheit, und einen darauf sich stützenden Glauben, daß ich Gott für sie danken konnte. Eines Tages sagte sie zu mir: Herr Pfarrer! es wohnt eine äußerst arme Frau bey mir gegenüber, die die gleiche Krankheit hat wie ich; ich will Sie gerne dafür belohnen, besuchen Sie sie auch; sie ist eine fromme Frau. Ich stellte ihr vor, wie sehr gerne ich sie unentgeldlich besuchen wolle. Allein sie bezahlte mir meine Mühe, und unterstützte diese arme Frau mit dem Nöthigen. Welche theilnehmende Liebe, die auch noch gerne erbauen will! —

Einige andere Fälle bewiesen mir, daß ein Pfarrer nie ohne Noth etwas aufschieben sollte. Eine vornehme Frau von hier bat mich, sie in ihrer Krankheit bisweilen zu besuchen; ich that es. Einmal ließ sie mich gerade

vor Tische bitten, noch zu ihr zu kommen; ich ging sogleich hin, und sie sagte mir: sie spüre, daß sie schwächer werde, und möchte gerne noch ihre Kinder segnen, und ihnen gute Ermahnungen geben, aber sie könne es nicht mehr; ich solle es an ihrer Statt thun; aber ich solle immer so reden, als wenn sie es selbst thäte. Ich nahm also, so gut ich konnte, den Ton der sterbenden Mutter an. Der Mann, und vier, oder fünf Kinder, standen um das Bett herum. Ich verrichtete noch ein Gebet über sie; und indem ich einmal den Blick auf die Mutter richtete, sah ich sie sterbend; sogleich änderte ich den Ton, betete für sie, übergab ihre Seele den Händen ihres göttlichen Erlösers, und während dem Beten verschied sie.

Einige Male ließ mir es der Herr so gut werden, den fröhlichsten, seligsten Tod frommer Christen zu sehen, wobey mir jedesmal nicht bloß der Gedanke zu Sinne kam: meine Seele müsse sterben des Todes des Gerechten, und mein Ende sey wie ihr Ende; sondern es stärkte und belebte sich in mir der Glaube und die Ueberzeugung, ihr und mein göttlicher Heiland, der ihnen diese Gewißheit und Freudigkeit gegeben habe, werde sie einst auch mir geben können, wenn er es gut für mich findet.

Bey dem Osterfest 1780 hatte ich Gelegenheit, eine andere Erfahrung zu machen. Ich hatte drey junge Leute zum Abendmahle zu unterrichten und zu konfirmiren, zwey von Genf, und einer von Neuchatel. Dieser letztere war mir besonders merkwürdig. In den Lektionen, die er bisher bey mir genommen hatte, um deutsch zu lernen, hatte ich ihn als einen außerordentlich fähigen und fleißigen jungen Menschen kennen gelernt; aber wenn beyläufig die Rede von etwas Religiösem war, so zeigte er sich ungemein flüch-

tig und leicht. Ich erschrack, da er mich einige Monate vor dem Feste bat, ihn zum Abendmahle vorzubereiten. Ach! dachte ich, du hast gewiß Zweifel gegen die christliche Religion, die du dir nicht leicht wirst benehmen lassen wollen. Ich sagte daher gleich beym Anfange zu ihm: M. P., das Einzige was ich Sie bitte, ist: Seyen Sie redlich und offen; unsere Religion mag das Prüfen aushalten; Sie müssen mir nichts auf mein bloßes Wort glauben; überlegen Sie selbst, und gehen Sie nur immer von dem Grundsatze aus, wie wahr und wie nützlich jede Religionswahrheit sey. Wenn Sie Zweifel haben, so sagen Sie dieselben mir, ich werde sie Ihnen beantworten. Ja, sagte er, er zweifle freylich an Manchem, und führte mir Einiges von historischem und Einiges von dogmatischem Inhalte an. Nun konnte ich meinen Religions-Unterricht desto besser darnach einrichten.

Wie sehr freute es mich, da er am Ende des Unterrichtes zu mir sagte: ich sehe, daß für vernünftige Geschöpfe, wie wir Menschen sind, ohne Tugend keine wahre Glückseligkeit möglich ist; und ich sehe, und bin vest davon überzeugt, daß die christliche Religion die beste und die einzige Quelle einer reinen, ganzen, durchgehenden Tugend ist; ich fasse den vesten Entschluß, bey diesen christlichen Grundsätzen zu bleiben; und ich werde Gott bitten, daß er mir die Gnade gebe, denselben treu zu bleiben bis an mein Ende.

Nach einigen Jahren, da er auf einer Reise von Bordeaux nach Hamburg begriffen war, besuchte er mich. Er war sehr freundschaftlich. Als das Gespräch auch auf die Religion kam, und ich ihn fragte: ob er jetzt noch denke, wie ehemals, sagte er: chacun a ses petits principes à soi.

Wer so auf die verschiedenen Erfahrungen, die der Herr ihn in seiner Amtsführung hat machen lassen, aufmerksam geworden ist: wie viel Belehrendes, Erweckendes, Stärkendes hat es ihm verschaffen können! Wie schade, wer es nicht zu benutzen gesucht hat!

Und nun, da ich von diesen Amtserfahrungen geredet habe, deren in der Folge noch mehrere vorkommen werden, muß ich auch etwas von meinen Amtsveränderungen sagen, die ich von Zeit zu Zeit erfuhr.

Es waren ehemals vier Prediger bestellt, die alle Sonntage, nach der Abendpredigt, in der Hauptkirche, über die Bücher des Neuen Testaments, und hernach auch über die Bücher des Alten Testaments, der Ordnung nach, eine paraphrastische Erbauungsstunde halten mußten. Eine solche Stelle wurde mir auch aufgetragen, die ich etliche Jahre mit vielem Vergnügen bekleidete.

In meiner Schule arbeitete ich mit Vergnügen fort. Allein diese Arbeit; meine deutsche und französische Predigerstelle; Privatstunden, die ich noch gab; französische und deutsche Erbauungsstunden, die ich wöchentlich in einigen Häusern hielt; etliche Haus-Kommunionen jährlich; öftere Hochzeit- und Leichenpredigten in den Häusern; häufige Krankenbesuche; eine ziemliche Correspondenz; Alles zusammen überstieg meine Kräfte; meine Gesundheit litt darunter.

Eines Tages kam mein Arzt mich zu besuchen, und sagte mir mit viel Freundschaft und Wehmuth, aber ganz bestimmt! Herr Pfarrer, ich komme so eben aus dem Speicher vom Hrn. D—Z! dieser Mann hat sich überarbeitet, er wird in wenigen Tagen an einer völligen Erschöpfung sterben; und Ihr folget ihm unfehlbar in Kurzem nach, wenn Ihr nicht auf der Stelle abladet. Es wurde mir un-

gemein schwer; denn ich wollte vest bey meinem, schon lange angenommenen 'Grundsatze bleiben, von keinem Posten wegzugehen, ohne daß der Herr mich wegnehme. Aber, dachte ich, ist das nicht der deutlichste Beweis, daß der Herr dich da wegrufe? Er wird dir kein Zedelchen vom Himmel fallen lassen. Ich betete darüber; aber ich konnte zu keiner Gewißheit, zu keiner Freudigkeit kommen. Ich ging darauf in die vordere Stube, mit meiner Frau darüber zu reden; wir weinten und sahen beyde wohl ein, daß, wenn ich abladen wolle, ich bey der schwersten Arbeit anfangen müsse, nämlich die Schule niederzulegen.

Der Entschluß den ich faßte, war: ich wolle Gott nicht vorgreifen; erzwingen könne ich es nicht, den Willen Gottes zu wissen; aber ein vernünftiges, unschuldiges Mittel, das ich mit kindlichem Glauben gebrauche, soll mir mein Urim und Thumim vertreten. Ich nahm daher drey Freunde auf die Note, die ich fragen wolle, ob ich niederlegen soll, oder nicht? Sagen die Erstern ja: so sey es schon entschieden; sage der Eine ja, und der Andere nein: so gebe die Antwort des Dritten nothwendiger Weise den Ausschlag. Die drey Freunde die ich fragte, waren: der Eine mein Schwiegervater, der Herr Rathsherr Ehrenzeller, ein sehr rechtschaffener, frommer Mann; und zudem dachte ich: es ist eine Familienangelegenheit, die er billig auch zuerst wissen soll. Die andern zwey waren meine vertrauten Freunde, mein Schwager Steinmann und Herr Steinlin. Der erste sagte mir schon: ja es freue ihn; es sey nothwendig für mich, und nun sey es gerade in der Zeit, wo er den Miethleuten aufkünden könne, die in dem Hause wohnen, das er gekauft hatte, als ich mich verheirathete. Mein Schwager Steinmann sagte mir: er habe schon lange

gedacht, ich sollte, und ich müsse abgeben von meiner Arbeit; sie sey mir zu viel. Das Mehr der Stimmen war nun entschieden, und ich wurde ruhig und dankte Gott.

Es war dieses gegen die Mitte des Heumonats 1785. Mein Schwiegervater konnte den Leuten in dem Hause nächste Jacobi erst auf die Lichtmeß aufkünden, und so konnte ich mich bey dem Schulrathe um meine Entlassung nicht melden, bis näher gegen den Termin, wo ich in mein Haus einziehen konnte. Ich duldete mich also so lange noch. Indessen gab mir Gott eine ruhige Erquickungs- und Erholungszeit, da ich dem Monat August eine Cur in Altenklingen, zur Stärkung meiner Gesundheit, genießen konnte.

Den 5ten Jänner 1786 ging ich nun zu dem Herrn Amtsbürgermeister und Präsident des Schulrathes, meine Präceptorstelle niederzulegen. Er versuchte zwar alles Mögliche, mich von meinem gefaßten Entschluße abzubringen; allein als er sah, daß ich vest dabey bleibe, so versprach er mir, es ungesäumt vor Schulrath zu bringen. Ich anerbot mich, wenn es nöthig sey, noch einige Wochen zu dienen. Man entließ mich, und bat mich zugleich, noch sechs Wochen zu bleiben, bis ein Nachfolger erwählt seyn werde.

Freytags den 17ten Hornung. Ein Tag, der mir gewiß ewig unvergeßlich seyn wird. Ich nahm heute Nachmittag von meinen Knaben in der Schule Abschied; aber mit wie viel gegenseitiger Bewegung, mit wie starker Rührung! Ich suchte diesen Umstand zu benutzen, um manche Ermahnung tief in ihr weiches Herz einzudrücken; aber so hätte ich mir die Wirkung nicht dürfen versprechen. Weinen und Schluchzen war durch die ganze Schule; ich mußte sehr laut reden, um verstanden zu werden; und da

ich mit einem Gebet endigte, war ich etliche Male genöthigt inne zu halten. Da mir nachher ein jeder die Hand geben mußte, um mir zu versprechen: so wolle er Gott und der Tugend treu seyn, that es jeder mit so viel Ausdruck, daß es mir durch die Seele ging. Als ich mich beym Weggehen noch einmal an der Thür umkehrte, und sagte: Adieu, liebe Schule, wo ich so viele Freuden, aber auch viele Mühe gehabt habe; Gott segne dich! so stieg das Weinen neuerdings wieder auf das Höchste, und diese etliche und fünfzig Knaben schlichen sich, wie in der tiefsten Trauer, mit Schnupftüchern in der Hand, einzeln nach und nach weg, der Eine zum obern, der Andere zum untern Klosterhof hinaus. Herr! laß den guten Eindruck bleibend seyn! Segne auch meine Ruhezeit und heilige sie mir in Gnaden!

Die Vormittage behielt ich nun frey für mich, zu Predigt- und andern wichtigen Arbeiten; von ein bis fünf Uhr gab ich Stunden, die bald wieder über und über besetzt waren. Mein Wirkungskreis war also immer noch groß genug; es fehlte mir nicht an Gelegenheit manches Gute zu wirken, und ich flehte innigst: Herr! laß mich mit Treue und Segen arbeiten.

Nun komme ich zu einer meiner Amtsbeförderungen, die mir als eine der wichtigsten und schwersten vorgekommen ist. Im Jahr 1790, Anfangs May, wurde die Stelle eines Professors der Theologie vakant. Wegen den obwaltenden Umständen, mit denen diese Stelle, besonders damals, bey uns verbunden war, und dem allzuweit Umfangenden derselben, kam mir nie nur der Gedanke, mich um dieselbe zu bewerben; auch nicht einmal sie anzunehmen, wenn sie mir auch sollte angetragen werden. Der Professor der Theologie mußte die Theologie in allen ihren Fä-

chern betreiben; er war zugleich Professor der griechischen und hebräischen Sprache, mit den damit verwandten Dialekten; und oben drein mußte er noch die Humaniora lehren: Geographie, Geschichte, Weltgeschichte, vaterländische Geschichte, Kirchengeschichte. Was würde nun dazu gehören, das Alles leisten zu können? Ich will nicht sagen, welche vielfache Kenntniße. Es soll ein Mann alle diese Fächer genugsam kennen; aber welche Kraft, welche Geduld gehört dazu, dieses Alles zu lehren, und so verschiedenen Subjekten, die man bekommen kann, beyzubringen?

Und siehe, der Herr Dekan ließ mich zu sich kommen, und fragte mich: ob ich mich nicht entschließen könnte, diese Professur anzunehmen? Ich antwortete ihm ganz natürlich, daß es mir viel zu schwer sey, und ich mir nie mehr aufladen wolle, als ich Fähigkeit und Kenntniße hätte, zu tragen. Er glaubte, ich sey tüchtig, und also verbunden es anzunehmen, und fragte: ob ich es ausschlagen würde, wenn man es mir unangemeldet antragen würde? Meine Maxime, erwiederte ich, die ich schon seit langem befolge, ist: immer ein Etre passif zu seyn, und abzuwarten, wo der Herr mich hinrufe, und alsdann auf seinen Beystand zu hoffen. Ja, sagte er, damit habe er schon genug; und den folgenden Tag sagte er im Schulrath, obgleich ich ihn sehr gebeten hatte, nicht mehr zu sagen, und nicht weiter zu gehen, als ich gegangen sey: er wiße Jemanden, der sich allenfalls nicht weigern würde, diese Stelle anzunehmen, und nannte endlich mich. Das war aber gar nicht in dem Plan einiger Herren im Schulrathe, die mich nicht zu dieser Stelle wollten; und es wurde endlich mit vieler Hitze beschloßen: bis nach Ostern werde der alte Herr Professor die Stelle versehen; indessen

soll eine Kommißion, die nur aus vier Herren bestand, untersuchen, wie das Professorat auf einen verbesserten und guten Fuß gesetzt werden könnte.

Schon an demselben Abend sagte mir einer der Herren von der Kommißion, bitter und stichelnd: „Sie haben nun angehalten um das Professorat.“ Voll von gerechtem Unwillen antwortete ich: „Das sage kein Mann, der wiße, wie es gegangen sey.“

Nun wurde von dieser Kommißion viel in der Sache gearbeitet, Plane gemacht und wieder verworfen; nichts konnte ganz angenommen werden. Ich blieb ruhig, und that keinen einzigen Schritt. So ging es fort, bis in den Monat April, wo die Stelle bald wieder besetzt werden sollte. Den 19ten desselben, ließ mich der Herr Amtsbürgermeister und Präsident des Schulraths zu sich kommen; er zeigte mir an, daß ich zum Professor erwählt worden sey, und befahl mir, einen Plan zu machen, wie ich gedächte, die Arbeit einzurichten. Ich machte einen, überbrachte ihm denselben den 21sten, und wartete nun ab, wie es kommen werde. Den 29sten gab mir der Herr Amtsbürgermeister meinen Plan revidirt, und mit einigen Abänderungen, wieder zurück. Da ich nun diese Abänderungen, und noch weniger das, was ich von sicherer Hand erfuhr, das man noch in Geheim gehalten habe, unmöglich eingehen konnte, ohne der guten Sache selbst etwas zu vergeben: so machte ich deßwegen meine ehrerbietigen, aber freymüthigen Gegenvorstellungen, die ich schriftlich übergab, und bat, in solchem Falle, auf das bestimmteste und dringendste um Entlassung von diesem Amte. Es wurde sogleich den 30sten wieder Schulrath gehalten, und die Antwort, die mir der Herr Amtsbürgermeister noch denselben Abend gab, war: daß ein wohllöblicher

Schulrath zwar sehr wünschte, daß ich den einen oder den andern von den angeregten Punkten eingehen könnte; wenn aber dieses nicht erhältlich sey, so sey ich gleichwol zum Professor wieder erwählt und bestätigt, wozu er mir herzlich Glück wünschte.

So mußte ich nun eine Stelle antreten, die mir sehr schwer, und die in sich sehr wichtig ist. Ich flehte ernstlich zu Gott, daß er mich vor Eigenliebe und Hochmuth bewahre; mich Schwachen stärke, dieses Amt mit Treue und Vorsichtigkeit, mit Sorgfalt und Eifer zu verwalten. Herr! erhalte meine Gesundheit und Kräfte; leite mich mit deinem göttlichen und himmlischen Lichte: laß mich Früchte meiner redlichen Bemühungen sehen, und einst ruhig und fröhlich Rechenschaft vor Dir ablegen, und Gnadenlohn finden in der Ewigkeit! Auch als Professor, will ich Knecht Jesu Christi seyn; Dir, meinem Herrn, dienen, Dir Knechte erziehen und bilden, die dich lieben, Dir dienen, dein Reich, deine Ehre sich angelegen seyn lassen. Aber dann darf ich auch auf Dich hoffen und zählen, du mächtiger, du gnädiger, du treuer Herr! Deine Hülfe sey mit mir, und sie soll mir zu meiner Glaubensstärkung dienen, in allen, allen meinen Bedürfnissen, auch wann mir bange seyn wird, ja, Amen! Herr! verlasse mich nicht, auf daß dein Knecht dich lobe, und auch Andere dich mit mir loben können, Amen!

Nun mußte ich meine französischen Lektionen, wegen Mangel an Zeit, aufgeben, und aus dem gleichen Grunde legte ich auch die Stelle eines Katecheten in der Mädchenschule nieder, die ich drey Jahre mit Vergnügen, und wie ich hoffen darf, nicht ohne Segen verwaltet hatte.

Bey der Arbeit in meinem Professorate ging es mir

besser, als ich es hätte erwarten dürfen. Es war freylich vielerley zu lehren; aber, theils ist jede Abwechslung der Arbeit eine Erleichterung derselben; theils, da diejenigen Studenten, welche die morgenländischen Sprachen und die Humaniora studirten, den Vormittag bey mir zubrachten, und die, welche die theologischen Fächer bearbeiteten, den Nachmittag: so konnte ich es immer so einrichten, daß Mehrere zu gleicher Zeit beschäftiget waren; und der Herr erleichterte mir die Arbeit auch dadurch, daß ich mit dem Fleiß und den Fähigkeiten mehrerer Studenten Ursache hatte, sehr zufrieden zu seyn. Besonders war ein junger Herr Mayer, der Medizin studiren sollte, nicht nur von hervorstechenden Fähigkeiten, sondern vorzüglich auch von schnell auffassender und kombinirender Verstandeskraft, mir recht zur Freude. Er fing das Griechische bey mir an, und ich brauchte ihm nicht eigentlich eine Grammatik zum Lernen in die Hände zu geben; einige Winke, was er sich als das Eigenthümliche dieser Sprache merken solle, genügten ihm völlig. Zufolge des Kurses, der mir vorgeschrieben war, mußte er zuerst das N. Testament lesen; und wie bald hatte er es durchgemacht! Ich gab ihm hierauf Gedikes griechisches Lesebuch, das von dem Leichtern anfängt, und bis zu dem Schwerern, bis zu poetischen Stücken, fortgeht; und auch das hatte er in kurzer Zeit mit dem besten Erfolge gelesen. Nun wollte ich ihm die Bissen größer schneiden, und gab ihm des Hippocratis Aphorismos, wo ich mich jeden Abend selbst auf das Pensum präparirte, um mir die medicinischen terminos technicos bekannt zu machen. In den Religionsstunden, die ich wöchentlich zwey Male mit den Studenten hielt, bemerkte ich an diesem jungen Menschen weiter nichts, als eine stille,

andächtige Aufmerksamkeit, ohne spürbare Rührung oder Bewegung; und doch schrieb er mir in einem Briefe von Zürich aus, einige Zeit nachher: er glaube, es brauche weiter nichts, als einige Zeit einen solchen Religions-Vortrag zu hören, wie er bey mir gehört habe, um ganz von der Wahrheit und Nutzbarkeit der christlichen Religion überzeugt zu werden. Auch jetzt zeigt er sich in seiner Kunst als einen ausgezeichnet geschickten, thätigen, und doch anspruchlosen Mann, der als Chemiker und als Apotheker viele Andere weit hinter sich zurückläßt.

Ich hatte überhaupt viel Vergnügen bey dieser meiner Stelle. Ob ich gleich in den vorigen Jahren die ersten, und niedrigsten Anfänge der Wissenschaften lehren mußte, und immer suchte, mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu arbeiten: so hatte ich doch jetzt mehr Vergnügen, da mein Geist auch mehr Nahrung fand, bey dem Höheren, das ich zu lehren hatte. Und so blieb ich mit Freuden bey dieser Professor-Stelle, bis ich den 29. July 1794, bey dem Tod des Herrn Pfarrer Hubers, zum fünften Stadtpfarrer erwählt wurde.

Auch diese Stelle war mir sehr lieb, weil ich durch zwey- bis dreymaliges, bisweilen auch öfteres Predigen, am Sonntage und in der Woche, hoffte, unter dem Segen Gottes erbauen zu können. Besonders waren mir die Samstags-Abendpredigten, die noch so ziemlich besucht waren, lieb. Die Zuhörer waren meistens alte, oder sonst solche Personen, denen das Heil ihrer Seelen näher lag, und bey denen ich viel Andacht und Bewegung bemerkte.

Allein ich konnte auch bey dieser Stelle nicht lange verbleiben; denn schon das folgende Jahr, 1795, den 3ten

März, wurde ich zum ersten Stadtpfarrer und Dekan erwählt.

Sowohl die Sache selbst, die Annahme dieser Stelle, da ich nur der fünfte Stadtpfarrer, und seit so Kurzem bey dem Stadtpfarrer-Amte war, als besonders auch verschiedene Umstände, die theils unerwartet, theils bedenklich waren, machten es mir schwer.

Herr Dekan Stäheli starb unvermuthet und schnell, da er nur einige Tage krank gelegen, und vorher geschienen hatte, die robusteste Leibes-Constitution, und die vesteste Gesundheit zu besitzen. Welche neue Ermunterung auch für mich, stets so zu leben, daß, wenn mir auch einst der Hirtenstab unvermuthet entsinken würde, ich den Beyfall des Erzhirten erhalten, und den Gnadenlohn bey ihm finden könne.

Die Geistlichen versammelten sich bey dem Herrn Kammerer Wegelin, um die Festpredigten zu bestellen. Das erste, was wir hörten, war: daß auch Herr Pfarrer Christoph Wegelin, mein ehemaliger Kollege an der französischen Kirche, diese Nacht gestorben sey. Eine neue Erweckung für uns!

Während dem Konvent kam ein Stadtdiener, mir anzuzeigen, daß ich zum ersten Stadtpfarrer erwählt worden sey, mit dem Befehl, ich solle sogleich auf das Rathhaus kommen, um als Eherichter den Eid abzulegen. Ich ging auf das Rathhaus, und ließ den regierenden Herrn Burgermeister Steinlin bitten, herauszukommen. Da wir von unserer Jugend an vertraute Freunde waren, so konnte ich um so freymüthiger mit ihm reden. Ich fragte ihn um Rath, was ich thun solle, da es mir aus mehrern Gründen bedenklich falle, diese Stelle anzunehmen. „Es so machen, wie ich, war seine

Artwort: Ich habe mich ja auch vor Kurzem dazu verstehen müßen, die Stelle eines Bürgermeisters anzunehmen. Wir wollen beyde Gott um Gnade bitten, daß Er uns stärke zu unserm Amte.“ Und so ging ich, und legte in Gottes Namen den Eid ab.

Mit schwerem Herzen kam ich wieder ins Konvent zurück, und es war mir besonders rührend, gerade in dem Hause, wo ich so viele Jahre Kollegia gehört hatte, nun von dem alten, ehrwürdigen Herrn KammererWegeli, mich so herzlich beglücktwünscht zu hören.

In wie vielerley Verhältnissen hatte ich schon die Ehre, mit diesem edeln Manne zu stehen! Zuerst war er mein Lehrer, hernach mein Kollege an der französischen Kirche; dann mußte ich einige Jahre lang die Professor-Stelle versehen, die er so lange gehabt hatte; nachher war ich neben ihm Stadtpfarrer, und nun sollte ich noch sein Deckan seyn! Er sowohl, als Herr Pfarrer Hartmann, hatten es, wegen ihrem Alter, sich verbeten die erste Stadtpfarrerstelle anzunehmen.

Sonntag den 12ten April hielt ich meine Antrits-Predigt, über 1. Petri V. V. 1-4., die hinten an der Lebensbeschreibung gedrukt ist. Dienstag den 10ten Juni dieses Jahres wurde ich an der jährlichen Synode zum Präses derselben erwählt. Ich hielt meine Synodal-Rede übr 2. Corinth. VI. V. 4. „wie ein Diener des Evangeliums sich in allem gleich seyn müsse.„

Ein Geschäft, das schon lange in meinem Plane lag, das mir sehr angelegen war, und an welchem ich mit einigen meiner Freunde schon vorläufig gearbeitet hatte, kam nun öffentlich zur Sprache: die Einführung eines neuen Kirchengesangbuches. Es schien guten Fortgang zu gewin-

nen, und es kam auch bald darauf wirklich zu Stande. Ein großes Hinderniß wurde dadurch glücklich gehoben, daß der hiesige Magistrat es großmüthig unentgeldlich allen denjenigen Bürgern austheilen ließ, die es nicht zu kaufen vermochten, oder nicht kaufen wollten. Dieses neue Gesangbuch wurde nachher in dem ganzen evangelischen Theile des Kantons St. Gallen eingeführt.

Und nun, nachdem ich von meinen Amtsveränderungen und Beförderungen, von 1785 bis 1795 geredet, und dadurch meine äußere Lage gezeiget habe, so will ich nun auch von meinen Gesinnungen, und von der Stimmung meines Herzens in dieser Zeit Meldung thun. Ich will es nur aus meinem Tagebuch nehmen, was ich von Zeit zu Zeit in dasselbe niedergeschrieben habe, welches am richtigsten meine innere Lage kenntlich macht, weil es den jedesmaligen Eindruck darstellt, den die Umstände auf mich gemacht haben. Und wenn ich mich mit wenigen Zügen schildern soll: so fand ich immer starke Sinnlichkeit bey mir; eine überaus lebhafte, schnellauffassende, nnd ausmahlende Einbildungskraft; viele innere Ueberzeugung; daher ernste, redliche Vorsätze; heiligste Versprechungen; und dann so bald wieder Vergessen derselben, Rückfälle. So oft ergab ich mich dem Heilande, mit den ausdrücklichen Worten: ich übergebe mich Dir, nur so wie ich bin; ich kann mir selbst nicht helfen; aus eigener Kraft kann ich mich nicht ändern; aber ich bitte um deinen allmächtigen Gnaden-Beystand. Ich erfuhr dann Geduld, Nachsicht meines Herrn, beständige Arbeit seines Geistes an meinem Herzen; und so oft war ich seiner Stimme wieder ungehorsam: also ein immerwährender Kampf in meinem Innern. Mit Sehnsucht sah ich einer dauerhaften

Ruhe entgegen, die ich öfters in meiner Seele empfand, wenn ich mir die Liebe und das Verdienst meines Erlösers zueignete; aber die ich dann so oft durch meine Abweichungen von ihm wieder unterbrach. Woran ich mich immer noch hielt, und was mich am meisten noch tröstete, war: daß bey aller meiner Schwachheit und bey meinen Fehlern, die Wirkung der Gnade des Geistes Gottes, wenn auch nicht ununterbrochen, doch sich immer wieder erneuernd, wirksam an meiner Seele zeigte. Gnade; aber noch nicht völlig besiegte Sünde!

Von Frühem an hatte ich gesucht, mir den 1ten Oktober, als meinen Geburtstag, recht wichtig und recht nützlich zu machen. Ich durchgiug allemal bey diesem Anlasse meinen ganzen Lebensgang, und ich that es nie ohne Nutzen. Ich machte mir dabey einen kleinen Plan, nach welchem ich meine Gedanken einrichten wolle. Einmal dachte ich an die vielen und vielerley Vergnügen, die ich durch alle die verschiedenen Stufen meines Lebens hätte geniessen, und Andern hätte machen können. Ach Gott! wie schimmerten sie mir dann entgegen in ihrer ganzen Schönheit, diese verschiedenen Auftritte meines Lebens! Wenn ich als ein gutes, artiges Kind, das angenehme Spiel meiner Eltern gewesen wäre; wenn sie an mir, als Knabe schon, mit Vergnügen gesehen hätten, wie die Kräfte meines Verstandes sich entwickelten, und wie die Empfindungen meines Herzens so kindlich seyen; wenn ich als Jüngling, mich durch Fleiß, und als Muster meiner Freunde, durch meinen tugendhaften Frohsinn ausgezeichnet hätte; wenn ich in meinem Ehestand, in meinem Amte, und überall wo ich wirkte, immer darauf bedacht gewesen wäre, jedermann zur Freude und

zum Nutzen zu seyn: was für ein glückliches Leben hätte ich haben können! Und dann die Anwendung davon auf mich selbst gemacht. — Wie habe ich mich überall gezeigt, wie mich stets benommen? Wann, wo habe ich gefehlt? Welches ist die Quelle davon gewesen? Was ist noch allenfalls davon nachzuholen, oder wieder gut zu machen? —

So wurde ich mit mir selbst bekannter; auf der einen Seite sehr beschämt und gedemüthiget; aber auf der andern Seite auch stark ermuntert und angetrieben, zu thun, was ich noch könne. —

Ein andermal nahm ich zum Gegenstande meines Nachdenkens meine verschiedenen Pflichten, und die Wichtigkeit derselben; ich überdachte, wie verbunden ich sey zu treuer Erfüllung derselben, da Gott selbst sie mir befohlen und auferlegt habe; ich suchte mir, so lebhaft als möglich, den Nutzen oder den Schaden, den Lohn und den Segen, oder die Verantwortung vorzustellen, die ich für mich zu erwarten habe, je nachdem ich treu oder nachläsig hierinn gewesen; ich dachte, wie viel es auf Andere werde gewirkt haben, zum Segen auf ihr leibliches und geistliches und ewiges Wohl, oder zum Nachtheil und Schaden; und wie weit es sich könne verbreitet haben; und ich schauerte oft bey diesem Blick, und nahm Zuflucht zu der allmächtigen Gnade, die mir vergeben und mich beßern solle. Ich suchte jedesmal eine neue Seite auf, und so wurden mir diese Tage zu einer wahren Erweckung.

So finde ich in meinem Tagebuch einmal: „Freytags den 1ten Oktober. Der Plan, nach welchem ich gestern meine Gedanken einrichtete, war folgender: Ich sehe den Werth der Zeit, oder meines Daseyns, wenn ich mir dasselbe vor-

stelle als mir gegeben, a) zum Genuße, b) zum Thun, und c) zur Vorbereitung.

a) Zum Genuße, sinnlichen, geistigen und religiösen Genuß. Wie viel besser und froher hätte ich den ersten haben können, wenn ich ihn mässiger nnd christlicher genossen hätte! Wie oft hat er den zweiten verdrängt! Wie selten, wie unvollkommen genieße ich den Letztern!

b) Thun, für mich und für Andere. Wie viel mehr, und das, was ich thue, wie viel weiser, und wie viel besser hätte ich es thun können!

c) Vorbereitung auf die Ewigkeit. Bin ich nun in dem Stande, daß ich diese fröhlich erwarten kann? Wer sich nicht Got und dem Heilande ergeben hat; sich alles Guten mit ganzem Ernste befleißt; Gottes Gnade sucht und anwendet, der kann unmöglich ruhig seyn. Aber mit diesen Gründen darf man es seyn.

Und dann, wie weit bin ich mit meiner Ausbildung, mit meiner Vervollkommnung gekommen? Wie vieles fand ich in allen Absichten abzubitten, und mich zu demüthigen vor Gott! Aber noch währet meine Lebens- und meine Gnadenzeit; Morgen, wenn ich ihn erlebe, ist ja wieder ein Tag, wo ich alles dieses thun kann, was ich bisher hätte thun sollen. Ich durchging also noch einmal jedes obiger Stücke, und faßte den betenden Entschluß, sorgfältig und zweckmäßig jeden künftigen Theil meines Lebens anzuwenden, Hindernisse zu bekämpfen und zu überwinden. Gott! stärke du mich; laß mit so sehr zunehmenden Jahren auch reife Früchte meiner Besserung kommen, und da mein Lebenstag sich neigt, mich doch ungesäumt noch thun, was unumgänglich nothwendig ist, wenn ich will glücklich seyn und werden."

Noch in dem Jahr 1785. schrieb ich: „Welche Erweckung, die mir Gott wieder werden ließ, mit Ernst auf die Beschaffenheit meines Herzens zu dencken, damit ich ruhig und getrost einst ein seliges Loos in jener Welt erwarten könne. Denn, wie ich lebe, so werde ich sterben, so wird auch mein Loos, oder mein Lohn in der Ewigkeit seyn; und eine starke Erschütterung meiner Gesundheit zeigte mir, daß ich diesen Lohn bald zu gewarten haben dürfte. Dieser Vorfall trieb mich ganz natürlich zu neuem Eifer an, mein Leben ganz Gott und seinem Dienste zu widmen. Ruhig war ich, auch nach redlicher Prüfung, und hoffte vest auf Gnade; aber mehr völlige Glaubensfreudigkeit wünschte ich mir, daß, wann Gott mich ruft, ich zu der Seinen Trost und Freude, und Ihm zum Ruhm dann fröhlich scheide. Herr! wenn du es so gut für mich findest, so gib mir es in Gnaden.“

An dem Communionstag Abend, Sontags den 25ten Dezember, schrieb ich folgendes ins Tagebuch nieder: „Welche süße Stunde in meinem einsamen Nachdenken, a) was ich heute versprochen habe, sowohl überhaupt, dem Erlöser treu zu seyn, als insbesondere, die Fehler zu verbeßern, deren ich mich vorzüglich schuldig weiß. b) Was mir heute versprochen worden. Ach Gott! wie must Du mich ansehen! Einen Menschen, der so unzählig viel gesündiget hat, so wenig das gewesen ist, was er hätte seyn sollen! Aber Gott sey ewig Dank, es ist auch ein großes und schweres Opfer für meine großen und schweren Sünden gebracht worden. Vergebung und Gnade ist mir angeboten, und im Abendmahl versichert und versiegelt worden, so wie die Kraft und der Beystand zu dem Guten. Der Tod naget vielleicht heimlich an meinem Leben; wie bald werde ich sinken? Ach! wie froh bin ich über den Trost der Unsterblichkeit! c) Was für Dank, was für

Freude dieſe Wohlthaten verdienen! Und welche Geſinnungen verdient unſer Erlöſer von uns, dem wir ſie zu verdanken haben! Welches Vergnügen gewährt uns die Religion!

Noch eine ſolcher Bemerkungen an einem meiner Geburtstage hebe ich aus, die meine Geſinnungen und Empfindungen zeigt: „Auch dießmal mir ein feyerlicher, feſtlicher Tag, an dem ich mich all des Guten erinnere, das ich die ganze Zeit meiner Wallfahrt von Dir, beſter Vater! empfangen habe; mit Wehmuth hingegen aller der Fehler, deren ich mich ſo häufig ſchuldig gemacht. Ein Blick zurück, und ein Blick vorwärts; wie wichtig ſind mir beyde!

Der Gedanke, der mich heute beſonders beſchäftigte, war: daß ich mein Leben als etwas Zuſammenhängendes, als ein Ganzes anſah, und alſo das, was mir Gott erwieſen, mit Beziehung auf das Ganze betrachtete. Darum hat er mir eine ſolche Bildung und Stimmung meines Körpers gegeben. Schon von Anfang war es darauf angelegt, daß ich ſolcher und ſolcher Empfindungen und Gefühle fähig ſeyn ſolle; darum hat er mir ſolche Fähigkeiten und Kräfte der Seele gegeben; darum alle die Anläße und Gelegenheiten, die ich gehabt habe; darum immer Geduld mit mir gehabt; ſo viel geſchonet, ſo Manches unſchädlich ablaufen, ſo Manches gut ausfallen laſſen; darum mit einem Wort mich bis auf dieſen Punkt gebracht, wo ich bin. Aber eben ſo ſehe ich auch alle Fehler, die ich leider bisher ſo häufig begangen, nicht als bloſſe einzelne Vergehen an; ſondern ich habe mir im Ganzen dadurch geſchadet. Jedes Verſäumniß in der Jugend, jede Sünde meiner mehrern Jahre, muß ich jezt büßen; ſie hat mich zurück gebracht, mir den Kampf erſchwert, mich zum Guten minder tüchtig gemacht, das

Maaß meines Glückes vermindert; ich bin das nicht, was ich seyn könnte. Und so wollte ich nun ins künftige mein Leben einrichten, daß alles auf den Hauptzweck Beziehung habe; das stets thun, was zu meinem ganzen, wahren Glücke beyträgt; mir nicht mehr erlauben, in nichts meine Freude suchen, was mein Glück jezt, oder in der Zukunft stören könnte. Herr! mache mich weise, und mache mich stark, segne mich und was ich thue; laß mich wahrhaft glücklich werden, Amen!

Unterdessen zeigte sich ein höchst wichtiger Anlaß, wo mich Gott auf mich selbst, und auf die innerste Beschaffenheit meines Herzens recht aufmerksam machte; eine äußerst schwere und gefährliche Krankheit, wo ich nur einen Finger breit noch vom Grabe und der Ewigkeit entfernt war, überfiel mich; aber ich lebe noch, und preise dich, Herr meines Lebens! über der mächtigen und gnädigen Hülfe und Güte, die Du mir unverdient und reichlich erzeiget hast; und daß du mir noch mehr Zeit gibst, reifer zu werden auf den Tag zur Ewigkeit, und das Maaß meiner Pflichten und des Guten, das ich durch deinen Beystand thun kann, noch voller zu machen.

Donnerstag den 25ten Oktober 1792. spürte ich den Anfang einer Krankheit, die nach und nach so bedenklich wurde, daß wenig, oder keine Hoffnung zum Aufkommen mehr übrig blieb. Etliche Tage lang hatte ich heftige Schmerzen, daß ich Tag und Nacht keinen Augenblick ruhen konnte, bis sich die Krankheit in ein förmliches Gallenfieber erklärte. Meine Kräfte waren beynahe ganz hin, so daß ich mich kaum mehr regen konnte. Die Meinigen, besonders meine liebe Frau, waren äußerst betrübt, und besorgt; allein Gott stärkte mich,

daß ich sie aufrichten und trösten konnte, nicht nur damit: Gott werde sie nie verlassen; sondern auch mit Hinweisung auf die Krankheit selbst, die, so schwer sie auch war, doch ihren ordentlichen Gang ging. Immer behielt ich, einige Fieber-Stunden abgerechnet, völlige Gegenwart des Geistes, und mein heiterer Muth verließ mich nie. Was mir aber in dieser ganzen Krankheit besonders wichtig war, ist, die ausgezeichnete Güte und Hülfe Gottes, die ich in diesen schweren Umständen erfuhr. Ich kann, zum Preise der Gnade und der Macht meines Gottes, mit Grund und Wahrheit sagen, daß ich in dieser ganzen Zeit keinen einzigen ungeduldigen, keinen einzigen furchtsamen, oder unruhigen, und keinen einzigen langweiligen Augenblick gehabt habe.

In Absicht des Ersteren, oder der Ungeduld, dachte ich immer: „ein Sünder, wie ich bin, soll sich gar nicht beklagen; ich hätte verdient, noch viel mehr zu leiden. Wer von seiner Kindheit auf, in seinen Jünglingsjahren, in seinen männlichen Jahren; wer als Mensch, als Christ, als Pfarrer, so unzählig viele Sünden auf sich habe, sollte noch Gott danken, wenn er ihn durch Leiden demüthig, bußfertig macht. Ich fühlte es tief, daß mir gar nicht Unrecht geschehe; ich sah meine Sünden alle einzeln vor mir stehen; ich flehte um Barmherzigkeit und Vergebung, um Jesu willen. Wie vielmal betete ich mit heißen Thränen die Worte:

Soll's ja so seyn, daß Straf und Pein
Auf Sünden folgen müßen:
So fahr hier fort, nur schone dort;
Laß mich's nicht ewig büßen.

Wie gerne wollte ich noch viel mehr, und mit aller Geduld leiden, wenn meine Seele durch dieses Feuer von den Schlacken könne gereiniget, und zum Himmel bereitet werden. Aber, fühlend meine Schwäche, bat ich oft zu Gott, Er soll mich stärken; ich flehete aus der Tiefe meines Herzens:

Gib mit dem Leiden nur Geduld,
Und stärke mich mit deiner Huld;
Damit das Leiden dieser Zeit
Mir diene zu der Seligkeit.

Wie oft floßen meine Thränen in der stillen Mitternacht zu dem Gott, an dem ich gesündiget hatte, aber auf den ich vertraute; und wie oft sagte ich auch mit innigster Rührung: Du erhöreſt Gebete; darum kommt alles Fleisch zu dir. Aber nein! es ist nicht recht, wenn man immer nur betet; nicht auch danket, nicht auch rühmt, was der Herr an uns gethan hat. Er hat Groſses an mir gethan; Er hat mich mächtig gestärkt; aus mir selbst wäre ich nicht im Stande gewesen, diese Last zu tragen; durch ihn gestärkt aber, wars mir möglich, immer so geduldig zu seyn, daß auch kein Wort, keine Miene, kein Gedanke von Ungeduld sich bey mir zeigte. Die Meinigen freuten sich alle herzlich darüber, und dankten Gott für mich. Mein gröſster Kummer war nur, daß ich ihnen so viele Mühe und Arbeit mache; ich forderte nicht ohne Noth; schonte ihrer, so viel es die Umstände auch nur immer erlaubten; war mit Allem zufrieden, und dankte für Alles; nud o wie leicht kam ich so durch!

In Absicht des zweyten, oder der Furcht, und innerer Unruhe und Aengstlichkeit, (und wahrlich der Tod macht

Alles ernstlich, und die so nahe Ewigkeit stellt sich furchtbar dar,) dachte ich, die Hauptsache ist: ob ich einen gnädigen Gott habe, von dessen Liebe und Wohlgefallen ich, aus sichern Gründen, mich getrösten könne. Wenn das ist, dann hab' ich so viele Gründe zur Beruhigung in seiner unendlichen Macht; in dem theuren Verdienste des göttlichen Mittlers; in so vielen gnädigen Verheißungen; in seiner zärtlichen Fürsorge für die Seinen; in seiner Hülfe, selbst im Tode; in den herrlichen Aussichten in die bessere Welt, daß es nicht recht wäre, wenn ich mich doch noch fürchten wollte.

Um aber meiner Sache recht gewiß zu seyn, und in dem allerwichtigsten Auftritte meines Lebens mich ja nicht zu täuschen: sagte ich zu mir selbst, als vor Gott: ist denn nicht dem Sünder, und auch dem allergrösten, dem schwersten Sünder, der seine Sünden bereut und abbittet, um Jesu willen, Gnade und völlige Vergebung zugesagt? nicht ins Gericht soll der kommen, nicht verurtheilt werden, der an den Sohn Gottes glaubt? Und hast du nicht viele hundert und tausend Mal Gott ernstlich um Vergebung aller, auch der geheimsten Sünden gebeten, die niemand wußte als Gott und du? und auch aller der sündlichen Neigungen? und hast du nicht eben so redlich und so ernstlich um Hülfe und Beystand gebeten, von den Sünden gereiniget und geheiliget zu werden? und hast du nicht an der Besserung gearbeitet? Freylich hättest du es noch besser thun sollen; aber eben die Demuth, der Ernst sind die deutlichen Beweise der Redlichkeit gewesen, und unverwerfliche Zeugniße der Gnadenwirkung des Geistes Gottes in dir. Du darfst dir Jesu Gerechtigkeit und Verdienst, die Nachsicht und die Gnade deines Vaters, im Glauben zueignen; gehe nur fröhlich zu

ihm hinüber. Wenn meine Sünden mich schreckten: dann blickte ich auf das Kreuz meines Heilandes hin, und hoffte einen gnädigen Blick von ihm auf mich gebeugten Sünder.

Am Tage deiner Rache, Gott! Mittler! nimm dich meiner an,
Und führe meine Sache, wie du am Kreuz gethan!

Welcher Balsam war es mir, wenn ich mir dann lesen ließ:

Wann mich die Sünden kränken,
Mein Heiland Jesu Christ!
Dann laß mich froh bedenken,
Wie du am Stamm des Kreuzes
Für mich gestorben bist!
In meinen letzten Stunden
Ström du mir Kraft und Ruh,
Und Heil aus deinen Wunden,
Zu meinem Troste zu.
Du bist's allein, auf den ich trau!
Stärk meine Seel im Tode,
Daß ich dich ewig schau.

Und wenn die Natur vor der Auflösung, vor dem lezten Stoße, vor dem dunkeln Grabe, vor dem unsichtbaren, unbekannten Reiche der Geister schauern wollte: dann sagte ich:

Gesetzt, die lezte Todesnoth
Macht meiner blöden Seele bange;
Ich trau auf meines Mittlers Tod,
Der siegreich meinen Tod verschlange.
Der mich im Leben seine hieß,
Wird auch in dieser Finsterniß

Mein Tröster, Licht und Führer heißen,
Und mich aus allen Aengsten reißen.

Der Gedanke stärkte mich immer, daß Gott auch ist unser Gott; er wird uns führen bis über den Tod hinaus.

In Absicht des Dritten, oder, daß ich keinen langweiligen Augenblick gehabt habe, muß ich sagen, daß, so unglaublich es scheinen mag, es doch im strengsten Sinne wahr war. Die erstere Zeit hatte ich immer Beschäftigung mit der Krankheit selbst; alle Augenblicke, so zu sagen, bald Arzneyen nehmen, bald Salben, bald mir helfen zu lassen wieder anderst zu liegen; denn ich hatte mich sehr wund gelegen, und konnte wegen meinen geschwollenen Füßen, ohne Hülfe mich nicht kehren. Sobald ich eine leichtere Minute hatte, dachte ich an mich selbst; betete, dankte u. s. w. Besser unten werde ich Anlaß nehmen zu sagen, wie viel die Liebe meiner Mitbürger mir süße Augenblicke gemacht habe. Gott! welche unverdiente Gnade, die du mir ereiget hast!

Sieben Tage litt ich die heftigsten Schmerzen; mehr als vierzehn Tage ließ man keinen einzigen Menschen vor mich, um mich recht stille zu halten; und mehr als vierzehn Tage genoß ich nichts, als Arzneyen; und doch keinen einzigen langweiligen Augenblick. In der folgenden Zeit diktirte ich aus dem Bette, meiner Schwester kleine Briefe, Billets ꝛc. ꝛc., oder ich ließ mir etwas vorlesen; ich machte meine Studenten, (denen indessen der älteste von ihnen Lektionen gab) bald einzeln, bald einige, vor mein Bette kommen; fragte, befahl, ordnete das Nöthige. Der Besuch von meinen Freunden war mir sehr angenehm. Bald fing ich wieder an selbst zu schreiben, und mich leicht zu beschäftigen; doch ging ich hierinn sehr vorsichtig, nur nach und

nach zu Werke. Nie vergesse ich die ausserordentliche Bewegung, die ich Samstag den 8ten Dezember sah, als ich die ersten Religionsstunden mit den jungen Kindern wieder anfing; wie sich hundert Hände mir entgegen streckten; welche Aeusserungen der lebhaftesten Freude sie machten. Wie oft dachte ich in dieser Zeit der Prüfung: die Gottseligkeit ist doch zu allen, allen Dingen nütze, und hat die Verheissung dieses und des künftigen Lebens! Wer kann so ruhig seyn, so geduldig, so sanft, so zufrieden, auch unter den harten Prüfungen, auch wo es so schwer ist, als der Christ, der durch die Gnade gestärkt wird, der sich an Gott halten, an den Tod mit Freuden denken darf? Und wie ungleich besser kommt man dann durch; wie erleichtert man sich und Andern Alles; wie behält man seine ruhige, oder wohl gar seine frohe Gemüthsstimmung; wie gern ist dann jedermann um uns; wie erbaulich können wir so Manchem werden, und ihn zum ernsten Nachdenken bringen! Ich kann mit Dank und Freude sagen, daß ich für eine so schwere Krankheit, so leicht durchgekommen bin, als ich es nie, hätte hoffen dürfen.

Ich kann nicht unterlassen, auch noch der Liebe meiner Mitbürger zu gedenken, die sich mir bey diesem Anlasse in so hohem Grade zeigte. Was mich beynahe abhalten könnte, die reine Wahrheit hinzuschreiben, ist: meine Bescheidenheit, die ich als heilige Pflicht verehre. Allein, die Gerechtigkeit ist eine eben so wichtige Pflicht. Zudem ist es hier Erguß eines tiefgerührten, dankerfüllten Herzens; und es soll mich nur in der Demuth erhalten, mich kräftig anspornen, diese Liebe immer mehr zu verdienen, und Gott es allein zu verdanken. Herr! du gabest mir Alles, wodurch ich diese Liebe erhalten konnte; Du neigtest die Herzen zu mir;

nicht uns, Herr! nicht uns, sondern deinem Namen sey die Ehre!

Wenn ich in Etwas fühlte, daß ich schwächer durch meine Krankheit geworden sey, so war es die Weichherzigkeit, der ich nicht widerstehen konnte. Oefters mußte ich laut Weinen, wenn ich wieder einen neuen Beweis von der Liebe meiner Mitbürger bekam. Von den Vornehmsten bis zu den Geringsten nahmen Alle Antheil an meinen Umständen. Wie Viele, die täglich nach meinem Befinden fragen liessen, und noch Viele, die sich an einem dritten Orte erkundigten. Selbst die Dienstboten, welche kamen, konnten ihre Wehmuth, oder ihre Freude nicht zurück halten, je nachdem der Bericht ausfiel. „Ach Gott! ich darf das zu Hause nicht sagen"; oder dann: „Gott Lob! wie wird meine Herrschaft eine Freude haben". Kinder auf der Gasse fragten an meinen Leuten nach meinem Befinden. Ein Mädchen von acht bis neun Jahren, wollte nicht mehr bey meinem Hause vorbeygehen; es müße nur weinen; es nahm daher aus der Schule allemal einen Umweg. „Nein, sagten die Einen, so vielen tausend Thränen und Seufzern wird unser Pfarrer doch wieder geschenkt werden". Gott! wie lohnest Du schon hier, wer sich nur befleißt, Dir treu zu dienen!

Und wie viele thätliche Beweise der Liebe, die ich erhielt! Man beeiferte sich in die Wette, mir alles Mögliche zu schicken, was mich zu stärken, oder zu erquicken nur immer dienen konnte. Von den Herren Kirchen-Aeltesten, von meinen Herren Kollegen, und von meinen Freunden empfing ich Hülfe und Dienstleistung. Mit welcher Bereitwilligkeit dienten sie mir; alle meine Arbeit wollten sie mir abnehmen, so lange es nöthig seyn werde. Ein Freund sagte zu mir: „Wenn Sie auswärtige Koresponden zu besorgen

haben; Sie kennen mich, disponieren Sie über mich". Auch mein Arzt: nicht nur, mit welcher Sorgfalt und Geschicklichkeit; sondern mit welcher Theilnahme und Freundschaft, mit Kummer selbst, führte er mich durch dieses Labyrinth so glücklich hindurch.

Was ich besonders bewundern mußte, war: die viele Mühe und unerschütterliche Standhaftigkeit meiner lieben Frau, bey ihrer ohnehin zarten Gesundheit. Durch nichts ließ sie sich abhalten, am liebsten mir selbst abzuwarten, und der liebe Gott stärkte und unterstützte sie mächtig. Auch meine Schwester, die bey mir im Hause war, ging ihr treulich an die Hand. Der Herr vergelte es ihnen hier und dort!

Etwas, das mich ungemein freute, tröstete und stärkte, war das schöne Gedicht, das ich hier ganz einrücke. Einer meiner ehemaligen Schüler, Herr Felix Huber, fand sich durch seine Freundschaft und Liebe zu mir aufgeregt, dasselbe auf meine Genesung zu machen. Nach seinem Tode ist eine Sammlung seiner Gedichte im Drucke herausgekommen. —

Unter Gedanken der Wehmuth entschlummert' ich jüngst.
Ach! was sah' ich!
Erstarrt, in den Armen des Todes den Edlen, der mir die Bahn wies,
Die mit Dornen besät — zum Leidenfreysten Genuß führt. —
Vater! ist's möglich, so fleht' ich mit bangem, blutendem Hrezen —
Ist's möglich, Vater! so schenk uns den Theuren, Frommen noch dießmal!
Höre der Edeln Gebet, denen tödend sein Tod ist!

Noch hat' ich dieß Flehn nicht vollendet: da sah ich der Himmlischen einen.
Mit unaussprechlicher Huld faßt' er die zitternde Hand mir.
„Fürchte dich nicht" — so sagte der Seraph, „mich sendet die Liebe,
„Die jedes Bedürfniß der Menschheit, o! wie herrlich befriedigt.
„Sieh' hier die krystall'ne Phiole, gefüllt an dem Urquell des Lebens,
„Der in Edens Gefilden auch für Waller im Staub fließt. —
„Ich gehe, sie auszuschütten über den, den dein Herz liebt;
„Und in Arm der Gesundheit kehrt Er dann zurück von dem Grabe. —
„Noch lange lebt Er zur Wonne der Guten, denen er Freund ist;
„Lehrt noch lang seine Brüder die Lehren der ewigen Weisheit;
„Ist des Leidenden Trost, und veredelt die Freuden des Frohen;
„Und hat er einst alles vollendet, was ihm sein Herr anvertraute:
„Dann fliegt er in's Lichtreich empor, den Lohn seiner Treu zu empfangen."
So sprach der Seraph, und eilt', der Gottheit Befehl zu erfüllen.

Huber.

Und nun, an dem Ende der Krankheit, Sonntag den 23. Dezember, welch froher Dank stieg aus meiner Brust zu

Gott auf, der mir so mächtig geholfen hatte, der mir so vorzüglich viel Gutes gethan, der mir das Leben wieder gegeben, das ich zu seiner Ehre, zur Vorbereitung auf die Ewigkeit, und zum Nutzen meiner Mitbrüder, durch seine Gnade anwenden will. Meine Empfindungen sind in dem Liede ausgedrückt, das ich mir so oft vorlesen ließ: Lob, Ehr und Preis dem höchsten Gut ꝛc. ꝛc. Ich danke, Gott! ich danke Dir, ach danket, danket Gott mit mir! Wer wollte Gott nicht danken?

Mittwoch den 26ten Dezember hatte ich meinen ersten Ausgang. Ich ging zu der M. Aeugster, wo wir, unser Fünf das heilige Abendmahl hielten. Die Predigt, das Gebet, die ganze Funktion machte mich im geringsten nicht müde. Mit Freuden nahm ich die Zeichen und Siegel der Gnade und des Bundes Gottes; und erwarte nun die Erfüllung seiner Verheissung, mich seine Liebe zu mir, und seine Hülfe, wie ich sie bedürfe, erfahren zu lassen, damit ich, wie ich es ihm von ganzem Herzen geschworen habe, stets als ein wahrer Christ könne leben; ihm bis in den Tod getreu seyn; mit Freuden thun, was ihm gefällt, und ihn so ehren vor der Welt.

Ich denke, ich muß bey meinen Lesern abbitten, daß ich so weitläufig gewesen bin bey der Erzählung meiner Krankheitsgeschichte. Aber ich hatte einen doppelten Grund dazu. Zuerst: Da es einmal meine Absicht ist, bey meiner Lebensbeschreibung mich so darzustellen, wie ich war: so konnte es bey einer solchen Gelegenheit am allernatürlichsten geschehen; denn wahrlich, da deckt sich das Innere des Menschen auf; die Verstellung fällt bey so ernsten Auftritten, bey dem so nahen Blick in die Zukunft weg. Man bedenke, daß ich es nicht erst jezt schreibe; sondern es ist Abschrift

aus meinem Tagebuch; also getreue Schilderung, wie es mir damals ums Herz war. Man sieht, was der Grund meines Glaubens und meiner Hoffnung war; was mich in meiner Lage stärkte und beruhigte; und ich bin vest überzeugt, daß das der einzige, aber der sichere Grund ist, auf den wir trauen können; und diesen möchte ich Jedem empfehlen.

Ein zweyter Grund ist: daß ich wünschte und hoffte, dem Einen oder dem Andern meiner Mitmenschen, wenn er auch sollte krank werden, seine Krankheit zu erleichtern, wenn er sehe, wie ein wahrer Christensinn das beste Mittel hierzu sey; wenn er sehe, wo man Kraft und Stärke, wo man Ruhe suchen und finden könne. Als Pfarrer, der zu so vielen und so verschiedenen Kranken kommt: welch einen Unterschied findet man; und wie oft wird uns der Wunsch abgedrungen: „wenn wir doch könnten einem Jeden eine vernünftige, christliche Fassung geben! Wie ungleich leichter hätte es der Kranke, und die, die ihn pflegen müßen.

Von den mancherley Erfahrungen, die ich in diesen Jahren in meinem Amte Anlaß hatte zu machen, will ich nur einige anführen, die mich lehrten, die Menschen immer besser kennen-lernen; und wie man mit ihnen umgehen müße.

Der 21te September 1788. war der Todestag des Vaters meiner lieben Frau. Auf der einen Seite sehr schmerzhaft für uns, wegen dem Verluste eines liebreichen, gütigen, eines vernünftigen, frommen Vaters, der unser Aller Liebe würdig war, und sie vollkommen besaß; auf der andern Seite tröstete uns der Gedanke, daß wir mit Freuden ihm nachsehen dürfen, und ihn nun in der Ruhe der Seligkeit wissen. Was mir aber besonders merkwürdig war, ist sein schöner, sanfter Tod.

Der Herr Vater war von jeher einer etwas ängstlichen,

genauen Gemüths-Art; in seinem häuslichen Kreise, wie in allen seinen Gerichts- und Raths-Geschäften, immer der pünktlichste, gewissenhafteste Mann. Das wirkte dann auch ganz natürlich auf seine religiöse Denkungsart; er war mehr furchtsam und sorgfältig, als fröhlich und zuversichtlich. Seit einigen Jahren hatte er viel an der Brustwassersucht zu leiden. Bey heftigen Anfällen kam es beynahe zum Ersticken, und sein Arzt glaubte, es sey da kein anderes Mittel, als auf der Stelle eine Ader zu öffnen. So bald das Blut zu laufen anfing, kam der Athem wieder; die Anfälle aber vervielfältigten sich. Nach einem solchen Anfall fragte mich der Herr Vater ganz wehmüthig: fürchten sie nicht, Herr Pfarrer! der liebe Gott nehme mich einmal in einem solchen Sturme hinweg? „Ich bin zwar kein Prophet, erwiederte ich; aber ich glaube es nicht und ich habe zwey Gründe dafür. Der erste: Die Natur wird durch jeden solchen Anfall so geschwächt, daß es zulezt nur noch einen leichten, sanften Uebergang geben wird; der andere Grund ist: Der Herr führt die Seinen so gerne so sanfte Wege, als er weißt, daß es ihnen zuträglich ist.

An einem Freytage ging ich nach dem Nachtessen noch einmal hin, um zu sehen, wie er sich befinde. Ich glaubte aus seinem, in etwas vorzogenen Munde, und seiner schweren Sprache schliessen zu müßen, daß ein innerer Schlag ihn gerührt habe. Den Samstag Morgen, da ich ihn wieder besuchte, zeigte es sich nun ganz deutlich; doch war er bey völliger Gegenwart des Geistes; und von dem Augenblick an, da der Druck und der Reitz seiner Nerven durch den Schlag gelähmt worden war, konnte der Geist wieder frey wirken; und er war der heiterste, fröhlichste Christ; er wiederholte jedes gute Wort, jede Verheissung,

die man ihm vorsagte, mit der lebhaftesten Empfindung. So blieb er bis an sein Ende, welches Sonntag Nachmittag sanft und selig erfolgte.

Ein anderes Beyspiel dieser Art habe ich gesehen, an einer hiesigen Dame, die in Frankreich gebohren und erzogen war. In ihrem sechszehnten Jahre schickte man sie nach Genf, um zum heiligen Abendmahle unterwiesen und zubereitet zu werden. So hinreichend ihre Religionskenntniß war, so hatte sie doch mehr das gesetzliche, als das evangelische Christenthum gelernt; und bey aller ihrer ächten, wahrhaften Frömmigkeit, behielt sie doch immer eine gewiße Aengstlichkeit; und in den etlichen Jahren, in denen ich alle Wochen eine Erbauungs-Stunde in ihrem Hause hielt, konnte ich sie nicht dazu bringen, daß sie zuerst nur glauben solle, wie Gott uns auch als Sünder liebe; wie der Heiland uns so gerne annehme; wie er uns sein ganzes Heil anbiete, das wir uns im Glauben zueignen dürfen; und wie dann aus diesem Glauben, aus der dankbaren Liebe für diese Wohlthat, die Frömmigkeit als Folge herfließe. Denn nicht nur sucht man dem zu allem Gefallen zu leben, der uns so geliebet, und uns sich so verpflichtet hat; sondern man erwartet nun auch zuversichtlich von seiner Liebe, daß Er selbst uns alle Kraft und allen Beystand zum Guten schenken werde. Diese gute Dame wollte gerne recht fromm seyn; aber sie machte es sich selbst schwer. —

Ein Schlag, der sie getroffen, und ihr anfänglich die Rede zum Theil genommen hatte, brachte die gleiche Wirkung hervor, wie der bey meinem Schwiegervater; der Geist konnte nun wieder freyer wirken, und die fromme Christinn zeigte sich in ihrer ganzen Kraft. Es mußte jedem der Umstehenden eine wahre Freude machen, zu hören, wie sie

mit so vieler Freude sagte: „ce bon sauveur, n'a-t-il pas dit: venéz à moi, vous tous, qui êtes travaillés & chargés, & je vous soulagerai, & vous trouverez le repos de vos ames?" Sie konnte nicht recht deutsch; sie redete französisch. Einst sagte sie so zutraulich: „so komme ich denn auch lieber Heiland! du wirst mich nicht hinausstoßen." So überfloß ihr Herz und ihr Mund von Wiederholungen der tröstlichen Verheißungen; nnd man sah, wie die Gnade ihr Freudigkeit und Zeugniß gab, sich dieses Alles getrost zuzueignen. Sie blieb auch in dieser seligen Fassung bis an ihr Ende.

Aber diesen schönen Beyspielen von dem Tode des Christen, habe ich denn auch das Seiten- oder Gegenstück gesehen, von dem traurigen und fürchterlichen Ende eines Menschen, der an seiner Seligkeit zweifelt, und zweifeln muß; der unter Vorwürfen und Anklagen des Gewissens in die Ewigkeit hinübergeht. Ich habe sie gesehen, diese Angst und Marter, und ich führe sie hier nur an, um ein heilsam warnendes Beyspiel aufzustellen.

Ein Herr von hier, ein Mann in seinen besten Jahren, ein Mann von ungemeinen Fähigkeiten und Talenten, voll Thätigkeit und Geschäftigkeit, geschickt und glücklich in seiner Handlung und in allen seinen Unternehmungen; in seinem Hause und im Staate sehr nützlich und sehr brauchbar, wurde von einer Krankheit angefallen, von der er gleich Anfangs vermuthete, daß sie sehr ernsthaft werden könnte. Er ahnete, daß er sterben werde, und doch redete er mit den Seinigen ganz ruhig und beruhigend; er gab ihnen die besten Ermahnungen. Bey der schrecklicheu Unruhe und Angst, in die er nachher gerieth, und bey den Vorwürfen, die er sich machte, schien mir seine Ruhe und sein Beneh-

men gegen die Seinen, lange unerklärlich; aber nun begreife ich die Sache ganz leicht. Bey dem Anfange der Krankheit hatte die Seele noch Stärke genug, sich so zu zeigen, wie sie scheinen wollte; sie war noch im Stande, wenn ich so sagen darf, sich selbst und Andere zu täuschen. Allein, als diese mit Fleiß angestrengte Kraft der Seele, der Heftigkeit des Fiebers unterlag, zeigte sie sich, wie sie in ihrem Innern war, und was sie empfand. Und, ach Gott! was zeigte sich nun? Wahre und überzeugte Erkenntniß ihrer selbst und ihres großen Unrechts; heftige Anklagen und Gewissensvorwürfe; das härteste Urtheil, das sie sich selber fällte.

„Stellen sie sich nur einmal vor," sagte einst dieser Kranke zu mir: „ein Mann, dem unser Herr Gott Fähigkeiten gegeben hat, so viel man nur haben will, und der sich durch Sinnlichkeit ganz beherrschen und hinreissen läßt, der gleichsam sagt: Nein, ich will nicht leben wie ich sollte, sondern wie mich gelüstet: was muß der erwarten?" — Ein andermal brach er in der Angst aus: „Ich habe immer geglaubt, es werde einmal so kommen; so wie ich gelebt habe, könne es nicht immer gehen." — Mit Grauen sah er in die nahe Ewigkeit hinein. Die Gewißheit des größten Elends, und die Ungewißheit der Art, folterten ihn wechselsweise mit gleicher Wuth. „Wenn man mir nur sagen könnte," äusserte er zitternd, „wo ich hin müßte; wenn ich nur den Ort eigentlich wüßte; oder muß ich hier noch Rechenschaft geben?" — Und so blieb er bis an seinen Tod. Ein solcher Mann! und ein solches Ende!

Ach! wie mächtig ergriff mich das, wie ernstlich entschloß ich mich, von jetzt an eifriger, sorgfältiger, erbaulicher zu leben; alles zu meiden und abzulegen, was mir eine

unangenehme Erinnerung seyn, oder Vorwürfe erregen müßte; so fromm zu seyn, daß, wenn Gott auch beschlossen hätte, mir einst einen harten Kampf zu bereiten, doch die bey mir herrschenden, überwiegenden, christlichen, gläubigen Gesinnungen und Empfindungen ihn lindern könnten, da die Vorstellungen der Seele so großen Einfluß auf das Physische haben.

Vorzüglich aber wurde ich noch durch einige Nebenumstände veranlaßt, theils mich an mehr Thätigkeit, an mehr Arbeitsamkeit zu gewöhnen; theils freymüthiger, deutlicher mit den Menschen zu reden, besonders mit denen, die von meiner Gemeinde sind. Ich will es zwar so vorsichtig und klug thun als möglich; aber mich doch nicht durch Furcht abhalten lassen. Heute oder Morgen geht doch der Eine oder Andere in die Ewigkeit hinüber, und könnte mir sagen, wie Jener mir sagte: „Herr Pfarrer! wenn Sie mich nur einige Jahre vorher gewarnt hätten! Es ist ja die Pflicht des Hirten, seine Schaafe zu warnen! — „Gerade jezt will ich hingehen, und an meine Schreibtafel schreiben": so bald ich kann, mit N. N. zu reden: „Il est des moments où le voile tombe," sagte ein Freund jenes Mannes zu mir. Er verstand darunter: Es gibt Augenblicke, wo man die Menschen kennen lernt, wie sie sind; wo alle Verstellung aufhört. Und ich nahm dieses Wort noch in einem andern Sinne und dachte: der Augenblick kommt, wo man Alles erst in dem rechten Lichte erblickt: sich selbst, sein bisher geführtes Leben, die Ewigkeit, unser Schicksal, das uns dort wartet. Und o! wie furchtbar sind alsdann diese Augenblicke vielen Menschen! Wahrlich, es lohnt sich der Mühe, zu rechter Zeit daran zu denken, und dafür zu sorgen, ihnen

dieses Furchtbare zu benehmen, und sie so viel möglich zu den nützlichsten, seligsten Augenblicken zu machen.

Vierte und letzte Periode.

Von 1795. bis ins Jahr 1815.

Die bekannten französischen Unruhen, die so viele Greuel-Scenen lieferten, und so viele schreckliche Thaten hervorbrachten, waren für unsre Schweiz nicht blos ein trauriges Schauspiel; sondern es zeigte sich bald, daß wir in das gleiche Unglück verwickelt wurden. Aeußere und innere Ursachen wirkten zusammen. Die Untreue so mancher Schweizer selbst, und die nachher betrogene Hoffnung, für sich selbst große Vortheile zu erhaschen; und die Leichtgläubigkeit Anderer, die durch trügerische Vorspiegelungen sich irre führen ließen, vereitelten alle Gegenvorkehrungen der Redlichen und Einsichtsvollern unter uns, und wir wurden, zur Strafe unsrer Sünden, und besonders wegen des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit so Mancher, die ihren Wohlstand nicht erkannten, fortgerissen.

Ich will über das Ganze nur zwey Bemerkungen machen, die eine nähere Beziehung auf meine Vaterstadt haben.

Die eine betrift den Tag, an welchem unsre, von Badiano, im 16ten Jahrhundert eingerichtete Obrigkeit, an einem Sonntage in einer allgemeinen Bürger-Gemeinde, die Regierung niederlegte. Kaum ein rührenderer Tag für mich! Die Bewegung war allgemein. Die Empfindung

war, als ob wir Alle unsere rechtmäßige Väter verloren hätten. Man sah überall häufige Thränen fließen, von Vornehmen und Gemeinen, von den Reichsten und von den Tagelöhnern; und die ganze Gemeinde ging, Wenige, Wenige ausgenommen, nicht anders auseinander, als ein Volk das sein Glück verloren hat.

Eine 2te Bemerkung, die ich von ganzem Herzen hinschreibe, gedenkt mit Dank und Freude der gnädigen Schonung, und der mächtigen Hülfe, die der Herr unser Gott in diesen etlichen schweren Jahren der Prüfung uns hat erfahren lassen. Einquartierungen, Kriegs-Lieferungen, Kriegs-Steuren, hatten wir freylich viele; doch bey weitem nicht so viele, als manche andere Städte und Kantone unsers Vaterlandes. Unser Gemeinds-Gut, und unsre Privat-Cassen litten sehr darunter; aber was den Krieg eigentlich zum Kriege macht, davon erfuhren wir, Gott sey Dank! Nichts. Kein Tropfen Blut wurde in unsern Mauern vergossen; keine Stunde wurde geplündert; kein Feuer brach aus; Alle Truppen, sowohl fränkische als östreichische, zeigten sich sehr ordentlich, und wir hatten wegen unserm Betragen den Beyfall aller Offiziere.

Jezt, da ich dieses schreibe, im März 1815. haben wir schon wieder Einquartierungen von Schweizertruppen, die sich zusammen ziehen, um an die Grenzen zu marschieren, dieselben zu bedecken, weil der französische Exkaiser Napoleon sich von der Insel Elba wegbegeben, und in Frankreich eingebrochen ist. Herr! der Du den Kriegen in der Welt gebietest, steure auch jezt, und verschone uns und andere Völker mit neuen Kriegen und Unglück! —

Selten schikt uns der gütige und liebevolle Vater im Himmel ein Leiden, oder eine Prüfung zu, ohne uns auf

dasselbe vorher bereitet zu haben. Entweder läßt er das Leiden nur nach und nach kommen, damit wir Zeit haben uns mit demselben bekannt, und uns darauf gefaßt zu machen; oder er zeiget uns die weisen und liebreichen Absichten, die er dabey hat, uns zu bessern und uns näher zu ihm zu ziehen; oder er zeiget uns die Mittel, die wir gebrauchen, die Gründe, mit denen wir uns trösten können, und so wird uns das Leiden erleichtert. Bisweilen geht es so bald und leicht vorüber, daß es uns zum innigsten Dank gegen Gott für seine Hülfe erweckt, und das übrige Gute, das wir genießen, uns desto theurer macht. — Aber oft auch, soll uns ein Leiden, das uns droht oder trift, an das erinnern, was noch kommen könnte, damit wir bey Zeiten lernen Kraft und Gnade suchen, auch das Größere, Schwerere, christlich zu ertragen. Und das war dießmal bey mir der Fall.

Dienstag den 1ten Octobr. 1799. feyerte ich meinen Geburtstag, ungeachtet die Aussichten im Politischen bey uns sehr dunkel waren, dennoch mit viel Freuden, weil ich sah, wie viel Güte und Geduld der Herr immer an mir beweist. Den Tag darauf aber, hatte ich einen schweren Abend. — Meine Frau spürte nämlich seit einiger Zeit Anzeigen von Brustwassersucht; und heute, bey einem Besuche, erklärte ihr der Arzt deutlich, daß sie einen starken Anfang von dieser Krankheit habe. Sie kam nachher auf meine Stube, und redete herzlich mit mir über ihre Seelenangelegenheiten; sie dankte mir, segnete mich, empfahl mir die Niece, die wir zu uns genommen hatten, und ihr Kind. „Für mich“, sagte sie, da ich weinte, „bin ich völlig ruhig; man kann ja auch auf meinen Sarg schreiben: der Tod, der Christen Wohlthat. Nur für dich, mein Lieber! wollte ich noch gerne

leben; doch, Gott wird auch für dich sorgen." — Ich ward innigst gerührt, sowohl über die Ruhe und Heiterkeit dieser frommen Christinn, bey dem Blick auf ihr vielleicht nahes Sterben, als über die zärtliche Liebe, die sie gegen mich zeigte. Es besserte sich indessen bald wieder mit ihrer Gesundheit; ich dankte Gott herzlich, und bat ihn, mir meine theure Gefährtin des Lebens noch eine Zeitlang zu erhalten. Diese Erfahrung legte mir aber den Gedanken näher, wie bald ich sie verlieren könnte; und ich weiß, was ich an dieser ächtfrommen, guten, liebreichen, nützlichen Frau verlieren würde. Ich entschloß mich aufs Neue, so mit ihr zu leben, daß wir einst, zwar mit Schmerzen, doch mit einem christlichen Sinne von einander beym Tode uns trennen können.

Noch einige Jahre gingen in unserer bürgerlichen Verfassung unter mehr oder weniger Unruhen und Ungewißheit hin, bis wir durch die Mediations-Akte, eine neue Verfassung bekommen. St. Gallen wurde zu einem Kanton gemacht, und das verursachte auch in dem Kirchlichen manche Veränderungen. Es wurde ein Kantons-Kirchenrath, ein Kantons-Ehegericht, eine Kantons-Synode errichtet.

Da die Synode mich Anno 1803. zum Antistes erwählte, war ich nun auch, ohne weitere Wahl, Präsident des Kirchen-Raths. Die Dekans-Stelle mußte ich hingegen niederlegen, weil der Antistes in keinem der drey Kapitel, Dekan seyn kann. — Von dem hochlöbl. Kleinen Rathe wurde ich zum Beysitzer im Ehegericht erwählt.

Die Stelle eines Antistes fiel mir besonders schwer, weil ich zum voraus sah, wie wenig ich auf die Geistlichen werde wirken können; wie wenig Berührungs-Punkte zwischen uns seyen; und ein Amt ohne Wirkung haben, schien

mir sehr schwer. Ich freute mich zwar schon manches wackern Geistlichen im Kanton, den ich kannte; aber so Viele, die ich nicht kenne; und Einige, die ich nicht von der guten Seite kenne; wie werde ich auf diese wirken können! Ich bat den Herrn, der mir dieses Amt gegeben hatte, flehentlich um Weisheit und Klugheit, um Liebe und Sanftmuth, mit Andacht und Eifer verbunden. Ich hoffte, Er werde mir Anlaß und Gelegenheit verschaffen, für ihn und für das Gute etwas wirken zu können. Für einmal schränkte ich mich darauf ein, in meinen jährlichen Synodal-Reden mit möglichster Wärme meinen Amtsbrüdern allemal das an's Herz zu legen, was ich nach Umständen und Bedürfnissen für das Nothwendigste und Nützlichste hielt. Damit man auch hierüber urtheilen könne, will ich am Ende einige dieser Synodal-Reden beyfügen.

Einige Stellen aus meinem Tagebuche, die ich hier einrücken will, zeigen, was diese mit mir vorgefallene Veränderung und Beförderung, für Wirkungen auf mein Gemüth machten. Den 1ten Octobr. 1803. finde ich: „Zu dem in unserm Kanton errichteten evangelischen Ehegericht wurde ich von der Hohen Regierung zum Mitgliede erwählt. In unserm Kanton St. Gallen sind drey evangel. Kapitel: das zu St. Gallen, das im Toggenburg, und das im Rheinthal, die sich jährlich in eine gemeinschaftliche Synode versammeln. Bey der ersten Synode im verwichenen Monat September wurde ich zum Antistes erwählt, und kann also die Stelle eines Dekans in meinem Kapitel nicht mehr beybehalten. Als ich im Jahr 1795. zur Dekans-Stelle kam, hatte ich geglaubt: jezt werde es keine neue Epoche mehr in meinem Leben geben; ich könne meine Grabschrift machen, wo man nur noch hinzusetzen könne: starb den . . . . . und

jezt muß ich noch diese Veränderung erleben! Die erste Stadt-Pfarrer-Stelle bleibt mir noch, und Zuwachs von Arbeit bekomme ich viel. Herr! schenke mir nur Weisheit und Kraft und Gnade, die ich so sehr bedarf, und die du allein geben kannst."

„Welcher neuer Antrieb, meine Zeit und meine Kräfte immer treuer und eifriger im Dienste, und für die Ehre meines Herrn anzuwenden! — So will ich denn im Namen Gottes und im Vertrauen auf seine fernere Hülfe, betend und freudig antreten eine Laufbahn, die der Herr mir anweiset, deren Dauer er bestimmt, und deren Ende, ach! gebe es Gott in Gnaden, auch Seligkeit für mich sey in die Ewigkeit, Amen!"

Sonntag den 11ten Dezember dieses Jahres finde ich folgendes in meinem Tagebuche geschrieben: „Bey dem im Laufe der vorigen Woche gehaltenen Ehegericht erfuhr ich auch wieder die Hülfe und den Beystand Gottes. So traurig es freylich ist, so viel Uneinigkeit und Streit in den Ehen zu sehen, so erfreulich war es mir, so biedere, rechtschaffene, einsichtsvolle, erfahrne Männer kennen zu lernen, wie diese Ehe-Richter waren. Es konnte jeder so freymüthig seine Meinung sagen; jeder suchte, ohne irgend eine Nebenabsicht, für das Beßte der Sache zu rathen. Die Geschäfte gingen mit so viel Ordnung, Geradheit und Klugheit vor sich, daß ich noch nie mit so viel Vergnügen in einem Tribunal gearbeitet habe." —

Sonntag den 4ten März 1804. schrieb ich: „Heute hatte ich eine neue Art Arbeit. Es wurde von der Regierung erkannt, daß die, zur Ketten-Strafe allhier Gefangenen, von den Geistlichen sollen besucht werden. Ich ging heute das erstemal selbst zu ihnen. Nachher werden drey

Pfarrer sie besuchen. Der Herr ließ mir doch die Freude zu Theil werden, diese Unglücklichen sehr aufmerksam und bis zu Thränen gerührt, zu sehen. Herr! Suche du selbst das Verlorne, und stärke die Diener deines Wortes mit Eifer und mit Segen an ihnen zu arbeiten!" —

„Montag den 1ten Octobr., an meinem 60ten Geburtstage, da ich mit Dank und mit Beschämung vor Gott erschien, und fühlte, wie viel Vergebung und Gnade ich bedürfe; aber besonders auch, wie viel Beystand und Kraft, sowohl zu meiner eigenen wahren und völligen Besserung, als in meinem Amte und in meinen Geschäften, fiel mir im Hinblick auf den Heiland, und in den Erinnerungen an seine Verheissungen, der Gedanke so lebhaft auf, daß ich ihn weiter verfolgte: wenn ich allein bin, wenn ich nur auf mich sehe, so bin ich zu schwach; ich kann, ich darf meiner Kraft nicht trauen; ich will nicht mehr bey mir allein stehen bleiben; aber ich muß auch nicht alleine seyn; Du hast mir ja, göttlicher Herr und Heiland! so feyerlich verheißen, daß du mit, und bey mir seyn, und mir helfen, und mich stärken wolleſt. So will ich nun auch in's Künftige immer weniger bey mir selbst stehen bleiben; nicht sicher und sorglos, und nicht ängstlich und muthlos bey mir verweilen; sondern wenn ich Sünden zu bekämpfen, Versuchungen zu überwinden, Arbeiten zu verrichten, Leiden zu tragen habe: so will ich sogleich zu dir Zuflucht nehmen; es stehet mir ja doch diese beste Quelle der Hülfe offen, wie jedem, der sie suchen und benutzen will. Ich bin nicht allein, du bist bey mir. Ja Herr! verlaß mich nicht; stärke mich, daß ich meine Seligkeit schaffen könne für die Ewigkeit, und daß ich deinem Rathe und Willen hier dienen, und Etwas ausrichten könne, zum Nutzen meiner Mitmen-

schen, daß ich ruhig leben, — fröhlich und selig einst sterben könne. Meine Jahre rücken; ach! daß ich mein Tagewerk vollende, und dann den Gnadenlohn empfange in der Seligkeit! Segne mich Gott! nach Leib und nach Seele, in meinem Amte, in meinem Hause; mich und die Meinigen, daß wir uns deiner freuen können täglich, bis an unser seliges Ende, Amen!"

In den Jahren: 1803., 1804. und 1805., suchte ich mich nun in meine neuen Geschäfte hinein zu arbeiten, so gut ich konnte. Die Synodal-Rede, die ich 1804. hielt, war über: 1 Thim. 1, 12. wo ich von den rechten, und den falschen Gesichtspunkten redete, die sich die Geistlichen so oft von ihrem Amte und von ihrem Stande machen; und wie hingegen der Apostel in dieser Schriftstelle den wahren angebe; und welchen Einfluß dieses auf die Gesinnungen und das Verhalten des Geistlichen haben werde. — Ein anderes Mal nahm ich zum Thema meiner Rede das Wort des Apostels: „daß ich nicht Anderu predige, und selbst verwerflich werde," und zeigte: welchen unaussprechlich verschiedenen Einfluß es auf unsre Zuhörer haben müße, je nachdem unser Leben und unser Wandel mit unsrer Lehre und mit unserm Vortrag übereinstimme, oder nicht; welche Freude und welchen Segen wir erwarten können; oder welche schwere Verantwortung wir uns zuziehen würden. — Ich redete einmal bey einem solchen Anlaße von dem so oft angefochtenen Werthe und Verdienste des geistlichen Standes, und eines jeden Geistlichen ins Besondere, und machte dabey aufmerksam auf das so gute Buch von Thomas Abt, vom Verdienst, — und zeigte ein folgendes mal, die äußern und innern Hindernisse, die der Geistliche in seiner Laufbahn antrift.

Doch, außer diesen Synodal-Reden, hatte ich noch eine Gelegenheit, die ich zu benutzen suchte, um meinen Amts-Brüdern nützlich zu seyn. Es gab nämlich verschiedene Anläße, wo entweder hiesige und Kantons-Bürger, oder Fremde hier ordinirt, und ins Predigt-Amt aufgenommen wurden. Bey der feyerlichen Einweihungs-Rede, die dabey zu halten war, ließ sich so Manches anbringen, das nicht nur dem zu ordinirenden, und in das Predigt-Amt aufzunehmenden Geistlichen, sondern jedem schon im Amte stehenden, zur Erinnerung und Erweckung dienen konnte. Einige solcher jungen Geistlichen baten mich um die Mittheilung dieser Inaugural-Reden, die ich ihnen um so viel lieber gab, da ich den guten Eindruck sah, der auf sie gemacht worden war, und ich noch ferner Gutes bey ihnen zu wirken hoffen konnte.

Das lezte Viertheil von dem Jahre 1805., wurde mir äußerst schmerzlich durch den Verlurst meiner lieben seligen Frau. Mittwoch den 25ten Septemb. war ihr Begräbniß-Tag. Ein schwerer, aber doch ein herrlicher Tag für mich! Mit welcher Ruhe, und mit welcher Freude darf ich der Entschlummerten nachsehen! Wie selig ist ihr Loos! Und auch ihr Ende: wie musterhaft christlich, wie schön und erbaulich war es!

Sonntag den 22ten starb sie, und Sonntag den 15ten konnte sie noch das Herbstfest feyern, und das heilige Abendmahl genießen. Des Abends, an diesem festlichen Tage, ging sie zu oberst in unser Haus, in das Belvedere, wo eine prächtige Aussicht ist; sie hatte einige ihrer Erbauungsbücher mit sich genommen; und da sie vor 8 Uhr herunterkam, kam sie auf meine Stube, und rühmte mir mit Freuden an, wie der liebe Gott sie gesegnet habe, und wie himm-

lisch wohl ihr gewesen sey. Montags den 16ten war sie noch gesund und wohl, und so stand sie auch Dienstag Morgens noch auf. Aber noch diesen Vormittag glaubte sie den Anfall einer schweren Krankheit zu verspüren. Es ist, ein Gefühl, sagte sie zu mir, wie ich schon mehrmal gehabt habe, wenn eine schwere Krankheit mich angefallen hat. Der Arzt, den wir sogleich kommen ließen, schüttelte den Kopf und sagte, es sey sehr ernsthaft. —

Gegen Abend ließ sie mich vor ihr Bette kommen; bat mich den Nachtriegel an der Stubenthür vorzustoßen, damit wir nicht unterbrochen werden, und sagte dann: „Ich bitte dich, da ich jezt noch volle Gegenwart des Geistes habe, aber nicht weiß, wie bald das Fieber überhand nehme, rede mit mir, nicht als mein Mann; sondern als Pfarrer und Seelsorger, und sage mir: ob ich so, wie du mich kennst, auch ruhig und fröhlich sterben könne; ob ich auch sichern und gewißen Grund meines Heils und meiner Seligkeit habe?“ — Ich freute mich, sie nur daran erinnern zu dürfen, was sie noch vergangenen Sonntag so redlich und ernstlich gesucht, so tröstlich gefunden habe; wie das Heil in Christo Jesu auch ihr angeboten sey; wie sie es im Glauben angenommen habe, und sich es also fröhlich zueignen dürfe. Ich machte sie aufmerksam darauf, ob ihr nicht ihr Gewissen vor Gott das Zeugniß geben könne, wie unzählich viele Male sie sich dem Heiland ergeben habe, und ihn gebeten, daß er sie annehme zu seinem Eigenthum; daß er sie stärke, und sie durch seine Gnade und seinen Geist reinige und heilige zur Vollendung zur Seligkeit, und fragte sie: ob sie nicht die fortgehende und anhaltende Wirkung der Gnade des Geistes Gottes an ihrem Herzen verspüre? Sie wurde in ihrem Innersten überzeugt und beruhigt.

Ungeachtet ihre Krankheit (eine Pleuroperipneumonie, in hohem Grade; der Puls schlug 90. mal in einer Minute) von Tag zu Tag zunahm: so ordnete und befahl sie doch mit aller Ruhe und Gegenwart, jedes häusliche Geschäft; redete bald von ihren eigenen Umständen, bald nahm sie an den unsrigen Antheil; blieb Gattinn und Hausmutter; ohne die geringste Aengstlichkeit vergaß und versäumte sie nichts, bis an ihren letzten Augenblick.

Die Nacht vom Freytag auf den Samstag, und noch mehr die vom Samstag auf den Sonntag, waren, wegen ihrer ganz verschleimichten Brust, äusserst bange für sie; aber man hörte auch kein einziges ungeduldiges, oder nur unruhiges Wort von ihr. Da ich in dieser letzten Nacht einige Male aufstand, und an ihr Bette kam: sagte sie so liebreich zu mir: „Gehe doch schlafen; du must ja Morgen predigen.“ Als des Morgens der Arzt bey ihr war, fragte sie ganz ruhig: „Glauben Sie, Herr Doktor! es könne noch bis Mittag mit mir währen?“ Ach! dachte ich, weil ich schon angekleidet, in die Kirche zu gehen vor ihr stand, ach! du gute Seele, das frageſt du nicht um deinet willen, sondern um meinet willen; und es war so. Denn, als der Herr Dokter die Achsel zukte und sagte: „Frau Antistes! es müßte sich noch bessern:“ strekte sie mir die Hand hin, und sagte: „ja! wenn du mich nicht mehr im Leben antrifst, so finden wir einander im Himmel wieder!“ — Das Herz wollte mir zerspringen; ich mußte eilen, von ihr weg zu gehen.

Mit was für Empfindungen ich nun predigen mußte, läßt sich leicht denken; und da ich, nach dem Gebrauche unserer Kirche, die in vergangner Woche Verstorbenen, verkünden, und das dabey gewöhnliche Wort des Trostes und

der Ermahnung sprechen mußte; so war es mir vor Bewegung kaum möglich. Ich ließ einen Geistlichen, den ich in der Kirche sah, bitten, so bald ich die Predigt geendiget habe, auf die Kanzel zu gehen, und nach dem Gesang, das Gebet nach der Predigt zu verrichten; ich ging sogleich nach Hause; und als ich ins Zimmer trat, sagte mir meine Frau: „aber nicht wahr, jezt verlässest du mich nicht mehr?“ Sie nahm noch von diesen und jenen Freunden, die sie besuchten, Abschied.

Gegen Abend sagte sie mir: “Laß noch die ältere Schwester (die wegen Mangel des Gesichtes ohne geführt zu werden nicht ausgehen konnte) holen; diese fromme Schwester hat dann noch eine Freude, wenn sie einen christlichen Abschied von mir nehmen kann.“ Ihre Miene blieb immer die heiterste und ruhigste. Wenn ich ihr die Schweißtropfen, die wie Perlen auf ihrer Stirne standen, sanft abtrocknete, so sagte sie: „ich habe zwar bange; aber Gott ist unser Gott immer und ewiglich; er wird uns führen bis über den Tod hinaus;“ und dieses sagte sie mit solchem Affekt, daß wir innigst dadurch gerührt wurden, und in unser aller Herzen der Wunsch aufstieg: meine Seele müsse sterben des Todes dieser Gerechten, und mein Ende sey wie ihr Ende! — Als der Herr Docktor zu Hause gefragt wurde, wie es der Frau Antistes gehe, antwortete er ganz bewegt: ja, da kann man sterben lernen.

Noch einmal begehrte meine Frau mit mir allein zu seyn; sie dankte mir für meine Liebe; empfahl mich Gott und seiner Vatersorge; bat mich, bey meiner künftigen Verbindung doch behutsam zu seyn. „Du würdest mich dauern,“ sagte sie mit innigster Zärtlichkeit, „wenn du solltest ein unruhiges Alter bekommen.“ Nachdem ich nach 7. Uhr Abends,

herzlich mit ihr gebetet und sie eingesegnet hatte: stand bald ihr Athem stille; aber ihre Miene blieb die gleiche vergnügte betende Miene. Noch einmal beteten wir bey ihrem Bette, um Gott zu danken für alles was er ihr Gutes gethan; und daß er sie nun zur Seligkeit eingeführt habe; so wie für alles Gute, was er uns durch sie erwiesen hatte.

Man fand ihr Grabekleid an dem Orte, wo sie es ihrer Niece gesagt hatte; und da man das Päckchen aufmachte, lag oben auf ein herzliches Billet, voll des wärmsten Dankes gegen alle ihre Lieben, mit der Bitte: Gott für sie zu danken, daß er ihr so viel Gutes gethan habe; und daß er ihnen vergelte die Liebe, Nachsicht und Geduld, die sie ihr erwiesen haben. Die redlichste Herzens-Demuth äusserte sich in allem was sie redete und that. Noch am letzten Tage sagte sie zu mir: „Ich bin kein großes Licht gewesen; aber was ich nach meinen Kräften habe thun können, das habe ich doch redlich und gerne gethan.“ Ja gewiß, das Zeugniß muß ich dir geben, und das Zeugniß wird dein Gott dir geben; dein Lohn wird groß seyn bey ihm.

Nach ihrem Tode fand ich unter ihren Papieren einige Hefte von Auszügen der schönsten und kernhaftesten Stellen, aus den Erbauungsbüchern die sie gelesen hatte, und deren sie sich gerne wieder erinnern wollte. Sie saß oft des Morgens eine geraume Zeit bey ihren Erbauungsbüchern, aus denen sie dann solche Stellen abschrieb, und sagte mir dann bey Gelegenheit: Wenn eine Hausmutter eine große Haushaltung und viel zu besorgen hat: so ist es Pflicht für sie, daß sie sich nach ihren Umständen richte; aber wenn ich bey der Muße die ich habe, über meinem Lieblingsgeschäfte, bey meinen Erbauungsstunden, gerne etwas mehr Zeit zubringe: so wird mir das nicht übel genommen werden können.“

Einen andern Beweis ihres frommen Sinnes sah ich, da wir in ihrem Schranke ein Kästchen fanden, in welchem ihre Ketten, Ringe, und andere Kostbarkeiten waren. Oben lag ein Papier mit der Aufschrift: dieses muß gelesen werden. Das Billet, dessen ich oben Meldung gethan habe, war vom 22. Weinmonat 1799. datiert; dieses hingegen, schon vom 12 May 1795. und lautete also: „Weil ich wegen wiederholten Krankheiten, ziemliche Abnahme meiner Kräfte verspüre, und nicht weiß, ob mich der liebe Gott bald zu sich nehmen wird; denn meine Zeit steht in seinen Händen, wohl in den weisesten und besten Vaters-Händen, dem ich mich auch in meiner Todes-Stunde anvertraue, und übergebe, er werde auch mir um Jesu willen meine Sünden vergeben, und mich ewig selig machen: so, u. s. w.“ Hierauf folgen verschiedene Verordnungen, was sie mir nnd mehreren ihrer Freunden zum Andenken vermache. Sie danket dann herzlich für alle ihr erwiesene Liebe und Freundschaft; wünschet uns Allen Gottes Segen und Belohnung dafür, und schließt: „Mir gebe Gott Gnade, meine noch übrigen Tage fromm, und ihm wohlgefällig zu leben, und lasse mich zu der von ihm bestimmten Stunde, wo nicht fröhlich, doch selig sterben, um Jesu, meines Heilandes willen. Uns allen gebe er die Gnade, so mit einander zu leben, daß Eines das Andere reue, wann es von uns weg stirbt, und wir Alle in der seligen Ewigkeit mit und bey einander seyn mögen, wo wir den Gott unsers Heils und unsrer Seligkeit werden loben und preisen, wie Er es würdig und werth ist, in alle Ewigkeit, Amen!“ — Ja, gute fromme Seele! dein Gott und dein Heiland hat es dir so gut werden lassen, daß du nicht nur selig, sondern auch fröhlich, zu unsrer Aller Erbauung, starbest. Deine Frömmigkeit

müße mich zur Nachahmung reitzen, und dein vester Glaubens-Grund auch mich in meiner letzten Stunde trösten und stärken. Deine Liebe bleibt mir ewig unvergeßlich! —

In dem Schooße meiner noch übrigen Hausgenossen: meiner Schwester, meiner Niece, und ihrem Kinde, beschloß ich dieses Jahr, zwar mit Wehmuth; aber auch mit Dank und Freude gegen Gott, und setzte meinen Weg im Vertrauen auf Gottes gnädige Leitung, getrost und ruhig fort. Meine innere Lage war jezt, und noch eine geraume Zeit: redlicher Ernst zu dem Guten; aber noch immer Klage über mein Zurückbleiben; über meine Unbeständigkeit, Trägheit :c. So finde ich unter Anderm in meinem Tagebuche aus dieser Zeit: „Wie ich immer neue Ursachen habe zu dem herzlichsten Danke: so hab' ich eben so viel Ursache, mich zu schämen, und zu demüthigen vor meinem guten Gott und Heiland, dem ich schon so oft versprochen habe, treuer, vorsichtiger, frömmer zu leben und zu wandeln; und doch! wie vielmal bin ich wieder untreu geworden; und das Gute noch, das ich gethan habe: wie mangelhaft und unvollkommen ist es Alles gewesen; wie sind meine Neigungen und Begierden noch so oft auf das Sinnliche und Irrdische mehr, als auf das Geistige und Ewige gerichtet? und Gott ist so gütig, er hat Geduld mit mir, trägt mich nicht nur mit Liebe, und schonet meiner; sondern arbeitet selbst an mir, mich zu bestrafen, mich zu bessern; läßt mir Zeit und Kräfte und Gelegenheit, zu ändern und nachzuholen, was noch versäumet worden ist. Deine Güte und Liebe o Gott! reitze mich zu neuem Ernst und Eifer, die noch übrige, vielleicht kurze Zeit meines Lebens, so anzuwenden, daß ich mich derselben in der Ewigkeit noch freuen könne. Ja, aufs Neue sey der Entschluß gefaßt; und Herr! stehe

Du mir hey, daß ich ihn ausführe; laß mir noch Zeit, stärke mich, hilf mir; und ich will nicht säumen, einzukommen zu der Ruhe des Volkes Gottes. Herr! daß ich nicht dahinten bleibe; sondern mich deiner freuen könne, so lange ich hier bin, und dann dort, in deinem Reiche, in die Ewigkeit!"

Meine gewöhnliche Arbeit, die ich in dieser Zeit zu verrichten hatte, war: außer der Correspondenz, die mir meine Stelle als Antistes und als erster Stadtpfarrer verursachte; und ausser meiner freundschaftlichen Correspondenz, daß ich alle Sonntag Morgen zu predigen, jede vierte Woche die gewöhnliche Wochenpredigt, die Leichenpredigten zu halten, und die Kinder-Taufen zu verrichten hatte. — Religionsstunden gab ich wöchentlich Eine für die Knaben, die in mein Stadt-Quartier gehörten, der Schule entlassen, aber noch nicht konfirmirt waren. Eine, für etliche ältere, und eine andere für etwas jüngere Knaben. Eine für Töchtern von mittlerem Alter, und Eine für erwachsene Jungfern. Diesen stellte ich das Christenthum in dem häuslichen Umgange, in den verschiedenen Situationen und Verbindungen des täglichen Lebens vor, und zeigte: wie die Christinn sich in der Wahl eines Gatten; wie sie sich als Gattinn, als Mutter zeige; wie, in ihrem Aufwand, in Gesellschaft, bey sinnlichen Vergnügungen; ich redete von Beherrschung der Begierden; von Affekten; von Leidenschaften; von dem Betragen in Gesundheit und in Krankheit. Auch von den Pflichten gegen Gott; von häuslicher Andacht, u. dergl. sprach ich. Vor allem aus aber suchte ich zu zeigen, wie der Grund zur wahren Tugend müße gelegt werden, und woher wir Kraft bekommen, die Tugend auszuüben. —

Ich sah von Jahr zu Jahr so viel Aufmerksamkeit,

Nutzen und Frucht von dieser Erbauungs-Stunde, daß ich immer Lust hatte, das, was ich schon geschrieben hatte, und was schon ziemlich ausführlich ist, noch völlig auszuarbeiten, und es zu allgemeinerem Nutzen bekannt zu machen. Doch jezt wird mir schwerlich noch genug Lebenszeit dazu übrig bleiben.

Schon vor vielen Jahren hatte ich angefangen, mit den kleinern Kindern die biblische Geschichte zu verhandeln, am Samstag Vormittag den Mädchen, Nachmittags den Knaben. Und ich könnte allen Geistlichen diese Arbeit nicht genug empfehlen, als eine der nützlichsten. Es feßelt die Neugierde und die Aufmerksamkeit der Kinder, und es ist ein Vehikel, in das sich so Vieles einhüllen läßt. Wenn es der Lehrer ein wenig versteht: so kann er durch dieses Mittel den Grund zu einer völligen Religions-Erkenntniß legen. Es muß aber ja nicht eine kurze, trokne Erzählung der Geschichte seyn, so wie sie in der Bibel steht; so würde der Zweck ganz gewiß verfehlt werden. Man trage so viel Fiktion hinein, als immer möglich; aber ja nichts, was nicht aus der Geschichte selbst entwickelt, oder leicht und natürlich mit ihr verbunden werden kann. Versezt Euch, versezt die Kinder, an Ort und Stelle; erst wenn sie selbst alles sehen und hören, als wenn sie dabey wären, wird der Eindruck lebhaft. Nach Erzählung der Geschichte fragt nie: Was lernen wir nun daraus? sagt nie: „sehet, das oder das lernen wir daraus.“ Laßt die Geschichte es sagen; hüllt es in die Erzählung selbst ein. Ich habe dann meistens, wenn ich so etwas hinzuthun wollte, vorher gesagt: sehet, das stehet nun nicht in der Bibel; aber es verstehet sich von selbst so; und wenn wir mit dabey

gewesen wären, so hätten wir es selbst so gesehen. — Es ist die erste Bildung des Menschen; aber vergesset nie, daß ihr den ganzen Menschen bilden müßet; gewöhnet die Kinder, daß sie selbst denken, selbst urtheilen lernen; übet ihren Verstand, so wie ihr auf ihre Einbildungskraft wirkt, und wie die moralische Tendenz der Geschichten ihr moralisches Gefühl, ihren moralischen Sinn aufweckt.

Ich will von hundert Geschichten nur Ein Exempel anführen, wie ich mich zu benehmen pflege. Wenn die Geschichte Josephs vorkömmt, so sage ich dann: „Es ist aber doch nicht ohne Grund, daß seine Brüder ihn gehasset haben; er hat ja alles Böse, das sie gethan hatten, ihrem Vater hinterbracht; ich möchte nicht so der Anbringer, der Verkläger Anderer, und am wenigsten meiner Geschwister seyn; ich habe geglaubt, Joseph sey ein frommer Jüngling gewesen; ist jezt das schön?“ Wenn dann die Kinder stutzen, und nicht wissen was sie sagen sollen; oder vielleicht eines auf den Gedanken kommt und sagt: ja der Vater hat ihn gefragt, und so hat er antworten müßen: so sage ich dann mit Lächeln: „steht das in deiner Bibel? in meiner nicht. Aber du hast Recht; ich glaube selbst, der Joseph habe mehrmal gesagt: die Brüder nehmen mich zu Haß an, wenn ich über sie etwas sage; und der Vater wird ihm geantwortet haben:“ „wenn der Vater fragt, so darf man, und muß man es mir sagen; ich will deinen Brüdern selbst sagen, ich habe dich gefragt, weil ich wisse, daß du die Wahrheit sagest.“ — „Aber, liebe Kinder! ich kann noch mehr sagen, und euch versichern, daß Joseph gar nicht von der Art war, daß er gerne Böses von seinen Brüdern sagte; es lag nicht in seiner Denkungsart, zu schwatzen, oder anzubringen; gerade das Gegentheil.“ — „Herr Pfar-

rer! woher wissen Sie das? — „Wartet nur ein wenig; ein andermal kommt es in dieser Geschichte vor, wo ich es euch so deutlich zeigen kann, daß ihr es selbst einsehen, und davon überzeugt werden müßet.“

Wann dann der Traum des obersten Mundschenken im Gefängnisse vorkommt, und Joseph ihn bittet, er solle ein gutes Wort für ihn bey dem König reden; dann frage ich wieder: ist Joseph geschwätzig, oder ein Anbringer gewesen? Da wäre jezt der rechte Anlaß dazu gewesen; da hätte er sich nicht enthalten können zu sagen: ich habe so gottlose Brüder gehabt, die mich unschuldig gehaßt und verkauft haben; und die abscheuliche Gemahlin des Potiphars, sie, sie hat mich verführen wollen, und ich habe der Sünde widerstanden. Aber, statt sich bitter zu beklagen, kommt nicht ein einziges hartes Wort vor; mit wie viel Schonung und Sanftmuth sagt er bloß: aus dem Lande der Hebräer bin ich heimlich gestohlen worden; auch hier habe ich nichts gethan, daß sie mich eingesezt haben. Wie deutlich sieht man hier das gute Herz des frommen Josephs!

Ich habe öftere Beyspiele gehabt, die mir zeigten, daß ich meinen Zweck nicht verfehlt habe. Eine Mutter erzählte einmal ihren Kindern eine biblische Geschichte. Einer ihrer Knaben, der in meine Lehren ging, sagte: ja, aber ihr wisset es doch nicht so gut, als der Herr Pfarrer; der weißt alle Umstände, die dabey gewesen sind, wie wenn er selbst dabey gewesen wäre. Ein andermal sagte mir ein großer junger Mensch, der zum Abendmahl unterwiesen wurde: Ich wünsche manchmal, daß ich noch ein junger Bub wäre, damit ich noch in Ihre Samstags-Lehren kommen könnte;

ich habe die Geschichten so gerne gehört und so lehrreich gefunden. — Eben so bin ich von der Wirkung durch einen Andern überzeugt worden, der mir sagte: nichts hat mich so sehr von der Wollust abgeschreckt, als die Geschichte vom Simson. Immer sehe ich ihn auf dem Stuhl, wie Sie uns denselben geschildert haben; einer hält ihm die Achseln, ein anderer den Kopf, und der, mit dem Messer, ist vor ihm, ihm die Augen auszustechen. „Du armer Simson, sagten Sie dann, womit man sündigt, damit wird man gestraft; Lieber! laß mir diese, denn sie gefällt meinen Augen. Da hat die Sünde angefangen; die hat dich in dieses Unglück gebracht.“ Und solche frühe Eindrücke in der Jugend bleiben tief im Herzen. Ach, daß es viele Früchte bringe!

Diese meine Lieblings-Arbeit sezte ich fort, bis in mein 68tes Jahr, wo sie mir, bey meinem Alter und meiner Schwäche, und bey der starken Anzahl der Kinder (denn ich hatte in jeder Stunde über hundert,) anfing zu schwer zu werden; dann übertrug ich sie einem jungen Geistlichen.

Auch meine kleine Haus-Gesellschaft fing an, sich nach und nach zu vermindern. Freytag den 13ten Wintermonat ging das Kind unsrer Niece, die gute, liebe Sara, ein Mädchen von beynahe zwölf Jahren, durch einen seligen Tod in den Himmel ein. Diese kleine, sanfte Dulderin hatte während ihrem kurzen Leben viele Leidens- und Schmerzens-Tage; aber bey ihrem kränklichen Körper einen feinen Verstand, ein weiches Herz, eine fromme Seele. Was wir durch Liebe, und leibliche Vorsorge thun konnten, thaten wir mit Freuden, um ihr so viel möglich ihr Daseyn zu erleichtern; aber das beßte und größeste that ihr himmlischer Vater selbst an ihr, da er durch seine Gnade und

durch seinen Geist an ihrem Herzen arbeitete, und einen frommen, betenden Sinn in ihr erweckte, den wir mit Vergnügen an ihr bemerkten. Sie sah ihr Sterben von langem her kommen, und sie bereitete sich so fromm und christlich zu demselben vor, als man nur wünschen konnte, und sah dem Tode mit der größten Ruhe entgegen. Manche kindliche, fromme Aeusserungen von ihr, rührten uns oft bis zu Thränen. Ruhig und gerne redete sie von selbst von ihrer Lage, und behielt immer den heitern, fröhlichen Muth, den sie durch ihr ganzes Leben hatte.

Eines Abends sagte sie zu ihrer Mutter: „liebe Mutter! wann gehen sie jezt aus ihrem Zimmer?“ — Warum? „Ich möchte dann gerne beten.“ Ja, das kannst du ja gleich. Du bist ja im Bette. „Aber ich bin gerne allein; ich habe mehr Freymüthigkeit, wenn ich dem lieben Gott meine Gedanken und meine Seufzer so halb laut vortragen kann.“

Da sie nicht mehr in die Kirche gehen, auch die Religionsstunden, die ich in meinem Hause gab, nicht mehr besuchen, und selbst unsern häuslichen Andachten nicht beywohnen konnte: so bat sie mich, daß man sie des Sonntag Abends, im Küßen eingehüllt, dürfe auf meine Stube bringen, wo ich mich dann auf das herzlichste, von den Angelegenheiten ihrer Seele, mit ihr unterhalten konnte. Unter anderm sagte sie einmal zu mir: „Ich bitte Sie, lieber Herr Oncle! sagen Sie mir recht deutlich und bestimmt, welches die sichersten und gewissesten Kennzeichen sind, an welchen man wissen kann, ob man gewiß in den Himmel komme?“ Hierüber konnte ich so deutlich mit ihr sprechen, nach allem dem, was sie aus den deutlichen Ausdrücken der heiligen

Schrift, und besonders aus den trösflichen Verheissungen des Evangeliums wußte, daß sie völlig beruhiget wurde und blieb.

Einige Tage vor ihrem Ende sagte meine Schwester, die bey mir ist, zu ihr: Nicht wahr, Sara, wenn du in den Himmel kommst: so bittest du den lieben Gott, daß er mich auch bald nachhole?" — „Ja! aber noch zuerst ihre ältere Jungfer Schwester, die wegen Mangel des Gesichtes schon lange nicht mehr selbst lesen kann; diese hat es zuerst nöthig, und Sie dann hernach." Am vorlezten Tage fragte ich sie: Sara! kannst du das Verschen noch, das wir aus dem Lied: Mein ganzer Geist, Gott! wird entzückt ꝛc., in einem Buche etwas verändert angetroffen haben? Ja, antwortete sie, und sagte das ganze Vers mit einem freudigen Entzücken her:

Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott den Frommen vorbehält,
Wenn sie im Glauben sterben!
Der du voran gegangen bist,
Zeuch mich dir nach, Herr Jesu Christ!
Hilf mir, sie auch ererben!
Wonne! Sonne!
Wann ich leide,
Wann ich scheide,
Leucht mir Schwachen,
Mir das Sterben froh zu machen!

Und nun bist du, gutes Kind! allem Schmerz und allem Leiden enthoben, und lernest nun, warum dich Gott durch Wege des Leidens geführt hat. — Dein Tod soll auch uns aufs Neue ermuntern, so zu leben, daß auch wir einst

dem Tode mit der Ruhe, und mit der Freude entgegen sehen dürfen, die nur der Glaube an unsern göttlichen Heiland gibt! —

Eine andere Lücke in meiner Familie, wurde durch den Tod meiner Schwester Elsbetha veranlaßt. Diese gute Schwester war von allen Kindern meines Vaters, das Schwächste am Verstand; aber das Frömmste am Herzen; voll kindlicher Furcht Gottes, und vestem Vertrauen, er liebe sie als ihr Vater, und werde sie führen und versorgen, wie er wisse, daß sie es bedürfe. Ihr ganzes Heil und ihre Seligkeit erwartete sie zuversichtlich von ihrem beßten Herrn und Heiland Jesu; ging still und ruhig ihren Gang fort. Um ihre fromme Gesinnungen und Empfindungen zu zeigen, will ich nur einige Beyspiele anführen.

Einmal verlor sie in einem Falliment mehrere hundert Gulden. Sie hatte gar nicht viel Uebriges, so daß dieser Verlust sehr bedenklich für ihr ferneres Fortkommen war. Ihr Vormund wollte es ihr nicht sagen, und bat mich, es an seiner statt zu thun. So wie ich es ihr sagte, war ihre Antwort sogleich: „Nun, es ist endlich doch nur Geld; Gott Lob! daß man mir das Ewige nicht nehmen kann.“ Welch eine schnelle, richtige, christliche Ansicht, die ihr Ruhe gab!

Ein anderer Vorfall, der mir ihren frommen Sinn zeigte, war: Da sie noch eine geraume Zeit vor ihrem Ende einen Anfall von einer Krankheit hatte, und ich sie besuchte, sagte sie zu mir: „erinnerst du dich noch, was unsre Mutter oft zu uns sagte: wie es so gut sey, wenn man nichts auf die Lezte verspare; sondern seine Sachen vorher richtig mache, daß man nicht mehr ängstlich erst Vergebung,

Gnade und Versicherung suchen müße; sondern nun nichts mehr zu thun habe, und sich nur Gott und dem Heilande übergeben dürfe, dem man sich beflißen habe, redlich zu dienen.“ Wie herzlich gönnte ich ihr diese Ruhe. Und so sah ich sie auch nachher, bey einem andern Anfall von einer Krankheit, sanft und selig hinüber gehen in ihres Herrn Ruhe, in einem Alter von 67 Jahren.

Der lezte Verlurst in meiner Familie, war der Tod meiner noch einzigen Schwester, die bey mir in meinem Hause war. Schon eine geraume Zeit bemerkte man eine starke Abnahme ihrer Kräfte und ihrer Sinne, und vier Wochen vor ihrem Ende, benahm ihr ein wiederholter apoplektischer Zufall, den Gebrauch ihrer rechten Seite, und zum Theil auch ihrer Sprache. Es hatte den Anschein, da auch ihr Gedächtniß sie verließ, daß ihre Kräfte ganz weichen, und bey dem schleichenden Schlag, ihre Krankheit lange währen könnte. — Meine Empfindung hierbey war: Der Herr nimmt uns in die Schule, und prüfet uns, ob wir furchtsam und kleingläubig, oder ob wir auf alle Fälle hin, ergeben und zufrieden seyen, wie er es mache; oder, ob wir ihn kennen, und ihm das Gelindeste und Sanfteste zutrauen? Und der Herr machte es aufs Beßte. Die gute Schwester nahm zusehends ab, und so kam ihre selige Auflösung gar bald; bald wurde ihr Wunsch und ihre Sehnsucht erfüllt. Schon seit einem Jahre hatte sie sich ihr näherndes Ende vorgestellt, und sie war bereitet. Mir war es sehr rührend, als sie mir Sonntag Abends, bey ihrer äußersten Schwäche, noch so stark und herzlich die Hand drückte, da ich ihr dankte für alle ihre Liebe und Hülfe. Ach Gott! vergilt du es ihr in der Seligkeit. — Und mich,

Herr! laß durch diesen Tod aufs Neue aufgeweckt werden, mit Ernst an meinen Tod zu denken, und mich durch wahre Buße, durch lebendigen Glauben, und eifrige Frömmigkeit, und durch Treue in meinem Amte, so darauf zubereiten, daß ich dann, Heute oder Morgen, so ruhig und selig könne hinübergehen, und Theil bekommen an deinem Reiche, um meines Heilandes willen. — Im Leiblichen wirst du, nach deiner Vaters-Güte, ferner für mich sorgen, wie du es bisher gethan hast; dir will ich mich ruhig überlassen.

Von da an, 1810 im Oktober, setzte ich meine Arbeit öffentlich und privatim ruhig und vergnügt fort. Eine neue Art von Arbeit traf mich den 11ten März 1812. Ein Herr Kandidat Tschudi, der an der hiesigen französischen Kirche angestellt war, mußte die Ordination und Rezeption in das Predigtamt erhalten; und da er der deutschen Sprache nicht mächtig war, so mußte ich den Aktum in französischer Sprache verrichten. Weil ich aber schon so lange von der französischen Kirche weg war, und wenig Uebung mehr in dieser Sprache hatte: so wollte es mir anfänglich Mühe machen; doch erfuhr ich den gnädigen Beystand Gottes zu meiner Freude, und wurde auch vieler Aufmerksamkeit und Andacht gewahr, bey der ganzen Versammlung. Gott lege einen bleibenden Segen auch auf diese Verrichtung!

Meine Gesundheit war in dieser Zeit, Gott Lob! sehr gut, so daß ich meine öffentlichen und Privatgeschäfte leicht verrichten konnte; einige wenige Fälle ausgenommen, wo ich durch Unpäßlichkeit für einige Tage gehindert wurde. Im April 1813. aber, wurde es ernsthafter. Seit etlichen Wochen spürte ich Abnahme des Appetits, Müdigkeit in den Gliedern, kurzen und schweren Athem. Sonntag den 25ten,

da ich nach St. Mangen in die Kirche kam, war ich so ermattet, daß ich nicht wußte, ob ich es wagen dürfe, auf die Kanzel zu gehen; doch wagte ich es mit ernstlichem Gebet, daß Gott mich unterstütze; und es ging mir, etwas Husten abgerechnet, ziemlich gut. Nach der Predigt besuchte ich noch einen Sterbenden; aber dann kostete es mich sehr viel Mühe, nach Hause zu kommen. Der Arzt, den man kommen ließ, erklärte mir, daß es ein starker Ansatz von Brustwassersucht sey. Er verordnete die zweckmäßigsten Mittel, und ich mußte alle meine öffentlichen und Privat-Geschäfte abgeben; nur zwey Stunden des Tages behielt ich noch, da ich den Unterricht, den ich auf das heilige Pfingstfest den Neokommunikanten ertheilen sollte, nicht gerne aufgeben wollte; und der Herr schenkte mir doch noch so viel Kraft, daß ich diese Arbeit ununterbrochen fortsetzen konnte. Allein ich ging gerade aus dem Bette in die Stunde, und unmittelbar aus der Stunde wieder ins Bett. Doch hatte es, Gott Lob! diesen herrlichen Vortheil, daß ich mit vielmehr Ernst, Bewegung und Eifer redete; ich dachte: Es ist wol deine letzte Arbeit; ich will noch suchen, einige Seelen für den Heiland, für ihr ewiges Wohl zu gewinnen; und die jungen Leute nahmen die Worte von einem Sterbenden gerührt an.

Die Zubereitung neuer Kommunikanten war mir jedes Mal eine meiner liebsten Arbeiten; dieses Mal doppelt. Wie viele Thränen sah ich; wie viele mündliche und schriftliche Aeusserungen empfing ich, theils des Dankes gegen mich, theils voll der frömmsten Entschließungen und Versprechungen gegen Gott, so daß ich mit Grund hoffen kann, meine Arbeit werde nicht ohne wahre und bleibende Frucht seyn.

Noch einen andern wichtigen Vortheil hatte diese Zeit für mich. Einige Nächte sahen sehr bedenklich für mich aus; die Bangigkeit stieg bis auf einen so hohen Grad, daß ich nicht wußte, welchen Weg es gehen werde; ich fragte mich deßwegen sehr ernstlich: ob ich auch gewiß so bereitet sey, mit Freudigkeit hinübergehen, und vor meinem Richter erscheinen zu können? Und ach! wie erschienen mir meine vielen, vielen Sünden; mein irrdischer, fleischlicher Sinn; meine Nachläßigkeit und vielfältige Unterlassungen, in ihrer strafbarsten Gestalt. Wie sehr fühlte ich mich als Sünder! Wie weicht bey diesem Gefühl die Freudigkeit! Aber eben als Sünder, reuend, bußfertig nahm ich Zuflucht zu der Gnade Gottes in Christo Jesu, die auch mir angebotten ist. Aus Gnaden nur will ich selig werden; und ich habe immer Gnade gesucht zur Vergebung, zur Besserung und Reinigung von allem Bösen. Sehnlich wünschte und flehte ich, daß der Herr, so es mit seinem gnädigen Willen übereinstimmen könnte, mir das Leben noch einige Zeit friste. Nicht, daß ich glaube, ich müße, oder ich könne durch etwas mehr Tugend, mir den Himmel noch verdienen; nein, Gottes unendliche Liebe und Barmherzigkeit, und das theure Verdienst meines göttlichen Heilandes, ist der einzige Grund der Hoffnung meiner Seligkeit; aber gerne möchte ich noch meines Glaubens aus seinen Früchten gewisser werden; gerne möchte ich wahre, warme Liebe gegen den Heiland in meinem Herzen sehen, um meiner Vereinigung mit ihm recht gewiß zu seyn. Wie oft betete und seufzte ich folgende Strophen, aus dem Lied: Um Gnade für die Sünderwelt u. s. w.

Wird je mein Herz von Troste leer,
Weil meiner Sünden furchtbar Heer
Auf's neue mich erschrecket:
O dann versichre mich auf's neu,
Du stehest mir als Mittler bey,
Der meine Schuld bedecket!
Mein Geist blickt glaubensvoll auf dich,
Sey du mir nur nicht fürchterlich!
Und schließt sich meine Pilgrimschaft,
So stärke mich mit neuer Kraft.
Herr Jesu Christ!
Der lezte Kampf wird mir versüßt,
Wenn du mein Trost im Tode bist.

Und aus dem Liede: Wann Mittler meine Pilgerzeit, u. s. w.

Wann mich kein Freund mehr trösten kann,
Und doch mein Herz bebt, sage dann:
„Die Sünd' ist dir vergeben."
Ach! wann des Todes Schrecken mich
Ergreifen, sprich dann, Mittler, sprich:
„Nicht sterben sollst du, leben!"
Ein Wort von dir nur, und mir g'nügt;
Des Todes Schrecken sind besiegt.

Betend übergab ich mich so dem Heilande, und überließ mich ruhig seinem Willen. —

Eine, und zwar gnädige und mächtige Hülfe hat mir der Herr bald erzeiget; durch seine Güte wurde mein Leben wieder gefristet; meine Krankheit ließ sich zur völligen Besserung an. Gott hat mein Gebet, und das Gebet so Vieler,

die für meine Erhaltung zu ihm geflehet hatten, in Gnaden erhöret. Ihm bringe ich meinen herzlichsten Dank dafür dar. Möchte nur diese Verlängerung meines Lebens, mir zu einer gesegneten Zubereitung dienen, auf einen, wer weißt, wie baldigen Abschied; und möchte ich noch arbeitsam und eifrig seyn, meinen Mitmenschen durch mein Amt, und sonst, so viel zu nützen, als in meinen Kräften ist. Wenn der Herr mir auch noch völlige Versicherung und Freudigkeit schenket: wie herzlich will ich es ihm verdanken. Doch Herr wie du willst. Nur daß ich dein sey, und dein bleibe ewig, Amen!

Mittwoch den 2ten Juny hielt ich die feyerliche Konfirmation jener jungen Christen, in der Kirche. Dieß war nun wieder meine erste öffentliche Arbeit. Ich bemerkte auch zu meiner Freude, viele Rührung und Bewegung bey den Konfirmanten, bey vielen ihrer Eltern und Verwandten, und bey den übrigen Zuhörern.

Einen besondern Vorfall kann ich hier nicht unbemerkt lassen. Als ich am Morgen auf meine Stube kam, fand ich auf meinem Tische ein Papier liegen; ich machte es auf, und fand ein niedliches Gedicht auf diese meine Konfirmationshandlung, das ein hiesiges Frauenzimmer gemacht hatte, eine meiner jungen Freundinnen, die meine Religions-Stunden besuchte. Kaum hatte ich jenes Gedicht angefangen zu lesen, so fiel mir ein schönes Tableau in die Augen, das mir gegenüber hing. Es stellte einen andächtigen Beter vor, Augen und Hände gen Himmel gerichtet; in einer etwelchen Erhöhung sieht man ein Frauenzimmer, das einen Loorbeerzweig, das Sinnbild der Unsterblichkeit, im Arm hält; es soll meine verstorbene Frau vorstellen.

Diese weiset mich mit der Hand, noch oben hinzublicken, wo eine Hand aus den Wolken eine Waage hält. In der einten Schale ist ein Stundengläschen, das beynahe leer ist, und also die Schale steigen macht, und mein beynahe ausgelaufenes Leben anzeigt; in der andern Schale liegt ein Kreuz, Bild des Verdienstes meines Mittlers, und eine Garbe, meine Arbeit anzudeuten. Etwas weiter unten liegt, auf einer Wolke, ein Palmenzweig, Zeichen des Ueberwinders, und ein Sternenkranz, zur Belohnung. Ueber demselben ist ein aufgeschlagenes Buch, mit folgenden Schriftstellen: Daniel 9, 23. Da du anfingest zu beten, ging der Befehl aus, und ich komme darum, daß ich dir's anzeige; denn du bist lieb und werth. Mathäi 25, 15. 23. Einem gab er fünf Centner, dem andern zween ꝛc. ꝛc. Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über u. s. w. Joh. 17. Das hohenpriesterliche Gebet ꝛc. ꝛc. Offenbar. Joh. 3, 5. Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angelegt werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens ꝛc. ꝛc.

Alle diese Ideen gab nun meine Freundin dem Herrn Lipps in Zürich, und dieser führte sie auf das würdigste aus. — Das Gedicht verdienet, daß ich es ganz hersetze, wegen seinem gefühlvollen Inhalt; und weil es von einem jungen Frauenzimmer herkommt, das sich nur selbst gebildet hat.

Nahe dich, mein Herz! der heil'gen Stunde,
Wo Jehovas Engel seinem Bunde
Junge Christen nun auf ewig weiht.
Hör ihn flehen: „Vater! nimm die Kinder,

„Sie sind rein, weil Jesus Christ dem Sünder,
„Der ihm glaubt, auf ewig nun verzeiht."

Ach! ich war nie Hirte einer Heerde,
Trug ja nie des Hirtenamts Beschwerde,
Darum stamml' ich nur von seinem Flehn;
Doch auch in mein Auge blickt er Liebe.
„Reiniget, Geliebte! eure Triebe;
„Wer nicht rein ist, kann den Herrn nicht sehn."

Diese Wort' enthorcht ich seinen Lippen,
O! er zeigt so väterlich die Klippen,
Die des Lebens Fluth uns oft verhüllt.
Segne, Vater! die jezt seine Lehren,
Die dein Wort aus seinem Munde hören;
Laß sein Fleh'n nicht unerfüllt.

Gerne möcht' ich seinen Lohn besingen:
Dürft mein Auge nur hinüberdringen,
Um dort seine Freuden auszuspäh'n!
Doch mir tönt ein Etwas; ich will schweigen,
Der Verklärten meine Stirne neigen,
Ihr, die seinen Kampf und Sieg geseh'n.

Könnt ihr Bildniß ich dem Blättchen geben!
Aber dieser Raum umfaßt ihr Leben,
Ihres Herzens sanfte Liebe nicht.
Doch, Sie wissen schon, wenn ich jezt meine.
Nennt kein Name sie, die Engelreine:
Sie versteh'n, was ihre Lippe spricht.

„Mangl' ich dir in deiner Lieben Kreise:
„Folg ich doch als Schutzgeist deiner Reise,

„Meine Liebe bleibt dein Eigenthum.
„Freudig seh' an deinem Lebenswege
„Ich die Blumen; und die Thräne lege
„Ich in unsers Gottes Heiligthum."

„Sieh', Geliebter! Zeit und Thaten schweben
„In des Richters Waage; sieh', es heben
„Deine Stunden sich; die Garbe sinkt.
„Glaube überwiegt den Raum der Zeiten.
„Lägen in der Schale Ewigkeiten:
„Frucht des Glaubens, deine Schale sinkt."

„Ja, ich freue mich auch in der Ferne
„Deiner. — Sieh die Palme, sieh' die Sterne!
„Einst bekränzt er dich mit diesem Kranz.
„Dann, dann werden wir uns wieder sehen,
„Mit einander zu dem Throne gehen;
„Dann, erst dann vereinigt er uns ganz!"

„Ach, was sind des Himmels Herrlichkeiten!
„Alle Feste, die sich hier bereiten!
„Säh'st du Einmal nur des Himmels Herrn;
„Blickt Einmal sein Aug, voll Bruderliebe
„In das deine: o! es bliebe
„Dir von jeder Thräne fern."

„Denke dir die Freude, die zu sehen,
„Die des Lebens-Pfad du hießest gehen,
„Die dir folgten, und nun selig sind!
„Ja, der Blick auf die gewissen Freuden,
„Stärke deinen Muth in Kampf und Leiden,
„Die mit deinem Amt verbunden sind."

„Einst siehst du in den erlösten Scharen
„Viele, die dort deine Schüler waren,
„Die sich deiner Herrlichkeit erfreu'n."
Ja, dann werd auch ich in jenen Reihen,
Mich zu Ihrer Sabbathfeyer weihen;
Engel sollen mir die Harfe leih'n.

Doch, nicht dann erst, nein! schon hier auf Erden
Soll mein Dank für Sie vernommen werden!
Dank und Liebe keimt auf Erden schon.
Darf ich Ihnen diese Blüthen weihen,
In der Hoffnung, Sie einst zu erfreuen,
Wann die Frucht gereift, vor Christi Thron?

Was das nun für einen Eindruck auf mich gemacht habe, läßt sich leicht denken. Und ich glaube auch, der Herr läßt uns von Zeit zu Zeit gerade so viel solcher Ermunterungen zu Theil werden, als er weiß, daß es nöthig ist, uns vor Muthlosigkeit zu verwahren, und uns zu zeigen, daß unsere Arbeit nicht ganz vergeblich ist, sondern hier schon Früchte bringt; und uns kräftig zu erwecken und anzutreiben, mit neuem Ernst und Eifer fortzufahren, und immer mehr zu thun, damit wir einst auch im Himmel Früchte unserer Arbeit finden können. So oft ich so etwas bekommen habe, habe ich es allemal Gott herzlich verdanket, und gesucht es zu meiner Besserung anzuwenden.

Ein Billet, eines der schönsten die ich empfangen habe und das mir herzliche Freude machte, kann ich nicht umhin, hier ebenfalls anzuführen; es verdienet ganz eingerückt zu werden. Nicht nur kam es mir völlig anonym zu; sondern ich weiß auch nicht, wer es gebracht hatte. An

einem Samstag Nachmittag, da ich die Religions-Stunde geendiget hatte, blieben noch etliche Knaben zurück, mit deren einem ich noch etwas redete; und da ich mich wieder umkehrte, lag es auf meinem Fenster. Ich konnte aus gar Nichts auf den Verfasser schließen. Lebt er noch, so zolle ich ihm hier meinen herzlichen Dank; und ist er nicht mehr hier, so hoffe ich, ihn in der Seligkeit zu finden, und werde mich dann ewig mit ihm freuen. Brauche Herr! des schwachen Dienstes deines armen Knechtes, so lange du noch willst, um noch mehr Gutes durch deine Gnade zu wirken; dir gebührt allein der Ruhm! —

Das Billet, datirt, Novembr. 1812., war:

Werthester Herr Antistes!

Schon lange wünschte ich, Ihnen einmal danken zu dürfen, und thue es nun; zwar durch kalte Buchstaben; aber aus einem warmen Herzen, das sich für Sie zu Ihrem und seinem Vater erhebt, und einst erst recht Ihres schönen Lohnes und der ewigen Früchte Ihrer Arbeit sich freuen wird. Wofür? wofür, als für das Alles, was Gott durch Sie an meiner Seele gethan hat! Daß er mich durch Sie lehrte, das Gehörte und Gelesene auf mich anwenden; mich durch Sie zur Kenntniß meiner selbst führte; die Verdorbenheit meines Herzens fühlen ließ; mich durch Sie den Vater und Sohn kennen lehrte; den Durst nachdem Begnadiger und Erlöser in mir regte; zum Beten, Suchen, Anklopfen, mich antrieb; daß ich Ihn fand, erfahre;

immer inniger zu lieben, seinen Willen zu thun, mich bestrebe, und in seiner Vereinigung durch seinen Geist, hier schon selig bin; Gnaden, Gaben und Kräfte empfange, in allen Lagen und Kämpfen, Leiden und Freuden, im Wirken und Dulden. Sollt ich undankbar gegen Gottes Arbeiter im Weinberge seyn; Ihm nicht die Freude der Rettung meiner Seele mittheilen, noch weil er unter uns wirkt; dadurch sein Herz erfreuen und eine Rose an seinen mühevollen Weg streuen; dem guten Hirten, der durch seine Treu und Liebe schon manches Lamm dem Hirten aller Hirten zugeführt hat, der nicht müde wird, und dessen größte Freude es ist, dieselben seinem Herrn immer noch zuzuführen?

Einst mit Ihnen inniger vereint zu werden, wann die, welche Gott durch Sie zu sich gezogen hat, — Ihnen dankend und jauchzend entgegen eilen werden, wünscht,

Ihr ewig dankbarer
R. R.

Ein einziges solches Blättchen empfangen zu haben, welche Wonne! Geheuchelt war es nicht; es war dem Verfasser Ernst; er schriebs aus seiner Seele, und ich dankte Gott herzlich für ihn. Mir ließ es einen einzigen Wunsch übrig: ach! daß ich es verdiente; daß ich es nur halb verdiente!

Mit meiner Gesundheit besserte es sich ganz gut, so daß ich Sonntags den 6ten Juny, am Pfingst-Heiligen-Tage, wieder öffentlich predigen konnte; und ich that es mit herzlichem Dank gegen Gott, und mit vielen frommen Vorsätzen.

Mit viel Rührung trat ich den 1ten Octobr. mein 69stes Lebensjahr an. Hätte ich wol bey meiner, im Monat

April gehabten, so schweren Krankheit, denken können, daß ich diesen Tag noch erleben werde? Und wozu hat der Herr mir mein Leben verlängert? Ach! daß seine Absichten dabey nur erreicht werden. Ich nahm zum Leitfaden meiner Betrachtung die Stelle: Psalm 90. V. 12. Herr! lehre mich bedenken, daß ich sterben müße, auf das ich klug werde. Glauben, und mit Ernst daran denken, daß ich, wer weißt wie bald, sterben müße, (und ich bin nun nachdrücklich daran erinnert worden) wird mich, wills Gott! klug machen, mich auf mein Ende so vorzubereiten, daß ich mit Freuden hinübergehen könne. Ich will nachdenken, was dazu gehöre; was mir noch fehle. Ich will suchen, durch vestern Glauben, durch eifrigere Frömmigkeit, immer gewisser zu werden meiner Vereinigung mit meinem Heilande, damit das Zeugniß seines Geistes mir fröhliche Versicherung und Gewißheit gebe des künftigen Antheils an seiner Herrlichkeit. — Ich nahm aber diese Worte auch noch nach dem Hebräischen: lehre mich meine Tage so zählen, daß ich ein weises Herz darbringe, daß ich Weisheit ins Herz fasse; also die Kürze und Schnelligkeit desselben bedenke, und deßwegen eile, nichts aufschiebe, nichts versäume, jeden Tag noch suche zu benutzen. Es sind vielleicht der Tage wenige noch für mich bestimmt. Lehre mich, Gott! den Werth derselben recht kennen und schätzen. Ich soll arbeiten für meine Seele; arbeiten auf die Ewigkeit; arbeiten an dem Wohl der meiner Sorge Anvertrauten. Und wie Vieles ist hieran gelegen! Wenn ich an die Rechenschaft gedenke, an die Folgen, an den Lohn! Ach, Herr! wecke mich doch auf! Was mir am meisten Kummer macht, ist: ob ich nicht durch Alter, und vielleicht durch meine Schuld, schon zu sehr geschwächt sey; nicht mehr die Empfindungen, das Gefühl,

die Kräfte habe, die ich zu meiner Frömmigkeit, zu meiner Arbeitsamkeit bedürfte? Ach Gott! ich will dir geben, was ich noch kann, was ich noch habe; verschmähe doch, ich bitte dich, um Jesu willen, verschmähe die Hefen meines Alters nicht. Ach! wie schmerzt es mich, dieses Wort niederzuschreiben. Aber darf ich nicht, soll ich nicht noch Hoffnung und Vertrauen zu Gott haben, dessen Güte so unendlich ist, und der auch mir so unaussprechlich viel Gutes gethan, und so viele Geduld an mir bewiesen hat? Ja, ich will auf ihn hoffen; er wird in Gnaden annehmen, was ich ihm so gerne bringen will; er wird mich stärken, für den Himmel mich immer eifriger zubereiten. Dort, dort soll, dort wird es besser mit mir werden. Bis dorthin sey mit mir; mein Gott! verlaß mich nicht.

Ob schon ich mit Ruhe und Munterkeit arbeiten konnte, so merkte ich doch gegen das Ende dieses Jahrs, daß meine Gesundheit schwächer und schwankend wurde. Sonntag den 19ten December predigte ich mit viel Bewegung, besuchte noch hernach einen Kranken; auch den Monntag Morgen war ich noch wohl. Erst später, da ich einige Partheyen bescheiden mußte, merkte ich, daß ich auf Einmal nicht mehr reden konnte; ich suchte die Worte, und fand die rechten nicht. Wer kann aber den verborgenen Gang der Vorsehung genug bewundern, die zu rechter Zeit einzugreifen und zu wirken weißt! Von ungefähr, wie wir sagen würden, kam mein Arzt dazu. Wer schickte ihn gerade zu der Zeit? Er sah sogleich, aus meinen Reden, aus meinem Puls, und Allem, daß ein starker Nervenschlag auf dem Punkte sey, auszubrechen. Durch die zweckmäßigsten Mittel wurde dem Uebel vorgebogen. Ach Gott! wie traurig wäre es für mich und die Meinigen gewesen, wenn ich an meinen Nerven gelähmt,

und zu fernerer Arbeit untüchtig gemacht worden wäre! Wie unendlich gütig, bist du, o Herr! und welchen herzlichen Dank bin ich dir schuldig!

Der Herr segnete den Gebrauch der Mittel so gut, daß ich wenige Tage nach dem neuen Jahre alle meine Arbeiten, und meine Predigten wieder anfangen, und ruhig halten konnte. Gegen Ende des Hornungs fing ich den Unterricht mit den neuen Kommunikanten wieder an; und ich habe der Gnade und dem Segen Gottes dießmal ungemein viel zu verdanken. Ich sah bey diesen jungen Leuten, bey Gebildeten, und bey ganz Ungebildeten, so viel gute Rührungen und Bewegungen, daß es mir Grund der Hoffnung zu bleibendem Segen gibt. Etliche Briefe, die mir die Einen und die Andern zuschrieben, zeigten die herzlichsten, kindlichsten Empfindungen und Entschließungen. Auch bey der öffentlichen Konfirmation in der Kirche, konnte ich mit viel Bewegung reden, und sah auch viel Bewegung, sowohl bey den Konfirmanden, als bey den übrigen Zuhörern. Herr! dir empfehle ich diese neu zu deiner Gemeinde Hinzugethane, daß sie ihr Heil bey dir suchen, und bey dir finden in Zeit und Ewigkeit. —

Am Palmsonntag hatte ich noch geprediget; den Monntag darauf war die Konfirmation, und gleich den folgenden Tag zeigte sich meine Krankheit wieder, so daß ich weder den hohen Donnerstag, noch über das Fest predigen, noch ausgehen konnte; doch ließ es mir der Herr immer sehr erträglich und leicht gehen; die Beschwerden der Brustwassersucht waren das Meiste. Stets sah ich das für eine große Wohlthat an, daß ich den Kopf immer frey behielt, und ungehindert denken, beten, lesen, schreiben, meine Religionsstunden im Hause noch geben konnte; nur mußte ich von da

an mit dieser häuslichen Arbeit für einige Zeit auch unterbrechen, um zu sehen, ob durch anhaltende Ruhe meine Kräfte in höherm Grade hergestellt werden können.

Man versprach sich viel Gutes von einer Reise ins Rheinthal, wo ich das Pyrmonterwasser trinken sollte. Und wie geneigt, und wie geschwind ist man, von den Mitteln Alles zu erwarten; und wie oft vergißt man, daß alle Hülfe nur von Gott kommt, der die Mittel gibt und segnen kann! Ich stellte dem Herrn Doktor meine Bedenklichkeit vor, bey einem alten, und ohnehin schon brustwassersüchtigen Manne eine Wasserkur zu gebrauchen. Er gestand selbst, daß es etwas Gewagtes sey; aber Alles, was man jezt thue, sey gewagt, und Stärkendes habe ich unumgänglich nöthig. Allein, ich konnte dieses Wasser, auch in kleinen Portionen, nicht vertragen, und mußte abstehen.

Den 10ten May ging ich ins Rheinthal, und den 25ten kam ich wieder nach Hause. Es fing dann bald an zu bessern. Ungeachtet die Brustwassersucht, besonders bey einem so hohen Alter, nicht zu vertreiben war: so hatte ich es doch sehr erträglich und leicht, und täglich neue Ursache, Gott zu danken. Ich konnte meine Religions-Stunden, fünf bis sieben, wöchentlich, in meinem Hause geben; ich wurde durchs Schreiben und Lesen nicht müde; ich wohnte den Konventsversammlungen bey; ich hielt die Kirchenraths-Kommißion; auch der dießjährigen Synode konnte ich, der Vor- und Nachmittags-Sitzung, beywohnen; die Geschäfte führte der Herr Vikarius Antistitis und Dekan Scherrer, dem ich überhaupt alle die viele Mühe, und die Dienstwilligkeit, die er mir erweist, nie genug verdanken kann. In dieser Zeit fielen zweymal ein Examen pro Ministerio und Ordination vor. Das erstere Mal konnte ich nicht beywoh-

nen; das zweyte Mal aber verrichtete ich den ganzen Aktum mit viel Empfindung, und wie ich hoffe, nicht ohne Nutzen und Segen.

Was mich aber am meisten schmerzte, war: daß ich wegen meiner schwachen Brust und Stimme nicht an das Predigen denken konnte, noch durfte. Es ist eine ganz besondere Lage, nicht kränker seyn, als ich es bin, und doch sein Hauptgeschäft nicht verrichten können. Ungeachtet ich Gott herzlich danke für so manche Erleichterung: so fand ich doch Ursache, ihn ernstlich um Gnade zur Geduld anzuflehen; aber er stärkte mich, daß ich auch dieses Leiden mit Demuth, und kindlicher Ergebung in seinen Willen, bis jezt trug; und er würdigt mich, mir immer noch Anlaß und Gelegenheiten zu gönnen, wo ich in der Stille noch etwas thun und nützen kann, so daß ich nie müßig seyn muß.

Wie wichtig mir unter solchen Umständen dieses Jahr mein Geburtstag gewesen, läßt sich leicht denken. Es war mein Siebenzigster. Welch eine lange Reihe von Jahren, die ich zurücksehen konnte! Was für ein Gedanke konnte mir wol natürlicher aufstossen, als der: wozu mir Gott diese meine Lebenszeit gegeben; was für eine Absicht er dabey an mir habe erreichen wollen? Was kann die anders seyn, als, mich glücklich und selig zu machen. Und Herr! dazu hast du mir nun eine lange Zeit gegeben; und wie viele Mittel und Gelegenheiten hast du mir verschafft, diesen Zweck zu erreichen! wie viele Belehrungen, Erweckungen und Ermunterungen, die ich bekommen habe! Wie hast du besonders diese zwey lezten Jahre mich so nachdrücklich daran erinnert, wie bald es mit meinem Leben aus seyn werde; und wie wichtig der Schritt hinüber sey, in die Ewigkeit, die ich so nahe vor mir sehe! Ich will mich also ernstlich fragen, wie ich die-

sen großen Zweck meines Daseyns zu erreichen gesucht habe? Herr! du weißt, was ich gethan habe. Ich muß mich freylich schämen vor dir, und nur zu deiner unendlichen Barmherzigkeit in Christo Zuflucht nehmen; aber du weißt doch auch, göttlicher Herr und Heiland! wie oft und ernstlich ich mich dir ergeben, und dich gebeten habe, durch deinen guten Geist mich ganz zu erneuern und zu heiligen, bis ich völlig zubereitet sey, zur Seligkeit. Sollte ich mich denn nicht vest und ruhig auf dein Wort und deine Verheissung verlassen: wer an dich glaube, der habe das ewige Leben? Sollte ich denn den kurzen Weg meiner Pilgrimschaft nicht noch ruhig und getrost fortsetzen, bis du mich vollends zu dir heimholest?

Noch wurde mir dieser Geburtstag durch einige Umstände recht angenehm und feyerlich gemacht. Eine Menge herzlich Glück wünschender und segnender Billets wurden mir von meinen Freunden und Bekannten zugeschickt. Herr Heß und Frau im Waisenhaus veranstalteten, daß ein Etui mit 79 solcher Glückwünschungs-Billets mir zugeschickt wurde, geschrieben von ihrer ganzen Familie, vielen Freunden, und einer beträchtlichen Anzahl ihrer Waisenkinder. Diese, und einige andere Freunde, begleiteten ihre Glückwünsche noch mit einem niedlichen Stück von ihrer Hand-Arbeit, oder andern Geschenken.

Diese Zeichen und Beweise der Liebe, des theilnehmenden Andenkens, rührten mich bis zu Thränen des Dankes und der Freude. So beschämend es für mich ist, so unverdient viel Liebe zu sehen und zu genießen, so ermunternd ist es mir, mit immer mehr Ernst und Eifer zu trachten, mich dieser Liebe einigermaßen würdig zu machen, und noch nützlich zu seyn, so viel meine Kräfte erlauben.

In diesem Jahre traf mich noch ein bedeutender Verlurst. Gegen Ende dieses Monats starb der Herr Präsident Steinlin, der in seinem 75sten Jahre in die Ruhe des Himmels eingegangen ist. Von meinem 16ten Jahre an war er mein vertrauter, christlicher Freund, dessen erbaulichem Umgange ich Vieles zu verdanken hatte. Ich kannte seine Rechtschaffenheit, seine Frömmigkeit, seine redliche Freundschaft. Aus dem anfänglich niedern Stande, in welchem er lebte, stieg er durch Arbeitsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit, unter dem Segen Gottes immer höher empor; er wurde zu öffentlichen Geschäften gezogen, und ihm eine Stelle nach der andern anvertraut. Als Regent widmete er sich ganz dem Wohl des gemeinen Wesens, und zeigte sich in seiner edeln Einfallt, in sterer Unverdrossenheit und Uneigennützigkeit. Was ihm so ganz eigen war, und einem Regenten so nothwendig ist, war: die Ruhe und die Kaltblütigkeit, mit der er Alles prüfen konnte, wodurch er sich auch in allen Stürmeu der Zeit und der Veränderung der Regierung zu erhalten wußte. Durch seinen Reichthum uud seine Liebe wurde er ein großer Wohlthäter; er genoß die allgemeine Liebe seiner Mitbürger, welches sich bey seinem Tode auf die auffallendste Weise zeigte. Vor einigen Wochen brachte ich noch eine sehr vergnügte Stunde bey ihm zu. Wir freuten uns unsers gemeinschaftlichen Glaubens; wir freuten uns unsers Gottes, und unsers Heilandes; herzlich dankten wir ihm für seine Gnade, die ein jeder von uns beyden, so lange und so reichlich erfahren habe. Wir dankten einander gegenseitig für so viele Liebe und Freundschaft, die wir von einander genossen hatten; wir freuten uns der frohen Aussicht in die bessere Welt, und wir versprachen einander: welcher von uns zuerst in dieselbe aufgenommen

seyn werde, wolle den Herrn bitten, daß er auch den Andern bald in des Himmels Wohnungen hinführe.

So weit der Verfasser selbst. Nun noch das Uebrige von dem Herausgeber, der in ihm den Verlust eines wahrhaft väterlichen Wohlthäters beweint. —

Jeder Leser dieser Biographie wird sich um so mehr freuen, daß der Vollendete sie selbst, bis so nahe an sein Ende hat ausarbeiten können, da auch ihre Ausarbeitung dem Herausgeber übertragen war, der seine Schwäche, ein solches Werk gelungen auszuführen, zu sehr fühlt, als daß er sich nicht selbst freuen sollte, nur noch Weniges zur Vollendung des Ganzen beyfügen zu müßen.

Dankbar indessen auch für diesen Beweis der Liebe und des Zutrauens, deren der Selige mir so viele gab, ergreife ich die Feder, und setze sein Werk fort, dasjenige aus seinem Tagebuche aushebend, worauf er mich, einige Tage vor seinem Ende, noch selbst aufmerksam machte, beginnend beym 1sten Januar 1815. —

Des Frommen, des Christen würdig, trat er auch dieses Jahr an, ahnend, daß er wohl das letzte Mal den Jahreswechsel feyre. — Aber, schreibt er in seinem Tagebuche, „nicht öffentlich, nicht mit meiner theuren Christengemeinde, im Hause des Herrn, konnte ich das Jahr antreten; einsam zu Hause, mußte ich mich meinen Gedanken und Empfindungen überlassen. Desto gewisser war es mir aber, daß dieses Jahr das lezte meines Lebens auf Erde seyn werde. Und wo werde ich alsdann seyn? Wohl mir, daß Jesu Evangelium hierüber genügende Antwort gibt; daß es von

Unsterblichkeit, und von einem seligen Leben in einer andern Welt Ueberzeugung und Gewißheit jedem ertheilt, der mit gläubigem Nachdenken in demselben forscht!“ Und wie schön ist der Entschluß, der als Resultat seiner frommen Betrachtungen, aus bewegter Seele quoll: „Ihm, meinem treuen Vater, und seinen weisen Führungen will ich mich stets auf's Neue übergeben; gerne mich von ihm leiten lassen, damit, mein Ende komme dann heute oder morgen, ich zum Himmel bereitet sey. Kann ich öffentlich nicht mehr wirken: so will ich im Stillen noch nützen, so viel ich kann.“

Wirklich arbeitete er fortwährend noch sehr viel, und er konnte den ganzen Tag an seinem Schreibtische thätig seyn, ohne des Abends bedeutende Müdigkeit empfinden zu müßen. Mit der herzlichsten Innigkeit verdankte er daher seinem Schöpfer und Vater, die bis dahin ungeschwächte Erhaltung seiner Seelenkräfte, und trug desto leichter und heiterer des Körpers, bisweilen ziemlich drükende Beschwerden. —

In Zeiträumen von drey bis vier Wochen wiederholten sich diese Beschwerden, jedesmal in erhöhterm Grade. Zwar wurde ihm dann durch ärztliche Hülfe bald wieder Erleichterung verschafft; indessen blieb doch, wie natürlich, nach jedem neuen Anfalle, größere Schwäche zurück. Zu Anfange des Aprills schienen seine Umstände sich besonders verschlimmern zu wollen, so daß er folgende weise Prüfung mit sich selbst vornahm, welche, wie viele Aeusserungen in seiner Lebensbeschreibung, die Art seines innern, religiösen Lebens und Wirkens so schön bezeichnet: „Ich fragte mich,“ schreibt er, „ob ich auch entschlossen wäre, wenn Gott härtere Wege mich führen, und mehr Leiden mir auflegen wollte, seinem Willen kindlich und gelassen mich hinzugeben?“ Um sich zu

dieser christlichen Entschlossenheit zu stärken, läßt er einerseits die Bibel sprechen: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ Anderseits die Erfahrung: „Hat Gott so lange mich sanfte und ebne Wege geführt, und des Guten so viel mir geschenkt; kann, wird er aufhören, gütig gegen mich zu seyn?“

Bald indessen wurde er durch die sorgfältige und geschickte Hülfe seines Arztes, in dem Grade wieder hergestellt, daß er nun wieder den ganzen Tag, ohne bedeutende Beschwerden, und ohne allzugroße Ermüdung, unausgesetzt arbeiten, wöchentlich fünf Religionsstunden halten, seine weitläuftige Korrespondenz führen, und einige Male sogar in der Wohnung seines Nachbars predigen konnte.

Aber die Freude, öffentlich zu wirken, oder auch nur, als Zuhörer, im Hause des Herrn sich einfinden zu können, was er oft so sehnlichst wünschte, wurde ihm nicht zu Theil; nicht zu Theil die Freude, der dießjährigen evangelischen Synode beywohnen zu können. Stets war ihm diese Zusammenkunft mit seinen Amtsbrüdern höchst wichtig; er freute sich recht herzlich auf die Tage, an denen er, als ihr Vorsteher, amtlich in ihrem Kreise wirken, oder sich mit Einzelnen aus ihnen, im vertraulichern Tone freundschaftlicher Unterredung, auf seiner Stube unterhalten konnte. Auch dießmal hätte er so gerne den Synodalsitzungen beygewohnt, wenn es auch nur als Zuhörer hätte geschehen können; es verursachte ihm wirklich Mühe, es, gehindert durch zu große Körperschwäche, nicht thun zu können. Doch, er that, was er konnte; er erschien in unsrer Mitte in einem Briefe, in dem er mit einem ächt väterlichen Sinne seine Liebe, sein Wohlwollen zu seinen Amtsbrüdern, seinen herzlichen Antheil an unserm freundschaftlichen Brudervereine

ausdrükte, und auf diese Weise äußerst wohlthätig auf alle Anwesenden wirkte.

Ich denke, es wird allen Synodalen, und denen besonders, die mit dem Vollendeten in näherer Verbindung standen, lieb seyn, diesen Brief, als ein theures Vermächtniß, in seiner Lebensbeschreibung eingerückt zu besitzen; enthaltet er ja die letzten Worte, die der Ehrwürdige zur Synode sprach; und die letzten Worte eines Mannes, den wir herzlich liebten und innigst verehrten, haben schon deßwegen, weil sie die lezten sind, großen Werth für uns.

St. Gallen d. 4ten July 1815.

Der Antistes der evangelischen Geistlichkeit des Kantons St. Gallen, an die Ehrwürdige evangelische Synode desselben.

Hochgeachte, Hoch- und Wohlehrwürdige, Hochzuverehrende Herrn!

Obschon ich nicht die Ehre haben kann, einer so ehrwürdigen und nüzlichen Versammlung beyzuwohnen; so ließ es mir doch das Gefühl meines Herzens nicht zu, nicht wenigstens die Freyheit zu nehmen, schriftlich in Ihrer Mitte zu erscheinen, um zuerst gehorsamst zu bitten, mich wegen meiner Abwesenheit gütigst zu entschuldigen. Ich fühle tief den Verlurst, den ich leide, und Niemand verliert darunter, als ich, daß ich die weisen und klugen Räthe und Ansichten so würdiger Männer, über so manche wichtige Gegenstände, nicht mit anhören kann. Aber da meine Gesundheitsum-

stände es mir nicht erlauben; so füge ich mich gelassen in den Willen der Vorsehung.

Dann muß ich Sie, Verehrteste Herrn! eben so angelegenst ersuchen, die Versicherung meiner aufrichtigsten und ausgezeichnetesten Hochachtung und schuldigsten Ergebenheit, nach Ihrer mir bekannten, und so vielfältig erfahrnen Liebe und Güte, geneigtest anzunehmen. Und mit dieser Bitte verbinde ich zugleich diejenige, sich meines innigsten und herzlichsten Dankes zu versichern, den ich Ihnen schuldig bin, für diese Liebe und Güte, und für so viele Hülfe und Dienste, die Sie mir erzeiget haben, und noch erzeigen. Ich fühle mich ausser Stande, es Ihnen auf irgend eine Weise zu vergelten. Ihre Vergeltung für dieses, und für so vieles Gute, das Sie gethan haben, wird hier, und einst dort, aus der Hand dessen kommen, der nichts Gutes unbelohnt läßt. Das werden Sie, das werde ich einst noch mit Freuden sehen.

Sie zweifeln gewiß nicht, meine Verehrungswürdigste Herren! daß meine redlichsten und heissesten Wünsche, für Ihr fortgesetztes Wohl, zu Gott aufsteigen. Mögen Sie, Hochgeachtete Herren! die Sie für das Beste unsers Staates so unverdrossen arbeiten, alle Ihre Räthe und Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge begleitet sehen! Gott, der unser Vaterland, und auch unsern Canton so vätterlich angesehen und besorget, und so gnädig beschützet und gesegnet hat, lenke und leite selbst alle Jahre edle Bemühungen, und stärke und unterstütze Sie, daß Alles zur Erreichung Ihrer frommen Absicht, und zu unserm wahren Wohl ausschlage. Das wird Ihre beste Belohnung, und mit unserm Dank, Ihr Ruhm und Ihre Freude seyn.

Mögen Sie, Hoch- und Wohlerwürdige Herren! die

Sie für das Wohl unserer Kirche, für das wahre und ewige Wohl Ihrer Gemeinden sorgen, immer erfahren, daß der Herr selbst mit Ihnen und durch Sie arbeitet. Sie suchen durch ernstliches Gebet seine Hülfe; und die ist mächtig und kräftig genug, auch durch Sie das auszurichten, was zu seiner Ehre, und zum wahren Wohl der Ihnen, von ihm, anvertrauten Seelen dienet. Sein reicher Segen sey stets mit Ihnen. Beweisen Sie sich in Allem als rechtschaffene Diener Jesu Christi: so wird Er sich als Ihr Herr, auch treu zu Ihnen bekennen.

Noch bleibet mir übrig, Hochgeachtete, Hoch- und Wohlehrwürdige, Hochzuverehrende Herren! mich Ihrer Liebe, Ihrer Nachsicht und Ihrer Güte bestens zu empfehlen. Ich freue mich, so viele würdige und verdienstvolle Männer unter Ihnen zu kennen; Sie erheitern mir den Abend meines Lebens; Sie geben mir die froheste Aussicht, daß Gott ferner bey uns bleiben, und durch so tüchtige Werkzeuge, die Er ausrüstet, viel Segen unter uns stiften will. Er sey mit Ihnen Allen, und mit mir, seinem alten, schwachen Knechte; Er lasse mich seine Nachsicht, seine Geduld, seine Hülfe erfahren, bis er mich hinübernimmt, wo ich Ihm vollkommen werde dienen können.

Mit Ihnen auch dort wieder vereint zu werden, wird meine Freude erhöhen. Bis dahin habe ich die Ehre, mit den Gesinnungen der wahresten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ihr getreuer, gehorsamer Bürger,
Ihr Sie herzlich liebender Mitbruder,
Stäheli, Antistes.

Immer erinnere ich mich noch mit Rührung an die feyerliche Stille, an die Wehmuth, mit der dieser so freundschaftliche Brief des Vollendeten angehört wurde; an die Thränen, die in den Augen Vieler schimmerten, bewirkt durch die Vorstellung, den ehrwürdigen, frommen, seine Amtsbrüder herzlich liebenden Vorsteher der Synode, nie wieder in derselben sehen zu können; an die Herzlichkeit, mit welcher alle anwesenden Synodalen einstimmten, dem Hochverehrten, durch die Hoch- und Wohlehrwürdigen Herren Dekan Schmid, Cammerer Rothmund, und Kirchenrath Valentin, die Gesinnungen der Hochachtung, Ergebenheit, Dankbarkeit und Liebe der sämmtlichen Synode auszudrücken, mit dem Zusatze: es ja recht kräftig und warm zu thun. —

Welchen Eindruck dieß auf den ehrwürdigen Greisen machte; wie sehr es ihn freute und rührte, beweisen folgende Aeusserugen, die er sogleich in sein Tagebuch niederschrieb: „Wie unerwartet, wie nnverdient ist diese Güte; wie wohlthuend aber meinem empfindenden Herzen, zu sehen, daß meine bisherigen, geringen und schwachen Dienste nicht verkannt worden sind, und daß eine so ehrwürdige Versammlung mir ihre Zuneigung so einstimmig schenkt. Es diente mir zum herzlichsten Danke gegen Gott, und zur stärksten Ermunterung, in den noch übrigen Tagen meines irdischen Lebens, nach dem Grade meiner Kräfte, den Erwartungen Gottes, und der, gegen mich so gütig gesinnten Mitmenschen, best möglich zu entsprechen.“ —

Dem christlichen Grundsatze: zu wirken, so lange es Tag ist, getreu, uud von Jugend an, an eine emsige Thätigkeit gewohnt, wollte er auch in den Tagen seines Lebens, als durch Alter, Unpäßlichkeit und Beschwerden mancherley Art,

seine körperlichen Kräfte ziemlich geschwächt waren, keinen Tag durchleben, den er nicht durch nützliche Thätigkeit bezeichnet hätte; und da er, wie er bereits selbst bemerkte, seit dem Frühjahr 1814. nicht mehr predigen konnte: so wollte er seinem stillen Wirken zu Hause desto mehr Ausdehnung und Nützlichkeit verschaffen. Er nahm sich daher zwey Geschäfte vor, denen er die Stunden der Musse widmete, die ihm seine gewöhnlichen täglichen Geschäfte übrig liessen. Das eine war die vorliegende Lebensbeschreibung; das andere die Ausarbeitung des trefflichen Lehrplans, nach welchem er Töchtern, welche schon kommuniziert hatten, alle Wochen in der praktischen Religion Unterricht ertheilte. Diese Arbeit hätte er sehr gerne noch selbst dem Drucke übergeben, unter dem Tittel:

„Das praktische Echristenthum, mit Hinsicht auf den häuslichen Umgang und die verschiedenen Verbindungen und Lagen im menschlichen Leben.“ Allein, weil er zuerst die Lebensbeschreibung vollenden wollte: so konnte er diese gewiß sehr nützliche Arbeit kaum recht anfangen.

Unter solcher Thätigkeit verschwanden dem frommen Greisen selbst die beschwerdenvollern Tage seines Lebens, vergnügt, so daß er immer voll Dank und Freude äußerte: er müße doch nicht unthätig seyn; könne den ganzen Tag wirken, und des Nachts erquicke ihn ein meistens ruhiger Schlaf.

Sonntags den 10ten September genoß er, öffentlich mit seiner Gemeinde, das heil. Abendmahl. Er konnte sich zwar nicht ohne große Anstrengung in die Kirche, und wieder nach Hause begeben; aber er achtete derselben nicht. Die Sehnsucht nach jener himmlischen Erquikung und Stärkung, die er so oft bey diesem heiligen Mahle empfand; das Verlangen nur noch Einmal unter seiner versammelten Heerde, die er

so herzlich liebte, zu erscheinen, und vor ihr, nahe am Ziele einer Laufbahn, denjenigen feyerlich zu bekennen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist; und der Gedanke, dadurch gewiß auf Manche wohlthätigen Eindruck zu machen, bewogen ihn, seine Schwäche, und die erschöpfende Anstrengung zu vergessen, und gebückt hinzuwandeln, zur heil. Stätte, wo Gottes Ehre wohnt, zum Altar des Herrn, wo Speise des Himmels den Glaubenden gereicht wird. Was sein Geist bey diesem feyerlichen Anlasse dachte, und sein Herz empfand, ist in folgender Aeußerung des nun Verklärten enthalten: „Beym kommuniziren, schreibt er, dachte ich: Acht und dreißig Jahre lang bist du der Hirt und Führer der hiesigen Gemeinde gewesen; hast ihr so oft gereicht das Brod des Lebens, und nun gönnt es dir der Erzhirt, Ihn, in der vor ihm versammelten Gemeinde seiner Bekenner, noch einmal öffentlich zu bekennen, und ihm zu huldigen. Ich hielt das Brod eine zeitlang in die Höhe, und sagte bey mir selbst:

„Es wisse, wer es wissen kann,
Daß ich des Heilands Unterthan;
Ich schwöre Dir, bis in mein Grab,
Zu deinem sanften Hirtenstab.“

„Gestärkt nnd erfreut, kehrte ich dann wieder nach Hause zurück.“ Und o! gestärkt und erfreut hat deine unerwartete Erscheinung in der Kirche, im Augenblicke, als die heilige Handlung verrichtet werden sollte, ehrwürdiger Christ! frommer, treuer Hirt! Viele, die dein Mund einst lehrte, denen deine Hand des Lebens Brod im heiligen Mahle so oft reichte; — belebt hat sich in dem Herzen mancher deiner Schüler und Schülerinnen der fromme Vorsatz, Dir,

Edler! nachzufolgen im Glauben, in der Liebe, und in einem frommen Wandel!

Unterdessen erschien dem Edlen, der ihm äußerst wichtige Tag der Erinnerung an seine Geburt, der erste Oktober, der ihn ins 71ste Jahr seines irdischen Lebens hineinführte; er erschien ihm unter Umständen, die es ihm möglich machten, fortwährend thätig zu seyn; unter Umständen, die in den Herzen seiner Freunde und Verehrer die angenehme Hoffnung belebten, den treuen Lehrer, den weisen Rathgeber, den herzlich liebenden Freund, den edlen Wohlthäter, noch länger unter sich lebend und wirkend zu besitzen. — „Welch ein Segenstag für mich! o schreibt er in seinem Tagebuche. „Siebenzig Jahre, 25567. Tage habe ich gelebt, und jeder derselben, mit wie vielen Wohlthaten ist er bezeichnet! Wer zählt ihre Summe; wer weißt ihren Werth gehörig zu schätzen?! Und wie unverdient sind alle diese Wohlthaten! Wie viele sind der Sünden, die ich in dieser Menge von Tagen begangen habe! Wer zählt ihre Summe; wer kennt und fühlt die Strafbarkeit derselben aller genug?! Herr! gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte! Die Worte aus dem alten, aber schönen Mönchsliede, kamen mir tief aus dem Herzen:“

„Rex tremendæ majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis;
Gere curam mei finis!“

„(König, von furchtbar erhabener Größe,
Der du umsonst die zu Rettenden rettest:
Rette auch mich, Du, der Frömmigkeit Quelle;
Laß es am Ende mir gnädig ergehen.)“

Diese Zeit über arbeitete er, so viel er konnte, an der Ausführung jenes, oben genannten, Lehrplanes; es lag ihm viel daran, diese wohlthätige Arbeit, als letztes Tagewerk, noch zu vollenden. Aber ach! zu schnell unterbrach ihn ein heftiger Rückfall seiner Krankheit. Schon den 9ten Oktober, stellte sich wieder mehr Husten und Schwäche ein; jedoch raffte er seine Kräfte zusammen, um an diesem, und den beyden darauf folgenden Tagen noch seine gewohnten Religionsstunden zu halten. In der Nacht vom 11ten auf den 12ten aber, fingen die Schmerzen auf seiner Brust und Füssen an, mächtig überhand zu nehmen; dennoch brachte er den ganzen Donnerstag thätig in seiner Studierstube zu. Nie gewohnt, sich sogleich den Beschwerden und Schmerzen des Körpers zum Opfer hinzugeben, von ihnen sich leicht in seiner emsigen Wirksamkeit aufhalten zu lassen, bemühte er sich auch jezt die Kraft der Seele über den leidenden Körper wirksam seyn zu lassen. Aber so enge mit dem alternden, gebrechlichen Körper verbunden, ist unsre Seele durch ihn in ihrer Kraftäußerung so oft gehemmt. Weit kann der Weise und der Christ, der nach Grundsätzen handelt, der die hohen Kräfte seiner Seele anstrengt, weit kann er es zwar bringen in der Verachtung der Leiden, in der Besiegung der Beschwerden; aber diese Herrschaft über den Körper, diese edle Erhebung zur Unabhängigkeit von seinem Drucke, hat ihre Grade; ist der höchste derselben erreicht: dann tritt der Zustand ein, von dem man sagen kann: der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach. — Erst wann sich einmal im Tode gelößt haben die Bande, die den aufwärtsstrebenden, unsterblichen Geist mit dem Staube der Erde in Verbindung hielten: dann erhebt er sich zum höhern Grade der Unabhängigkeit in seinem Wirken.

So sehr daher der Vollendete sich anstrengte, und wirklich mit bewundernswürdiger Kraft und Seelenstärke sich bemühte, den dahinsinkenden Körper aufzurichten, um dessen letzte Kräfte noch zu segensvoller Thätigkeit zu verbrauchen: so mußte er endlich doch den 13ten, der Gewalt zunehmender Schmerzen, und der allzusehr überhand nehmenden Schwäche des Körpers, nachgeben, und sein Kranken-, sein Sterbelager beziehen. Noch einmal versuchte ers, den 14ten nach Tische, in die ihm so liebe Arbeitsstube zu gehen; aber er mußte seine Anstrengung mit beynahe gänzlicher Ermattung büßen; doch erholte er sich bald wieder; ließ sich an seinen Schreibtisch hinführen; arbeitete an demselben noch bis gegen Abend, und verließ dann den Ort, wo er so Vieles, so treu, so emsig arbeitete, so herzlich oft betete, auf immer. Nur noch einmal, den 17ten Abends, und nur für kurze Zeit, verließ er von nun an sein Bette, um noch einiges Weniges in seinen irdischen Angelegenheiten anzuordnen. Großes, Wichtiges blieb ihm hierin nicht übrig zu thun; er war von Frühem an gewohnt, eingedenk, daß er sterben müße, und daß die Zeit sehr ungewiß sey, sein Haus zu bestellen. Lange schon vor seinem Ende sagte er einmal in väterlich zutraulichem Tone zu mir; „Ich befinde mich jezt recht ordentlich wohl, und es könnte noch länger anstehen, bis der Herr mich zu sich ruft; aber, rufe er, wann er wolle, ich sorge an jedem Tage dafür, daß auch in meinen irdischen Angelegenheiten Alles in der gehörigen Ordnung sey; alle Abende, ehe ich diese Stube verlasse, bringe ich Alles, bis auf's Kleinste, in Richtigkeit; man wird nach meinem Tode Jedes an seinem Orte, und über Jedes die nöthige Verfügung finden.“ Bey dieser Gelegenheit, zeigte er mir ein Kästchen, und schärfte mir

mündlich ein, was er oben auf demselben schriftlich ausgesprochen hatte: dasselbe, weil es alle nur für ihn, in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten, geschriebenen Briefe, enthalte, sogleich nach seinem Tode uneröffnet zu verbrennen. Diesen Willen des Seligen, führte ich an seinem Begräbnißtage selbst aus.

Ich darf es hier nicht erst bemerken, daß dieser ausgezeichnete Mann viel genauer war, in Beziehung auf die Besorgung der höhern Angelegenheiten seiner Seele; es ist bereits klar genug, aus seiner Lebensbeschreibung. Von Jugend an, durch sein ganzes Leben hindurch, bemühte er sich, ein ruhiges und hoffnungsvolles Sterben sich zu bereiten, überzeugt, daß die Vorbereitung auf den Tod, daß die Begründung eines seligen Looses in jener Welt, nicht, wie Viele zu meynen scheinen, nur ein Werk einiger Tage und Stunden sey; und daß es höchst gefährlich sey, es gerade darauf ankommen zu lassen, wie es beym Tode uns zu Muthe seyn, und nach demselben uns ergehen werde; er wollte zu rechter Zeit einen Grund der Ruhe und beseligender Hoffnung legen; und diesen fand er da, wohin er, als ein treuer Hirt, die ihm Anvertrauten so warm und herzlich wies, in dem Innhalte des Evangeliums Jesu. Auch bey Ihm zeigte sich dieses in hohem Grade als eine Kraft Gottes zur Beseligung.

War diese Kraft in ihm wirksam in den frühern Jahren seines häuslichen und öffentlichen Lebens und Wirkens; ihn zu all dem Guten mächtig stärkend, das er that und bewirkte, ihn bey den verschiedenen Erfahrungen und Prüfungen des Lebens, mit Weisheit, Muth, Ruhe und Hoffnung erfüllend: so war sie es nicht weniger in den letzten leidenvollen Ta-

gen seines Lebens und bey seinem Tode. Ließ er des Christenthums Licht, das in seiner Seele so helle und so warm brannte, früher unter den Menschen, in den verschiedensten Lagen, Auftritten und Verhältnissen leuchten: so glänzte dasselbe nicht weniger helle auf seinem Kranken- und Sterbelager, für Alle, welche das Glück hatten, ihn da zu sehen und zu sprechen. Und ihre Zahl war nicht geringe. Die Liebe zum scheidenden Lehrer, Freund und Wohlthäter, trieb Viele zu ihm hin, und Keines konnte sich von ihm wieder trennen, ohne zu fühlen, wie glücklich, wie groß, wie ehrwürdig der wahre Christ ist, in dem entscheidensten Zeitpunkte seines Lebens. Die stille Gelassenheit, die kindliche Ergebung, die Ruhe, die Heiterkeit, die Zufriedenheit, der veste Glaube an Gott und Jesum und dessen große Verheissungen, mußten nothwendig den wohlthätigsten Eindruck auf die Seele eines Jeden machen. So sehr die leidenvolle und unbehülfliche Lage des Kranken, und der Gedanke, ihn, und mit ihm so Vieles, bald verlieren zu müßen, geeignet war, mit Wehmuth und Schmerz das Herz zu erfüllen: man konnte im Augenblicke, als man bey ihm war, und mit ihm sprach, nicht trauren. Wenn man auch wehmuthsvoll sich seinem Bette näherte: man mußte sogleich heiter werden, so bald man sein helles Aug, seine gewohnte fröhliche und freundliche Miene wieder sah, mit der er dann so zärtlich seine Hand darreichte, oder auch lächelnd fragte: warum weinst du? oder, voll der beseligendsten Erwartungen, als ob er sie schon voremp finde, die Seligkeit, die dort seiner warte, mit seinem heitern Blick, und mit der Hand gen Himmel deutete, und dann mit dem gefühlvollsten Tone der vestesten Ueberzeugung äusserte: Gott ist die Liebe; er legt nicht mehr auf, als er

weißt, daß wir zu tragen im Stande sind, und er selbst hilft uns tragen.

Viel war ihm wirklich zu tragen aufgelegt. Die Brandflecken, die sich besonders am einen Fuße zeigten, verursachten ihm viele Tage sehr heftige Schmerzen, so wie überhaupt, um des abgezehrten, empfindlichen Körpers, und anderer Gebrechlichkeiten willen, seine Lage äußerst leidenvoll war; er saß wahrlich auf einer schroffen Felsenspitze am Fluße, der aus dem Thale, wo er Hirt war, zum Herrn desselben hinüberführt, wie der würdige Herr Professor Scheitli in seinem Nachhalle sich ausdrückte; doch merkte man ihm selten an, wie stark er leide. Er äußerte vielmehr, daß er es für Schwäche halte, die Leiden auszuweichen, und um ihrer willen Beschleunigung des Todes zu wünschen. Diesen scheute er zwar nicht. Der Arzt durfte es ihm, was man Manchem nicht sagen darf, bestimmt erklären, daß sein Leben auf Erde nur noch von kurzer Dauer sey; er wußte, an wen er glaubte, und war gewiß, daß sein Tod die Geburt zu einem neuen, glücklichen Leben sey. Aber als dieser eines Morgens ihm auch sagte, es könnte noch länger dauren, als er früher glaubte, bis er im bessern Leben sey: so äußerte er nur, weit entfernt, zu jammern oder bekümmert zu werden: „Nun, der Herr wird mir auch die Gnade geben, ihn mit Ergebung und Vertrauen zu ehren, wenn er mich auch durch mehr Leiden führt, und mich noch länger warten läßt.“ Dann setzte er später hinzu: „Ich habe es nie gerne gesehen, wenn Menschen sogleich zu sterben gewünscht haben, wenn sie von Leiden gedrückt waren; oft habe ich in meiner Amtsführung, bey Krankenbesuchen wahrgenommen, daß die Sehnsucht zu sterben bey Vielen sogleich ausgelöscht wäre, wenn man die

Leiden ihnen abgenommen hatte; er halte es aber für Pflicht, mit Geduld auszuharren, so lange es Gott gefalle."

Gewöhnlich ist es Kranken, besonders wenn sie schwach, und von Leiden gedrückt sind, zur Last, wenn sie oft durch Besuche beunruhigt werden; sie bleiben lieber allein; überlassen sich lieber einsam ihren Vorstellungen und Gefühlen; sprechen ungerne, — daher nur das Nöthigste, oft das nicht einmal. — Auch dießfalls machte der Vollendete, von Tausenden eine Ausnahme. So viel es ihn auch Anstrengung kostete, zu sprechen, und so unbehaglich für ihn hernach die drükende Empfindung der Erschöpfung war: er wollte doch bis zum Tode dem Grundsatze treu bleiben, zu wirken und zu nützen, so viel er konnte; und er wußte wohl, daß gerade die Lage, in der er sich eben befand, und die Stimmung der ihn Besuchenden, vorzüglich dazu geeignet sey, mit wohlthätigem Eindrucke zu sprechen. Er freute sich daher herzlich der Besuche seiner Freunde und Freundinnen; und weil er ihre, nicht nur allgemeine, sondern ziemlich genau auch ihre besondern Bedürfnisse kannte: so sagte er Jedem, mit wenigen, aber gewiß tief ins Innerste eingreifenden Worten, das Passendste und daher Wirksamste. —

Mit der Sprache eines zärtlich liebenden Vaters; mit der Ueberzeugung, die die Frucht eigener Erfahrung war, machte er sie Alle aufmerksam auf das, was wahren Trost, wahre Ruhe und beseligende Hoffnung am Grabensrande dem Menschen gewähre; bath, dasselbe sich eigen zu machen, und die Ueberzeugung vest zu halten, und in sich zu beleben: „Es ist in keinem Andern das Heil, es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie selig werden können, als der Name Jesu." — „Behalte

was du hast, damit dir Niemand die Krone nehme.“ Bleibe in dem, was du gelernet hast und dir vertrauet ist, sintemal du weist, von wem du gelernet hast„ — das ist's, was er scheidend den Seinen besonders empfahl. Dann reichte er, im Frohgefühle der Unsterblichkeit, durchdrungen von der zweifellosesten Ueberzeugung des Wiedersehens im beßern Vaterlande, die matte Hand zum Abschiede dar; drückte so noch tiefer in die Seele die lieblich erquikenden, stärkenden und tröstenden Worte seines Mundes, und sank dann gewöhnlich, erschöpft, in einen leichten Schlummer dahin. — Erwachte er aus demselben wieder, während man noch an seinem Bette saß: so waren es nur einzelne, abgebrochene Worte, die er noch sprach; er wollte nicht durch mehreres Reden den frühern Eindruck schwächen. —

Sehr weise! Eine Vorstellung verdrängt die andere; viele Vorstellungen zu gleicher Zeit, nützen nichts; eine Einzige, wichtige, unsern Bedürfnißen besonders entsprechende, mit dem Gefühle des Herzens sich sogleich vereinende, haftet hingegen in der Seele, ist in ihr wirksam, und treibt gesegnete Früchte hervor. — Von dieser Ansicht ging der Vollendete immer auch aus bey seinem frühern Unterrichte. — Er schrieb mir Z. B. einst, in einer Rezension einiger Predigten, die ich ihm zur Kritik zusandte, unter Anderm, indem er mir den vorzutragenden Gedanken durch ein Bild aus der Optik klar zu machen suchte: „Man faße mehrere Strahlen in Einen Fokum zusammen; dann entsteht Licht, oder Feuer; und die divergirenden Strahlen breiten sich nachher, jede an ihren Ort wieder aus, und bringen Licht, oder Wärme, oder Feuer überall hin; — und wirklich,“ fährt er dann fort, „der menschliche Geist und das menschliche Herz fassen viel lieber und besser, das Konzent-

rirte, Einzelne und Wenige in der Religion; aber eben, weil es Lichtstrahlen sind, wirkt es dann kräftig, und verbreitet sich segensvoll in der menschlichen Seele." —

Und gewiß, jenes Einzelne, Wenige; jene konzentrirten Lichtstrahlen, welche der Weise sterbend, durch Wort, und Miene, und sein ganzes Benehmen, in die Seelen der ihn Besuchenden hinüberströmen ließ, drangen kraftvoll in dieselben hinein, wirkten segensreich, und haben auf die Meisten bleibenden Eindruk gemacht. —

Tief gerührt, — es traten ihm sogleich wieder Thränen in die Augen, — sagte mir ein Mann, der nicht das Glück hatte des Vollendeten Schüler zu seyn; nicht Gelegenheit hatte, seinen lehrreichen und menschenfreundlichen Umgang oft zu geniessen, ihm jedoch Vieles zu verdanken hatte: „Ich wollte nicht 10 Louisd'or, für das Glück, den Herrn Antistes noch Einmal gesehen und gesprochen zu haben; da kann man etwas lernen; da kann man sich ermuntern und stärken; so zu sterben, ist eine wahre Freude!" — O, eine lebendige Vergegeuwärtigung jener Augenblicke, Ihr Theuren Alle! als Ihr am Bette Eures scheidenden Lehrers und Freundes saßet, wird jenes Licht jedesmal auf's Neue in Euch beleben, und es wird sich dann in Eurem Tugend-Kampfe stärkend, in Euern Prüfungen und Leiden tröstend, in Euern Bekümmernißen beruhigend, und in Euerm eigenen Tode erquikend und beseligend in Euch wirksam beweisen. —

Allmälig machte es die zunehmende Schwäche dem Kranken unmöglich, seine Gedanken so anhaltend auf die ihm stets wichtigen und großen Gegenstände der Ewigkeit, zu heften, wie er wünschte. Dieß wollte ihm Mühe machen; er meinte, so nahe beym Uebergang ins bessere Leben, sollte der Geist von jenen höhern Gegenständen nicht so leicht

wieder zurück kehren zu den Dingen, die nur dem Staube angehören. — Als er an einer Nacht besonders unruhig war, und über allzugroße Zerstreutheit klagte, ließ er sich einige Male ein Lied, oder einen Psalm vorlesen, um seinen Gedanken und Empfindungen eine höhere und heiligere Richtung zu geben. — Welch stete Selbstbeobachtung; welch immerwährende Aufmerksamkeit auf das Spiel der wechselnden Vorstellungen seiner Seele; und welch ernster, vester Wille, sich von Allem frey zu machen, was sich an einem, nach Gottes Ebenbilde verklärten Geiste, nicht finden darf, — sezt dieses Benehmen voraus! —

Der Vollendete war überhaupt in seiner Krankheit, wie in seinem frühern Leben, sehr genau und streng mit sich selbst. Er gehörte gar nicht zu Jenen, welche, ihre Unvollkommenheiten übersehend, hauptsächlich an das Gute nur gedenken, das sie zu besitzen, oder gewirkt zu haben, glauben. — Er war in Allem ein Christ. Wie sollte ihm gefehlt haben, des Christen wesentlichste Eigenschaft, die vernünftige Demuth? Aus Gnaden seyd ihr selig worden, durch den Glauben, und dasselbige nicht aus Euch; es ist Gottes Gabe; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme. Von dieser Aeußerung des Apostels und ihrer göttlichen Wahrheit, war der Selige so durchdrungen und überzeugt, daß er oft voll Herzlichkeit äußerte, wenn man etwa ein Wort von dem vielen Guten sprechen wollte, das er wirkte: Gottes Gnade in seinem Sohne nur, sey es, die ihn froh und heiter mache, und mit beseligenden Hoffnungen seine Seele erfülle; auf seine Tugend, auf seine gewirkten guten Handlungen könne er sich nicht verlassen; diese seyen viel zu unvollkommen. „Und, setzte er dann hinzu, wenn wir auch Alles gethan hätten, was uns zu

thun befohlen war: so müßten wir sprechen: Wir sind unnütze Knechte; denn wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren." — „Sie selbst, sagte er rührend und ernst zu mir, und Alle, Alle werden es einst erfahren, daß das bloße Andenken an unsre Rechtschaffenheit und an unsre guten Thaten, so wohlthuend und erfreuend es auch ist, in dem entscheidenden Zeitpunkte, in dem ich mich jezt befinde, nicht genügt; da, wo es um den wichtigen Schritt in die Ewigkeit zu thun ist, bedürfen wir noch mehr; aus der Ueberzeugung quillt Kraft, Muth, Ruhe, Heiterkeit und frohe Hoffnung uns zu, daß wir in Gott einen, durch Jesum Christum versöhnten, und gnädigen Vater haben; und aus der beglückenden Beschaffenheit unsers Geistes, vermittelst deren wir mit zweifelloser Zuversicht sprechen können: Ich weiß an wen ich glaube, und bin gewiß, daß er mir meine Beylage bewahren kann, bis an jenen Tag." —

Es war den 24ten Oktober, als ich ihn besuchte. Glücklicher Weise traf ich eben einen Zeitpunkt, in welchem er im Stande war, ziemlich anhaltend zu sprechen, obschon er wegen Schwäche, und heftigem Schmerz, den die geringste Bewegung ihm verursachte, sich selbst kaum eine Linie aus seiner Lage bringen konnte. O, wie tief schnitt es mir zu Herzen, wenn ich bisweilen in seinen veränderten Gesichtszügen, die mit Gewalt unterdrückten Gefühle des Schmerzens wahrnahm, und er dann mit der gelassensten Ergebenheit sagte: Jezt sey seine Lage wieder erträglich; aber vor einigen Tagen habe der Schmerz so heftig gewüthet, daß er wiederhohlt geflehet habe: Herr! Herr! hast du vergessen, daß ich ein schwaches Menschenkind bin? —

Unvergeßlich bleiben mir die Augenblicke, die ich an seinem Sterbebette zubrachte; unvergeßlich die väterlichen

Erinnerungen, Winke und Räthe, die er mir noch gab; unvergeßlich der Segen, den er über mich, mit matter Stimme, noch aussprach, als wollte er zum zweyten Male die Weihe zum christlichen Predigtamte mir geben, das ich nächst Gott, Ihm, Ihm vorzüglich verdanke. — Ich will, wenn ich einst bey unserm Oberhirten seyn werde, für Sie bitten, verhieß er mir, indem er die Hand mir reichte, daß er Sie durch seinen Geist immer tüchtiger mache zu Ihrem Amte; Sie stärke, für Ihn, für sein Reich, für das Heil seiner Bekenner, die er Ihrer Leitung anvertraut, recht Vieles zu wirken. Vergessen Sie meiner nicht; ich werde auch in der Ewigkeit an Sie gedenken, und dort finden wir uns wieder!

Wie tief durchdrangen diese Worte des sterbenden Freundes und Wohlthäters meine Seele; wie schmerzhaft war es mir, ihm die Hand zum Abschiede zu reichen — ihm, in dessen Schooß ich jederzeit, wie ein Sohn dem Vater, mein Herz ausschütten, und, bey dem ich, so oft ich's bedurfte, weisen Rath und gütige Hülfe holen konnte. Was sollte ich sagen? Welches der sich drängenden Gefühle zuerst äußern? Es fehlten mir die Worte zum Ausdrucke meiner Empfindungen. — Doch, der Liebende verstand mich; noch einmal reichte er mir die zitternde Hand; noch einmal erquikte mich sein heiterer Blick, der die Ueberzeugung in mir belebte: Wir sehen uns wieder! Ich verließ ihn nun, gewiß, ihn erst dann wieder zu sehen, wann auch ich durch den Tod zum neuen Leben werde geboren seyn. Mein Körper kehrte nach Güttingen zurück; aber der Geist verweilte stets am Kranken- und Sterbebette meines scheidenden Wohlthäters, der mit der Liebe eines Vaters mich stets liebte.

Nein! nie werde ich Dich, Verklärter! vergessen; Dein Bild soll meinem Geiste oft vorschweben; es soll mich ermuntern und stärken, treu zu seyn in dem Amte, das Gott durch Dich mir gab; und im Himmel, wo des Dankes und der Liebe Gefühle reiner und feuriger sind, will ich Dir einst vollkommner verdanken das Gute, das du mir erwiesen hast — und zum Ewigen flehe ich jezt: Vergilt, vergilt Du ihm die Liebe, die er mir erzeigte, und laß ihm auch hierinn fließen eine Quelle unverwelklicher, seliger Freuden!

Man verzeihe mir diese Abschweifung. Hätte ich gewaltsam unterdrücken sollen, die Gefühle meines bewegten Herzens?! —

Von diesem Tage an sprach der Kranke nur selten noch und wenig; den größten Theil der Zeit schlummerte, bisweilen fieberte er. — Was war natürlicher, als daß sein Geist in solchen Augenblicken sich vorzüglich mit dem beschäftigte, was in gesunden Tagen seine Lieblingsbeschäftigung war? Er wollte predigen; den Kindern Unterricht ertheilen; seinen Freunden Briefe schreiben. — Einst, als er in einem solchen Schlummer lag, hob er plötzlich seine Hand empor, als wollte er etwas umfassen, mit den Worten: „Schon reicht mir Jesus seine Hand!“ Sein Geist verweilte also schon in höhern Welten; er dachte sich mit der größten Lebhaftigkeit der vestesten Glaubenszuversicht den, der hingegangen ist in seines Vaters Hause, den Seinen daselbst selige Wohnungen zu bereiten, mit der Versicherung, sie einst in dieselben hinzuführen. —

So kämpfte er, mit stets gleicher Geduld und Ergebung, noch einige Tage durch. — Einige Male sagte er, nachdem er aus einem Schlummer erwacht war: Noch bin

ich da! ach, Herr! wie so lange! Doch, der Tag neigt sich; es wird bald besser werden. —

Dieser Gedanke ans Besserwerden, an die nahe Vergeltung; der Glaube an Gottes Weisheit und Güte, der nicht länger kämpfen läßt, als es zu unsrer Wohlfahrt nöthig ist, und die veste Ueberzeugung, daß die Leiden dieser Zeit nicht werth seyen der Herrlichkeit, die dort an uns geoffenbaret werden soll, machten ihn stark, mit kindlich gelassenem Sinne auszuharren, bis zu jenem beglückenden Augenblick, wo der Geist siegend, frey sich erhebend vom Staube der Erde, den seligen Gedanken denken kann: Es ist vollbracht!

Den 1ten November, Morgens 4 Uhr, trat jener beglückende Augenblick für den christlich standhaften Dulder ein. Des Morgens vorher, früh um 6 Uhr, sagte er nur noch: „Ich fühle mich heute viel schwächer als gestern,“ und erwiederte auf die Antwort: Sie kommen gewiß bald ins beßere Leben! nur: „Ach! wills Gott!“ trank noch ein wenig, und schlummerte dann ein, um für dieses Leben nie mehr zu erwachen. Ein anderes Zeichen des Lebens, als das Athemhohlen, das bisweilen sehr schwer und bange war, gab er seit diesem Augenblicke keins mehr von sich. Schon schien der Geist den Körper verlassen zu haben, und hingegangen zu seyn, in die himmlischen Wohnungen der Vollendeten. Zwey und zwanzig Stunden später, stand der Athem stille, schlief der, durch mancherley Beschwerden und Leiden gedrückte Körper ein zur sanften Ruhe des kühlen Grabes; und nun entschwang sich die entkörperte Seele vollends der Erde, zu sammeln im vollkommnern Hause des himmlischen Vaters, eine unaussprechlich selige und reichliche Ernte; denn Jesu Evangelium verheißt ja: Wer reich-

lich säet, wird reichlich einst ernten; und wer säete reichlicher, als der Vollendete? Mit derselben frohen Ueberzeugung, mit welcher der Apostel einst die Erde verließ, konnte auch Er von uns scheiden: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben gehalten; hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage geben wird; nicht mir allein, sondern allen, die seine Erscheinung lieb haben.“

Die Achtung, das Zutrauen und die Liebe, die er allgemein unter seinen Mitbürgern, und bey Allen genoß, die in näherer Berührung mit ihm standen; die innige, herzliche Theilnahme an seiner Krankheit; die Wehmuth und Trauer, von welcher so Viele bey der Nachricht, von seinem Tode ergriffen wurden; die Rührung, mit welcher Alle, von den hohen Gliedern der Regierung an, bis zu den niedrigsten Bürgern herab, am Tage der Begräbniß, den 5. Nov. in feyerlicher Stille seinem Sarge folgten; die Thränen, die an seinem Grabe flossen, die wehmuthsvoll auf's Neue die Augen füllten, als in der heil. Halle des Tempels, tief bewegt und innigst gerührt, der würdige Redner vom Entschlummerten sprach, — dieß Alles spricht nachdrücklicher den Verlurst aus, welchen die Stadt St. Gallen, und ein großer Theil des Kantons, durch den Tod dieses Edlen erlitten hat, als es die geschikteste Feder zu thun im Stande wäre. —

Sein Andenken wird daher in den Seelen sehr Vieler nie auslöschen; und das Andenken an ihn muß jederzeit segensvoll auf uns wirken. —

Stellen wir ihn uns vor, lebend und wirkend auf Erde: uns glänzt überall aus seinem Leben, aus allen Ver-

hältnissen in denen er wirkte, ein kräftig ermunterndes Beyspiel entgegen, der Besonnenheit, der Weisheit, der emsigsten, gewissenhaftigsten und segensreichsten Thätigkeit, der wohlwollendsten Güte und Liebe, des reinsten, eifrigsten Christenthums. — Oder wir erheben, beym Andenken an ihn, unsern Geist in jene himmlischen Höhen empor, wo er nun selig lebt und wirkt; wir denken uns ihn dort im Kreise der Weisen, Edlen, Guten, die aus allen Zeiten und Völkern, zu höherm Wirken, zu seligerm Genuße sich dorthin versammelt haben, und vereint mit den Theuren, mit denen er auf Erde einst verbunden war; wir denken uns ihn dort, als einen treuen, guten Hirten belohnt, belohnt auch für das, was er an uns that, nach dem Sinne jener prophetischen Aeußerung: „Sie (die Lehrer) werden leuchten wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne Gottes, immer und ewig.“ Wir denken uns, daß er auch dort seine Liebe zu uns, in erhöhterem Grade, beybehalte, und nicht aufgehört habe unser Glück zu wünschen, und für dasselbe vor dem Ewigen zu flehen; daß, schließt auch unser Aug einst im Tode sich, er uns dann empfange in den Gefilden der Ewigkeit, und unsre Verbindung mit ihm auf's Neue, für unendliche Dauer sich knüpfe: wie wohlthuend muß diese Erhebung unsers Geistes, zum Andenken an den Vollendeten, auf uns wirken; wie sanft uns rühren, wie lieblich uns erquiken, wie mächtig uns ermuntern, so weise, so gut, so segensreich für Andere, so treue und eifrige Freunde und Verehrer Gottes und Jesu zu seyn, wie Er es war, damit wir nicht vergebens wünschen, sondern uns einst der Erfüllung des Wunsches freuen können:

„Meine Seele müsse sterben des Todes

dieses Gerechten, und mein Ende sey wie sein Ende!

Ich könnte hier nun füglich schließen, und nur noch des Seligen Abschieds-Worte beyfügen; denn Vieles ist von ihm selbst gesagt, in seiner Lebensbeschreibung; Vieles in den beyden Leichen-Predigten von den Herrn Professoren Fels und Rothmund, und in dem Nachhalle unsrer Gedanken und Empfindungen u. s w. von Herrn Professor Scheitli, so daß der vorzügliche Mann aus diesem Allem ziemlich vollständig und richtig sollte erkannt werden können, nnd deßnahen ein ferneres Wort von mir überflüssig seyn dürfte. — Allein, es ist offenbar, daß die Bescheidenheit des Hingegangenen ihn abgehalten hat, Manches zu sagen, was gesagt werden mußte, um ihn ganz kennen zu lernen: dieses Manche findet sich also nur in einzelnen Pieces; und ich denke, wer die Lebensbeschreibung besizt, wünscht vielleicht doch in derselben das Ganze, die möglichst vollständige Darstellung des Unvergeßlichen zu haben. — Dieß bestimmt mich, noch Einiges, mit theilweiser Benutzung dessen, was von weit geschikterer Hand bereits schon geschrieben ist, beyzufügen, sammelnd und vereinigend die gegebenen Züge, zu einem möglichst getreuen Bilde des nun Verklärten.

Ich zeichne ihn erstens als Mensch, seinem Körper, seiner Seele und seiner Moralität nach. —

Es geben uns zwar einige wohl gelungene Portraits, in körperlicher Hinsicht, sein Bild möglichst befriedigend; besonders die beyden von Herrn Diog in Rapperschweil, im Jahr 1795, und das von Herrn Lips in Zürich, im Jahr 1813 verfertigte. Die Erstern in großem Format und in Oehl gemahlt, stellen uns den Vollendeten in seinem 50sten Lebensjahre, in pfarramtlicher Kleidung dar, eine Litur-

gie in der einen Hand haltend. — Eins von diesen findet sich auf der Stadtbibliothek zu St. Gallen, wo die Bildnisse vieler wichtiger, um die Stadt verdienter Männer, geist- und weltlichen Standes, gesammelt sind. — Das Andere, ein Kupferstich, in groß Oktav, bildet uns ihn, in seinem 68sten Jahre, in gewöhnlicher Bürger-Kleidung. — Allein, so vortrefflich beyde Arbeiten sind, so treu sie uns das Bild des Entschwundenen geben: so fehlen doch noch manche Züge, um ein vollendetes Bild von ihm, dem Körper nach zu haben. Welcher Künstler könnte Alle Züge geben! Mann kann ja nur das Aeussere, und nur die Züge des Gesichtes, die sich im Momente des Entwerfens darstellen, im Portraite geben. Die Feder kann mehr; sie kann das Aeussere und Innere, Bewegung und Ruhe, Wirken und Leiden, Stärke und Schwäche des Körpers zeichnen, und zeigen, was zu seiner Erhaltung und Stärkung mehr oder weniger wohlthätigen Einfluß gehabt habe. Es versuche es nun auch meine Feder, in dieser Rücksicht ein Bild von unserm vollendeten Geliebten zu entwerfen. —

Seine Gestalt war hager und von mittlerer Größe; sein Gang gebückt, mit gesenktem Haupte, und um körperlicher Gebrechen willen, langsam. — Seine breite Stirn, seine hohe, gebogene Nase, sein lebhaftes, etwas kleines und tiefliegendes Aug, sprachen unverkennbar eine große, thätige Seele aus, so wie die Züge seines länglichten Gesichtes, auf die angenehmste Weise, Freundlichkeit und Ernst, Milde und Strenge im gefälligsten Verhältnisse ausdrückten, daher geeignet waren, lieblich zu fesseln, Achtung und Zutrauen einzuflößen. — Seine Stimme war leise, ein wenig dumpf; die Aussprache langsam, gedehnt, bisweilen etwas schleppend und durch die Nase tönend, indessen

doch, um der, dem Inhalte jedes Gedankens, den er aussprach, sehr anpassenden Modulation willen, äußerst angenehm. —

Sein Körper war von Natur ein wenig schwächlich, und in der Folge ziemlich gebrechlich. Allein, es zeigte sich bey ihm auffallend, wie viel eine vernünftige körperliche Erziehung, und eine stete vernünftige Pflege des Körpers, für seine Erhaltung und Stärkung zu wirken vermöge. — „Meine Erziehung", erinnert er selbst in seiner Lebensbeschreibung, „gränzte mehr ans Strenge, als an das so schädliche Gelinde und Verzärtelnde." Es gehörte damals noch zum Tone der Erziehung, uud es war Grundsatz seines sel. Vaters, die Kinder auf keine Weise zu verzärteln, sie vielmehr fähig zu machen, sich in jede Lage schicken, und in jeder Lage zufrieden seyn zu können.

Des Vollendeten körperliche Erziehung, war daher in jeder Rücksicht äußerst einfach. — Was er bedurfte, wurde ihm freudig und in hinlänglichem Maße gereicht; aber das Ueberflüßige, das Unnöthige mußte er als Kind schonentbehren lernen, und es wurde immer sorgfältig für Gelegenheit gesorgt, seinem Körper Bewegung und Arbeit zu geben. So wurde bey seinem Aufwachsen der Grund zu größerer Dauerhaftigkeit seines Körpers gelegt, und er sorgte mit gleicher Weisheit sein ganzes Leben hindurch für dieselbe. — Fortwährend blieb er in seiner Lebensart ganz einfach; er schloß sich in derselben, so viel er konnte, an die Sitten seiner Eltern und ihrer Zeitgenossen, und an die Einfachheit der Natur an. Die Entfernung von dieser hielt er sowohl für zuwider der Bestimmung des Menschen, da die Bedürfnisse des Körpers, und mit ihnen die Hindernisse für den aufstrebenden, nach Vollkommenheit ringenden

Geist mit jedem Grade jener Entfernung sich mehren, — als auch für höchst gefährlich der körperlichen Gesundheit und Stärke. Er legte es daher stets weise darauf an, diese zu erhöhen, und seinen Körper abzuhärten, um ja in geistiger Wirksamkeit nie desselben Sklave zu werden. Bis in die lezten wenigen Jahre seines Lebens, ging er fast alle Wochen eine Stunde Holz zu spalten, und wusch, als er nicht mehr gehen konnte, sich in der Sitter zu baden, seinen Körper bisweilen mit kaltem Wasser. —

Dieser hätte unstreitig, bey seiner von Natur etwas schwächlichen Konstruktion, bey seiner Gebrechlichkeit, und den heftigen Krankheiten, die zu verschiedenen Malen ihn trafen, viel früher ins Grab sinken müßen, wenn nicht so weise für seine Stärkung und Erhaltung gesorgt worden wäre. So aber gelang es dem Hingegangenen, seinen gebrechlichen Körper nicht nur auf eine hohe Stufe des menschlichen Alters zu bringen, sondern sich sogar glücklich in demselben zu fühlen, und ihn von tausend Uebeln unabhängig zu machen, über die so viele Andere jammern. Er mußte z. B., die lezten 2 Jahre seiner Krankheit ausgenommen, nie auf die Verschiedenheit der Speisen, die er genoß, Rücksicht nehmen, und von dieser oder jener befürchten, sie möchte ihm schaden; auch empfand er von dem Einfluße der wechselnden Witterung nichts, wenn Andere über ihre gefährliche Einwirkung auf ihren Körper klagten, sich in die Zimmer einschlossen, und ängstlich vor dem Anhauche des Windes sich verwahrten. —

Möchte der Vollendete in seiner einfachen Lebensweise, und in der Art seinen Körper zu pflegen, viele Nachahmer finden, wenn es gleich nicht mit dem Tone der Zeit ganz übereinstimmt! Man kann sich der Einfachheit der Natur

nähern, ohne sich eben, wie einst Diogenes, ganz zum Sonderling zu machen. — Und ist es nicht sogar eine Ehre, ein solcher zu heißen, wenn man die Weisesten aller Zeiten und Völker auf seiner Seite hat? —

Im Körper des Vollendeten wohnte eine große Seele, mit den herrlichsten Anlagen und Kräften, die in der Jugend schon möglichst zweckmäßig entwikelt, und fortwährend von ihm methodisch geübt, zu höherm Grade der Vollendung erhoben wurden. — Lebhaft, bisweilen feurig war seine Einbildungskraft; und das Vermögen zu dichten, auszumahlen, zu ergänzen, die Phantasie, bewies sich bey ihm in hohem Grade wirksam. Daher fehlte es ihm nie an lieblichen Bildern; darum konnte er jede Erzählung so lebhaft und anziehend machen, sich selbst und Andere so natürlich und leicht durch Jahrhunderte hindurch an die Orte, in die Zeiten und in die Lagen der Personen hinführen, von denen er erzählte. Doch stand seine Einbildungskraft und seine Phantasie, mit den übrigen Seelenkräften in richtigem Verhältnisse, sie unterstützte und belebte die Wirksamkeit der übrigen, ohne sie irre zu leiten, und gab dem Trocknen des Verstandes den nöthigen Saft. Sein Gedächtniß war schnell, leicht und treu zugleich; aber er sorgte frühe schon dafür, es leicht und treu zu machen. Er nannte es: eine Vorrathskammer, die man recht reichlich mit allerley nützlichen Sachen anfüllen müße, um zu jeder Zeit aus ihr herausnehmen zu können, was man bedürfe. Fortgesezt sammelte er immer noch zu dem Vielen, das er schon früher gesammelt hatte, und mit Leichtigkeit eignete er sich in seinem Alter noch Alles an. Dabey kam ihm eine umfassende und scharfe Wahrnehmungsfähigkeit sehr zu statten. Auch hatte er glücklicher Weise einen guten Schlüssel, jene

Vorrathskammer aufzuschliessen, eine schnelle Erinnerungskraft. Augenblicklich konnte er sich besinnen an das, was gerade nöthig war; augenblicklich konnte er aus seinem grossen Vorrathe herausnehmen, was er bedurfte, und aus der Menge des verwandten Stoffes, wählte er jedesmal das Beste, das Zweckmäßigste. Sein Scharfsinn unterschied genau und glücklich; sein feiner Witz bemerkte bald die verborgensten Aehnlichkeiten, und seine Urtheilskraft urtheilte richtig. — In seltenem Grade war seinem Verstande das Bestreben eigen, deutlich zu sehen, Alles zu verstehen; er ging gewiß nie von einem Gegenstande, der ihm wichtig schien, hinweg, ohne ihn gründlich durchdacht, ganz verstanden und scharf geprüft zu haben. Wie in Fächer, war in seinem Kopfe die Menge des verschiedenartigen Stoffes geordnet. Die Vernunft, die er den praktischen Verstand nannte, der das Erkannte, Begriffene, am rechten Orte, zu rechter Zeit, auf die rechte Weise anwende, ward ihm in reichlichem Maße zu Theil. Wie geschikt, wie zweckmässig wußte er Alles, was er erfuhr und erkannte, auf sich und Andere anzuwenden! — Seine Schlüsse waren konsequent und streng, und mit der größten Gewandtheit und Leichtigkeit führte er, durch eine Reihe von Schlüssen, Gedanken zu ihren entferntesten Folgen durch. Dieß erleichterte ihm sehr das Streben, jeder Erkenntniß den möglichst hohen Grad von Vollkommenheit zu geben, und forschend vom Niedern, durchs Höhere, zum Höchsten empor zu steigen. —

In seiner Natur regten sich starke Triebe, die bey einer unweisen und unglücklichen Erziehung ihm sehr gefährlich geworden wären, und in verderbliche Leidenschaften hätten ausarten müßen. — Durch die gute Richtung aber die ihnen bey ihrer Entwiklung gegeben wurde; durch ihre nachherige

stete Unterwerfung unter die Aufsicht der Vernunft, so wie durch ihre Leitung bey ihren Aeußerungen, durch das herrschende religiöse und moralische Gefühl, wirkten sie von seiner Jugend an bis ins Alter stets als äußerst wohlthätige Kräfte in seiner Natur, und erleichterten ihm mächtig das Werden dessen, was er geworden ist. — Er sagte mir wiederholt, er habe den Trieben und Leidenschaften, die in seiner Jugend stark gewesen seyen, Vieles zu verdanken. Sie haben ihm zwar manchen harten Kampf bereitet; aber gerade dadurch ihn gestärkt, und ihn mächtig angetrieben, sich in jeder Rücksicht immer weiter empor zu arbeiten, und muthig sich durch alle Schwierigkeiten hindurch zu schlagen. —

Dabey hatte er ein äußerst gefühlvolles Herz. — Alles, Angenehmes und Unangenehmes, machte schnellen und starken Eindruck auf ihn. — Er konnte leicht zum Mitleid, zur Trauer und zur Freude gestimmt, leicht bis zu Thränen gerührt werden. — Es zog ihn daher auch Alles, was geeignet ist, Gefühle zu beleben und zu unterhalten, leicht an. War er gleich selbst weder Musiker, noch Poet: so hatte er doch für die Produkte Beyder sehr viel Sinn. Mit inniger Freude hörte er einen guten Gesang an, und fühlte sich dadurch sehr erquikt und entzükt, und die Werke guter Dichter blieben bis ins Alter seine Lieblingslektüre, die er geflißentlich besonders jedem empfahl, der öffentich reden, und durch Reden Gefühle beleben soll

Daß sich seine, leicht zu belebenden Gefühle, bisweilen zu Affekten steigerten, ist ganz natürlich; aber selbst diese konnten ihn nicht hinreissen. Man sah dann wohl, daß sein Gemüth in Bewegung war; aber diese Bewegung war kein Sturm, der wild ausbrach, und Alles mit sich fortriß, oder gewaltsam erschütterte. Seine Affekten waren ge-

regelt, und was er auch etwa, von ihnen getrieben, sprach oder wirkte, war immer besonnen, überlegt und mit Sanftmuth verbunden. — Daher kam es, daß er in seinem Benehmen stets, unter allen Erfahrungen, Geschäften, und selbst unter Leiden, sich immer gleich blieb. Er hatte von Natur ein frohes, heiteres Gemüth, ähnlich einem stillen, ruhigen und heitern See, dessen Anmuth und Schönheit durch bisweilige Bewegungen nur erhöhet wird, und er sorgte immer dafür, stets die gleiche Gemüthsstimmung zu behalten. — Seine Krankheit in den letzten Jahren seines Lebens, würde zwar in dieser Rücksicht nachtheilig auf ihn gewirkt haben, wenn er nicht aus Grundsatz sich von jeher bemüht hätte, Gleichmüthigkeit in möglichst hohem Grade zu besitzen. —

Bey einer solchen Beschaffenheit seines Körpers und seiner Seele, wurde sein Temperament ein äusserst glückliches; und zum Theil eben deßwegen; doch wohl noch mehr durch die Angewöhnung, nach Ueberlegung und Grundsätzen zu wollen und zu handeln, und durch vielseitige Erfahrungen, bildete sich sein Charakter zu einem entschlossenen und vesten. Er überlegte, und entschloß sich dann bald. Wozu er sich aber entschlossen hatte, das mußte ausgeführt werden, und von einem gesprochenen Worte war er nicht leicht zurück zu bringen.

Dieß führt mich zur Zeichnung seiner moralischen Seite, einer Seite, welche besonders geeignet ist, tiefe Achtung gegen den Vollendeten einzuflößen; und ich kann mich des Wunsches nicht erwehren, daß ihn in dieser Rücksicht recht Viele zum Muster wählen und nachahmen möchten! Sein Wille, stark und vest, nie ein Spiel augenblicklicher Eindrücke, oder aufgeregter Gefühle und Leidenschaften, folgte

stets der Stimme der Vernunft und des Gewissens. In dieser Stimme erkannte er den Willen der Gottheit, das heilige Gebot der Pflicht, das in jedes Menschen Natur gelegt ist, ohne sich jedoch stark darüber zu bekümmern, in welcher Form dieses Gebot ausgedrückt werden müße. Ihm war es ausgemacht, daß durchaus Alles in der Menschennatur diesem hohen Gebote der Vernunft nachgesetzt; alle Triebe, Neigungen, Bestrebungen derselben, ihm untergeordnet, und durch dasselbe geleitet werden müßen. Doch, davon wird wohl Jedermann überzeugt seyn! Aber ein Anderes ist es, von etwas überzeugt seyn, und ein Anderes, der Ueberzeugung gemäß handeln. Der Vollendete vereinigte Beydes bey sich. Er scheute nicht den oft schweren Kampf, der zwischen Körper und Geist in unserer Natur bisweilen entsteht; und durch stetes Achten auf die Stimme seiner Vernunft, durch Belebung seines moralischen Gefühles, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch standhaftes Kämpfen, namentlich in den Augenblicken, als das Fleisch, wie der Apostel sich ausdrückt, besonders wider den Geist gelüstete, als die Triebe, Neigungen und Wünsche der sinnlichen Natur, eine, jenem heiligen Pflichtgebote entgegengesetzte Richtung nehmen wollten, brachte er es allmählig dahin, daß die Vernunft stets gebot, der Wille ihr gerne folgte, und alle Kräfte seiner Natur sich willig gebrauchen ließen, zur Ausführung dessen, was vernünftig, gut und pflichtmäßig war. Alles in seiner Natur nahm allmählig eine moralische Richtung an; es gewöhnte sich in ihr, das Niedere dem Höheren, das Sinnliche dem Geistigen, das Menschliche dem Göttlichen zu folgen.

In seltenem Grade erkämpfte der Selige sich die Tugend der Selbstbeherrschung. Er war seiner selbst ganz

mächtig; weder sein Körper, noch das, was in der Sinnenwelt auf ihn wirkte, konnte seinen freyen Willen feßeln, und weder im Kleinen noch Großen zu einer Wahl bestimmen, welche die Vernunft nicht ganz gebilligt hätte; er gebrauchte vielmehr alle innern und äußern Kräfte des Körpers, ganz nach Belieben für die hohen Zwecke seiner Seele. Er versagte sich Alles, was nicht mit der Pflicht bestehen konnte, und es machte ihm keine Mühe zu entbehren, was die Vernunft zu entbehren für gut hielt. Wie den Trieben des Körpers, so befahl er, was noch schwerer ist, den Gefühlen, selbst den Affekten seiner Seele, und er hatte es so weit gebracht, daß es vollkommen bey ihm stand, diese in dem Grade auffer sich wirksam werden zu lassen, in welchem er wollte. Die Wünsche seiner Seele und die Bedürfnisse seines Körpers befriedigte er jederzeit ganz frey, wann und wie er wollte. Er wollte nicht dem Körper, dieser, und was ihn betraf, mußte ihm angehören. Er entsprach daher den Forderungen seiner sinnlichen Natur erst, wann den Forderungen der Pflicht Genüge geleistet war. Dann erholte er sich, und erwies auch dem Körper die ihm gebührende Ehre; dann genoß er als Mensch auch menschliche Freuden; aber auch in ihrem Genuße blieb er sich immer gleich; der gleiche besonnene, nach vesten Grundsätzen handelnde, seiner selbst vollkommen mächtige Tugendfreund.

Ohne anhaltendes und standhaftes Kämpfen konnte er diese ehrenvolle Herrschaft über sich selbst nicht erlangen. Er war auch Mensch. Und in den starken Trieben seiner Natur; in den so leicht zu Affekten sich belebenden Gefühlen; in den Bedürfnissen seines Körpers; in dem natürlichen Hange desselben zur Gemächlichkeit und Ruhe; in den Verbindungen mit der Aussenwelt, lagen für ihn eine Menge Hinder-

nisse, Lockungen, unzählbare Ursachen zu harten Kämpfen. Aber er kämpfte; er kämpfte so lange, bis seine Vernunft völlige Oberherrschaft über den Körper gewonnen hatte.

O, diese edle Selbstbeherrschung, vermittelst deren der Mensch sich ganz frey zum Genießen oder Entbehren, zum Wirken oder Leiden dessen mit Vestigkeit bestimmen kann, was jedesmal das Beste, Pflichtmäßigste ist: wie groß, wie ehrwürdig macht sie den, der sie erkämpft hat; wie erhebt sie ihn immer höher zur beglückenden Unabhängigkeit von der Sinnenwelt. — Sie begründet am meisten vernünftige Selbstachtung; flößt Achtung und Ehrfurcht Andern ein, und bringt der Gottheit uns näher!

Jedesmal den Gefühlen, Wünschen, Trieben und Leidenschaften unserer Natur nachgeben, ihnen, ohne Rücksicht auf das heilige Gebot der Pflicht, entsprechen, ist wahrlich nichts Großes; der elendeste, erbärmlichste der Sterblichen kann dieß ja thun, wenn ihm übrigens die Mittel dazu nicht fehlen. Groß ist nur, wer seiner selbst mächtig ist, wer sich jederzeit nach vernünftigen, vesten Grundsätzen beherrscht. Nach dieser Größe strebten alle weisen und ausgezeichneten Männer aller Zeiten; nach dieser Größe strebte unser geliebte Vollendete; und er ist hierin hoch gestiegen; nach dieser Größe strebt fortwährend jeder Weise und Edle!

Bewunderungswürdig war des Vollendeten Thätigkeit. — Er sagte in einer seiner Synodalreden: „Leben und Wirken sind dem verdienstvollen Geistlichen gleich bedeutende Worte.“ Sie waren es ihm ganz. Seine emsige Thätigkeit fiel zwar nicht so sehr in die Augen. Er drängte sich mit seinem Wirken nicht hervor; er liebte die Stille. Aber in der Stille, in seinem Wirkungskreise, in dem er als Lehrer, Beamteter und Freund stand, wirkte er mit einer seltenen

Unverdroßenheit. Nichts war ihm verhaßter, als Unthätigkeit und Trägheit; nichts schmerzte ihn mehr, als wenn er etwa durch Unpäßlichkeit in seiner emsigen Thätigkeit gehindert wurde. Arbeitsamkeit ist ihm zur andern Natur geworden.

Die Leser erinnern sich, daß er frühe schon angefangen hat, ein Tagebuch zu schreiben, und daß er dasselbe anfangs absichtlich sehr weitläufig machte. Es ist zum Erstaunen, mit welch anhaltender, und geregelter Anstrengung er als Studirender gearbeitet hat. Was er vom Morgen früh, bis Abend spät, in jeder Stunde gelesen, geschrieben, gethan hatte, hat er mehrere Jahre hindurch niedergeschrieben; er hatte, in Hinsicht auf seine Studienjahre, wenigstens in Beziehung auf seine Thätigkeit, nicht Ursache zu wünschen: O mihi Jupiter, si præteritos referat annos! In Frankfurt mußte er zum Theil seine rastlose Thätigkeit fortsetzen; er mußte sich selbst, was jeder gewissenhafte, treue Lehrer thun wird, immer umfassender und gründlicher in die zu lehrenden Gegenstände hineinarbeiten; und sich als wissenschaftlicher und praktischer Theolog fortzubilden, erforderte auch Anstrengung und Zeit. Kaum war er dann in seine Vaterstadt zurückgekehrt, so wurde er schon mit Geschäften beynahe überladen, und hernach strömten ihm derselben in jedem amtlichen Verhältnisse, in das er in der Folge kam, in Menge zu. Und wenn bey seiner geordneten, emsigen und gelingenden Thätigkeit, die Geschäfte seiner Beamtungen nicht alle Zeit ausfüllten: so füllte er sie aus mit freygewählten Beschäftigungen, zum Segen seiner Gemeinde überhaupt, besonders zum Segen der Jugend, an der er so viele Jahre hindurch mit der herzlichsten Freude, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit, mit unermüdetem Fleiße arbei-

tete. Sogar in seinen spätern Jahren, bey oft ziemlichen Beschwerden, brauchte es machmal sehr viel, ihn zu bestimmen, eine Lehrstunde für Kinder einzustellen. „Ich muß wirken, so lange es Tag ist“, war sein Grundsatz, und diesem blieb er auch stets getreu; es verfloß ihm das ganze Jahr hindurch gewiß keine Stunde des Tages, ohne irgend etwas in ihr gewirkt zu haben. — Fortgesetzt, selbst in seinem höhern Alter, verließ er bey längerer Tageszeit, um fünf, spätestens halb sechs Uhr sein Bett; frühstückte bald darauf, und ging dann an seine täglichen Geschäfte, die er bis Mittag zwölf Uhr ununterbrochen und emsig verrichtete, um halb zwey Uhr wieder begann, und mit gleicher Emsigkeit bis acht Uhr fortsetzte; dann nur eine Stunde unterbrach, und hernach wieder zu arbeiten anfing. Er hatte die Güte, als ich bey ihm war, nach dem Nachtessen, entweder lateinisch, griechisch, oder hebräisch mit mir zu lesen; nachher noch Einiges aus seinen mancherley Erfahrungen zu erzählen, und so wurde es gewöhnlich eilf Uhr, ehe wir uns trennten, und oft sah ich beym Weggehen, ihn noch eine Schrift zur Hand nehmen. In seinen frühern Jahren war seine Anstrengung anhaltend immer noch größer. Wenn Er in der Anwendung seiner Talente und Zeit nicht treu erfunden wurde: wer kann, wer wird es dann werden!?

Alles, was er that, geschah mit der strengsten Pünktlichkeit. Bis aufs Kleinste, verrichtete er Alles in einer bestimmten Ordnung; Alles zur abgemessenen Zeit, wenn er nicht durch unvorhergesehene Geschäfte gestört wurde. In seinen täglichen Arbeiten richtete er sich genau nach der Wichtigkeit und Nothwendigkeit derselben; das Wichtigere, Nöthigere, geschah bestimmt jedesmal zuerst. Seine Lehrstunden fing er stets auf die Minute an, und war, wenn es die Ausfüh-

rung der Materie immer erlaubte, eben so genau im Aufhören derselben. Die Stunde mußte voll seyn; aber am Ende derselben erwartete ihn ein anderes Geschäft, das er ebenfalls pünktlich zu beginnen für Pflicht hielt. Zur andern Natur geworden, äußerte sich diese strenge Ordnungsliebe im Kleinsten, Unbedeutendsten, wie im Größten. Jedes Papierchen hatte seinen bestimmten Platz; jeder Brief, den er empfing, mußte auf bestimmte Weise zusammengelegt, und nach der Ordnung aufbewahrt werden. Wenn noch so viele verschiedene Briefchen und Billets in seinem Schreibtische lagen: er konnte doch von jedem bestimmt sagen, nicht nur wo, sondern sogar, wie es liege. In jeder Linie, die er schrieb, zeigte sich seine Exacktität; besonders war in seiner Unterschrift kein Zug zufällig, und der Schlußpunkt bey derselben stand gewiß jedesmal am gleichen, genau bestimmten Platze. Zu dieser Genauigkeit wurde er freylich Einmal durch einen Mißbrauch gebracht, der mit seiner Unterschrift getrieben wurde.

Hier seine tägliche Lebensordnung zu beschreiben, übergehe ich um so weniger, da sie mit den edlen Mann charakterisieren hilft, und es manchem Leser nicht unangenehm seyn dürfte, zu wissen, wie er in der lieblichen und friedlichen Stille seines Hauses gelebt und gewirkt habe.

Des Morgens, nach dem Gebete mit seinen Hausgenossen, und nach dem Frühstücke, las er ein Lied, und irgend einen Abschnitt aus der Bibel, wandte denselben erbauend an, schloß mit einem kurzen Gebete, ging dann in seine Arbeitsstube, und stärkte sich da vor Allem einzeln durch frommes Nachdenken und Gebet zu seinem Tagewerks-Würde. Wurde er nicht durch unerwartete Besuche, oder durch gar zu häufige Geschäfte gehindert; so nahm er den einen Morgen die hebräische Bibel, den andern das

griechische Testament zur Hand, und las, während er eine Pfeife Taback rauchte, ein Kapitel, bisweilen vergleichend mit fremden Uebersetzungen, mit der Septuaginta, mit der syrischen Uebersetzung und der Vulgata. — Dann folgten seine gewöhnlichen täglichen Arbeiten. Schlag zwölf Uhr setzte er sich zu seiner sehr einfach besetzten Tafel; präzis ein Uhr trank er, eine Pfeife rauchend, den Kaffee, während er dann die, über den Mittag erhaltenen Briefe und Zeitungen las; dann begab er sich wieder an seine Geschäfte; des Abends erquickte ihn ein Gläschen Wein, mit einer Pfeife Taback, wobey er aber die Arbeit nicht aussetzte, bis ihn Schlag acht Uhr die Glocke zum Nachtessen rief. Nur einige Zeit unterbrach er bey der Abenddämmerung, die er stillen Betrachtungen und dem Gebete widmete. Nach Vollendung des Nachtessens zündete er seine Pfeife wieder an, nahm die Schriften aus verschiedenen Lesezirkeln zur Hand, um sich mit dem Gange der Litteratur stets bekannt zu machen; hernach regelte er die Geschäfte des folgenden Tages, oder meditirte auf seine Sonntagspredigt. —

Diese Ordnungsliebe ist um so mehr ein schöner Zug in seinem Charakter, und verdiente bey seinir Moralität bemerkt zu werden, da sie wirklich eine Frucht vernünftig überlegter Uebung war, auf Grundsätze sich stützte, jeder moralischen Handlung solidere und kräftigere Wirksamkeit verlieh, und sein ganzes Leben und Wirken werthvoller machte.

Eben daher war sein herzliches Wohlwollen gegen seine Mitmenschen, in seiner Aeusserung, so kräftig und segensvoll. —

Sollte ich diesen Zug seiner moralischen Seite übergehen können? Nicht gedenken der Liebe, der Menschen-

freundlichkeit, mit der er seine Brüder alle umfaßte, und die er alle, wäre es ihm möglich gewesen, so gerne zufrieden und glücklich gemacht hätte? Vorzüglich warm schlug sein Herz freylich gegen die, welche durch engere Bande an ihn geknüpft waren. — Ein Freund des Vaterlandes, nahm er an dessen Schicksalen stets den wärmsten Antheil; betrachtete alle seine Bewohner als Brüder; und nicht nur willig, — freudig, und mit der strengsten Gewissenhaftigkeit half er tragen die Lasten desselben, und oft erschien sein Geist, für dasselbe betend, vor seines Gottes Throne. Mit besonderer Herzlichkeit liebte er seinen Kanton; er hätte ihn gerne einmal als Antistes, wohlthuend bereist; er freute sich recht innig, wenn er für denselben im Allgemeinen, oder für einzelne Bewohner besonders, Wohlthätiges und Nützliches wirken konnte. Selbst ein guter Bürger, lag ihm viel daran, Achtung und Folgsamkeit gegen die Gesetze beym Volke zu befördern. Jede Unordnung bezweckende Unruhe war ihm im höchsten Grade verhaßt. — Mit der wärmsten Liebe umfaßte sein Herz vornehmlich seine Vaterstadt mit einer Liebe, welche von seinem sel. Vater in seiner Seele angefacht, durch die Liebe und das Zutrauen seiner Mitbürger stets unterhalten und belebt wurde. Mit der größten Uneigennützigkeit, mit dem redlichsten Eifer bestrebte er sich, auf jede mögliche Weise, durch Rath und That, seiner Bürgerschaft nützlich zu werden und ihre Wohlfahrt zu befördern. Aber sein Herz erweiterte sich auch leicht zur allgemeinen Menschenliebe. Die Kinder des gleichen Vaters im Himmel, sie mochten in ihren Meinungen, Bekenntnissen, Gewohnheiten und Aufenthaltsorten noch so verschieden seyn, waren ihm stets willkommene Gegenstände, an denen sein edles, menschenfreundliches Herz wohlwollend sich wirksam bewies. An den Schick-

falen Aller, von denen er hörte, nahm er den lebhaftesten Antheil; oft weinte er mit den Weinenden, und war mit den Fröhlichen fröhlich. Seine Menschenliebe bestimmte ihn, von Jedem stets das Beste zu glauben, und es war nicht selten, daß seine Güte ihn bey Einzelnen zu weit führte und mißbraucht wurde. Er wollte Niemanden wehe thun. Kam er von Amts wegen in den Fall, Jemanden ans Herz reden zu müßen; so wählte er jedesmal die sanftesten Mittel, und suchte durch liebliche Umwege zum Ziele zu gelangen. Ich sahe einige Male, wie schwer es ihm war, mit Strenge handeln zu müßen. Er konnte dieß zwar auch, und er that es auf eine Eindruck machende Weise, wenn seiner Sanftmuth hartnäckig widerstanden wurde; aber es machte ihm jedesmal Mühe; und ich möchte fast behaupten, daß seine Güte, sein Wohlwollen, ihn bisweilen in einzelnen Fällen zu allzugroßer Milde und Nachsicht verleitet haben!

Welch einen theilnehmenden, liebevoll helfenden Wohlthäter und Freund fanden Alle an ihm, die im Falle waren, seine Hülfe anzusprechen! O, wie Mancher hat ihm seine irdische Wohlfahrt zu verdanken; wie Manchem reichte er seine Hand, ihn aus der Tiefe zu heben, und auf eine Bahn zu stellen, die ihn auf Erden schon zum Glücke führte! — Wie gerne, wie gerne sprach er in solchen Fällen die Wohlthätigkeit anderer Menschenfreunde an! Wie gründlich und kräftig half er, besonders, wenn er dadurch gemeinnützigere Zwecke zu erlangen hoffte! Leidenden, Gedrückten und Armen war er zärtlicher Vater. Wie manchen Kummer stillte, wie manche Noth erleichterte, wie manche Thräne trocknete er durch seine zuvorkommende Güte und Freygebigkeit. — Wie Viele, wie Viele werden sein Daseyn vermißen, und

ihm dankbar nachrufen: Mein Vater! mein Vater! — Keines ging unerquickt und ungetröstet von ihm hinweg, das Erleichterung und Hülfe bey ihm suchte, und Manche, die sich scheuten, zu ihm zu kommen, ließ er in ihrer Noth rufen, oder besuchte sie in ihrer dürftigen Hütte, oder erfreute und erquickte sie im Stillen und unbekannt. Er bedauerte es zu verschiedenen Malen, nicht immer so kräftig helfen zu können, wie sein edles Herz es wünschte. Er würde wahrlich zu Cimons Zeiten und mit Cimons Reichthum, auch Alles mit seinen Mitmenschen gemein gehabt, und täglich bey Hunderten an seiner Tafel gespeiset haben. Er hielt es für Pflicht, den zehnten Theil seiner Einkünfte für die Armen zu bestimmen, und nannte erst das Wohlthat, was er über diese Taxe hinaus auf dem Altare der Menschenliebe opferte.

Doch, ich schweige! der Entschlaffene liebte die Bescheidenheit, und jeder Versuch, ein Bild seiner Wohlthätigkeit und Menschenliebe zu entwerfen, würde wohl kaum mehr, als einen Schattenriß zu liefern vermögen. —

Ich habe nun freylich bisher von dem Vollendeten als einem Menschen gesprochen; aber es sind viele Züge aus dem Bilde eines Christen, als welchen ich ihn eben zeichnen möchte, eingeflossen. Wie wäre dieß aber auch anders möglich gewesen? Jeder gute, edle Mensch, wohlgebildet nach Geist und Herz, Tugend, und seine Brüder liebend, ist zum Theil ein Christ, wenn ihm auch der Name desselben fehlen sollte, und Jesu gewiß angenehmer, als der, welcher seinen Namen trägt, aber nicht thut nach den Vorschriften seiner

Religion. Und der Selige konnte natürlich nicht als bloßer Mensch erscheinen. Mit der ersten Entwicklung seiner intellektuellen und moralischen Anlagen, bildeten sich schon christliche Begriffe und Gesinnungen in seiner Seele, oder vielmehr, diese wekten jene, und gaben ihnen bey ihrem Erwachen die herrliche Richtung, die sie hernach stets hatten.

Des Glückes theilhaftig, wahrhaft religiöse, ächt christliche Eltern zu haben, die sich nichts mehr angelegen seyn ließen, als ihre Kinder recht frühe mit Gott, ihrem Schöpfer und Vater, bekannt zu machen, und ihnen Ehrfurcht, Dank, Liebe und Gehorsam gegen ihn einzuflößen, bildete sich in der sich entwikelnden Seele unsers Entschlafenen die Gewohnheit, Alles auf eine religiöse Weise, aus religiösem Gesichtspunkte, mit religiösen Empfindungen, mit religiösen Zwecken aufzufassen, so daß selbst profane Vorstellungen beym Eintritt in seine Seele geheiligt wurden. Es vereinigte sich demnach Religiosität und Christenthum so mit seiner geistigen Natur, daß es, wie Verstand, Wille und Gefühl, zum Wesen seiner Seele gehörte.

Was konnte daher auch natürlicher seyn, als daß diese ganz religiöse Bildung und Erziehung, den wohlthätigsten Einfluß äussern mußte, auf sein ganzes nachheriges Leben; daß sie auf seine Ansichten, auf seinen Glauben und seine Hoffnung, auf seine Gesinnungen und Gefühle, und auf seine Lebensweise jederzeit stark einwirken mußte? Begriffe, Gesinnungen, Triebe und Gewohnheiten, die in der Kindheit dem Menschen beygebracht, oder in ihm geweckt werden, bleiben mit mehr oder weniger Modifikation, eben weil sie sich mit seinem sich entwickelnden Wesen naturalisiren, das ganze Leben hindurch. Scheinen

sie auch in einer gewissen Periode des Lebens ausgelöscht zu seyn; sie influiren doch stets unvermerkt, und zeigen sich in einer andern Periode wieder merkbar genug.

O, wie viel ligt deßwegen daran, mit welchem Geiste, nach welchem Tone die erste Erziehung und der erste Unterricht der Kinder erfolge; welche Richtung dem Verstande und dem Herzen gleich anfangs gegeben werde; welche religiöse Begriffe jenem, welche Gesinnungen und Gefühle diesem beygebracht werden; ob es reines Licht sey, das jenen erleuchten, und von reinem Lichte erzeugte Wärme, welche dieses fürs Heilige und Göttliche gewinnen und entflammen sollte!

Wie groß und wichtig sind die Pflichten, welche Eltern und Lehrer in dieser Rücksicht auf sich haben! Wie gefährlich und strafbar ihre Verletzung! —

Des Vollendeten religiöse Ansichten, gebildet und begründet durch die religiöse Erziehung, die er genoß, mochten sich zwar wohl mit den Jahren, durch Studien, und Bekanntwerden mit andern Ansichten in etwas geändert haben: im Wesentlichen blieben sie ebendieselben; sie wurden nur durch nachherigen Kampf mit Zweifeln, durch eignes gründliches Nachdenken und Prüfen, geläutert, und vester begründet; so daß das Veränderte in der Folge mehr in der Form, als in der Materie bestand. Seine Form, sagt Herr Professor Scheitli in seinem Nachhalle, ward eine Neuere. —

Seine Neuheit nach seiner Zurückkunft von Frankfurt, mußte zwar einiger Masen auffallen; aber sie hat indessen doch ohne Grund in einigen Gemüthern Besorgnisse aufgeregt. Er hat größtentheils die alten biblischen Ansichten seines sel. Vaters,

nur in veränderter Gestalt, gegeben, und späterhin sich immer näher an dieselben angeschlossen. —

Er hielt die Religion für ein von Gott dem Menschen verliehenes Geschenk, um das sich dieser aber bewerben müße. In des Menschen Natur gepflanzt, sey die Anlage zur Religion; aber sie müße gewekt, entwickelt, stets geübt werden. Dazu habe der Ewige zwar die Mittel in die Natur gelegt; da offenbare er sich; da, und in dem Innern jedes Menschen, thue er kund seinen Willen; aber dieß Alles reiche nicht hin, aus dem Menschen das zu machen, was er werden soll, ihm das zu geben, was er nach Geist, Herz und Gemüth bedürfe; ja, er würde sogar das, was ihm in der Natur geoffenbaret sey, nie ganz finden, wenn er nur der natürlichen Entwicklung seiner selbst überlassen wäre. — Die religiöse und moralische Beschaffenheit der Millionen von Menschen, welche bis jetzt noch kein anderes Licht, keine andere Offenbarung, als die der Natur, besitzen, waren ihm unter Anderm, durch ihr stetes Gleichbleiben Jahrtausende hindurch, ein starker Beweis für seine dießfällige Ansicht. — Er hielt demnach dafür, der Mensch bedürfe nothwendig zur Erreichung seiner Bestimmung, einer besondern, höhern Offenbarung, und diese habe Gott, voll unendlicher Gnade, ihm mitgetheilt; Er selbst, der Unendliche, habe sich wirklich zu den Ureltern unsers Geschlechtes, und in der Folge zu verschiedenen ausgezeichneten und frommen Menschen herabgelassen; sich und seinen Willen auf eine, diesen Menschen, ihrer Bildung und ihren Bedürfnissen entsprechende Art, geoffenbaret; hernach durch erleuchtete, von seinem Geiste auf eine ausserordentliche Weise beseelte Männer, seine Offenbarungen, den jedesmaligen Zeit-

bedürfnissen zwar gemäß, aber dem Wesen nach für alle Zeiten und Völker geltend, erweitert, und allmählig vorbereitet, auf eine schon von Ewigkeit her entworfene Anstalt, durch welche das Menschengeschlecht, von seiner natürlichen Unvollkommenheit, zur Vollkommenheit; von seiner, durch die Natur anererbten, Sündhaftigkeit, zur Tugend; von dem Unglücke, in das es sich selbst durch die Sünde gestürzt habe, zur Glückseligkeit des Himmels gerettet werden sollte.

Ihm war es gewiß, daß ohne diese Anstalt, ohne Jesu Erscheinung, Leben, Wirken, Leiden und Tod, für die Menschen keine Rettung, keine wahre Glückseligkeit möglich gewesen wäre; daß diese Anstalt, Himmel und Erde und Ewigkeiten umfassend, in jeder Rücksicht, für alle vernünftigen Wesen, die höchst vollkommenste sey.

So sehr er indessen den hohen Werth des Verdienstes Jesu, das er namentlich durch seine Leiden und seinen großmüthigen Tod um die Menschheit erwarb, kannte und fühlte, und demselben zur Menschenbeseligung weit mehr verdankte, als Hunderte es thun mögen: so gehörte er doch nicht zu jenen, welche schon um des Glaubens willen an jenes Verdienst, die Menschen selig preisen. Zeige mir den Glauben aus deinen Werken, war auch seine Forderung an die Christen. Er hielt im Wirken Jesu Alles zum Erlösungswerke für nöthig und wesentlich; seine Lehren, Gebote und sein Beyspiel, wie seine Leiden, sein Tod und seine Erhöhung. — Auch war er der Meinung, der Mensch bedürfe, bey seiner natürlichen Schwäche, (er drückte dieß bisweilen stark aus: „Unvermögen zum Guten") fortwährend besondern höhern Beystand, stete Einwirkung des Geistes Gottes auf sein Herz, und fand in der Vorstellung der über die Menschen durch

Christum verherrlichten Gnade und Liebe, sowohl Versicherung jenes höhern Beystandes zum Guten, als auch den kräftigsten Antrieb zur Befolgung der Forderungen des Christenthums.

Mit einem Wort, seine Ansichten über den Menschen und dessen natürliche, religiöse und moralische Beschaffenheit; über seine Bestimmung, und die Möglichkeit, sie zu erreichen; über das Verhältniß Gottes zu den Menschen, besonders durch seinen Sohn; über seine Einwirkung auf sie zu ihrer Besserung und Beglückung; über die hohe Anstalt des Christenthums; über ihren erhabenen Stifter, und die Bedingungen, unter denen ihre himmlischen Segnungen den Menschen zukommen können, gründeten sich ganz auf die bestimmten und buchstäblichen Aeusserungen der Bibel. Diese war ihm im eigentlichsten Sinne Gottes Werk. Er dachte in Beziehung auf die Schriften des Alten Testamentes mit Petro: Die heiligen Menschen Gottes haben geredet, angetrieben von dem heiligen Geiste; und in Beziehung auf die Schriften des Neuen Testaments, erinnerte er sich an Jesu Aeusserung selbst: Ihr seyd es nicht, die da reden; sondern euers Vaters Geist ist es, der durch euch redet. — Mit tiefer Ehrfurcht benutzte er daher jederzeit die Bibel; Gott selbst hörte er da sprechen, und er zitterte vor dem Gedanken, ein Wort leichtsinnig zu ändern, ein Wort davon oder dazu zu thun. — Wie oft hörte ich ihn, voll Wärme und Ueberzeugung aus jenem Liede Gellerts, die Worte sprechen:

Halt vest an Gottes Wort; es ist dein Glück auf Erden,

Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden.

Verachte christlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort aus Gott. —

Gestüzt auf solche Ansichten, war sein Glaube, wie der seines seligen Vaters, unerschütterlich vest, und umfaßte Manches, was Vielen eine Thorheit scheint. — Was ihm jene Offenbarung Gottes, im alten und neuen Testamente, sagte, das war ihm ausgemachte, ewige Wahrheit; nicht nur das, was seinem Verstande sogleich als natürlich einleuchtete; nein auch das, was höher ist, als aller menschliche Verstand. — Wie sollte der Mensch, da er noch im Staube wandelt, da seine edelsten Seelenkräfte durch ihre Verbindung mit dem Körper und der Erde in ihrer Wirksamkeit oft so sehr gehemmt sind, da so viele Umstände von Kindheit an bis zum Grabe auf seine Ansichten unvermerkten Einfluß haben, — wie sollte er des Glaubens entbehren, und hier schon das Göttliche begreifen, des Ewigen Rathschlüße, und sein unerforschliches Wirken durchschauen können?

Alles zu prüfen, hielt der Entschlafene indessen nicht nur für erlaubt, sondern für Pflicht, und erkannte in der Gabe, es thun zu können, ein unschätzbares Geschenck des himmlischen Vaters; aber er hielt dafür, der Mensch dürfe dabey seine natürlichen Einschränkungen nicht vergessen, und müße stets von der Ueberzeugung ausgehen: daß die göttliche Thorheit weiser sey, als die Menschen.

Er war überzeugt, daß die biblischen Schriftsteller nicht umsonst so ernstlich auf Glauben dringen, und daß da, wo

man Alles vollständig und klar einsieht, kein Glauben mehr möglich sey, indem derselbe sich dann ja ins Schauen, ins Wissen verwandelt habe. Dieses zwar hier schon möglichst zu befördern, hielt er für des Menschen Bestimmung; aber er war auch überzeugt, daß in Rücksicht vieler Gegenstände, für den Menschen, als solchen, kein Wissen möglich sey, und er, da seine Vervollkommnung ins Unendliche gehe, unendlich werde glauben müßen.

Im Glauben an das, was das Wort des Unendlichen ausspricht, bevestigte er sich durch vernünftiges Nachdenken stets um so mehr, und freute sich um so inniger seines Glaubens, jemehr er einerseits erfuhr, daß die verschiedenen Menschen, mit gleicher Vernunft, mit gleicher Wahrheitsliebe, — aber verschieden erzogen und unterrichtet, durch verschiedene Erfahrungen und Verbindungen des Lebens geführt, oft in ihren Ueberzeugungen so sehr verschieden sind; und anderseits sah, daß Viele in ihrem höhern Wissen, womit sie des Glaubens entbehren zu können meinten, zu Schanden wurden. —

Mit zweifelloser Ueberzeugung glaubte er, daß Gott nicht nur im Allgemeinen seine Schöpfung regiere; daß er jedes einzelnen Menschen Schicksale, mit Weisheit und Güte so bestimme, wie es dessen moralische Vervollkommnung erfordert; mithin im Lebensgange jedes Einzelnen nichts zufällig, nichts zwecklos, selbst das unwichtigst scheinende, wichtig sey. Mit freudiger Zuversicht nannte er Gott seinen Vater, und war seiner Liebe und Gnade, zur Vergebung seiner Sünden, um Jesu willen, gewiß. Diesen betete er glaubensvoll an, als den Sohn des Höchsten, als den Eingebohrnen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit; es quoll daher auch bey ihm aus überzeugter

Seele: Herr! du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes; wo sollte ich hingehen, du hast Worte des ewigen Lebens! Es ist in keinem Andern das Heil; wer aber an diesen glaubt, der ist gerecht, — das war seine innigste Ueberzeugung; und mit einer Zweifellosigkeit, als ob dießfalls sein Glaube sich schon ins Wissen verwandelt hätte, glaubte er, daß es für vernünftige Geschöpfe kein Tod geben könne; daß die Nacht derselben zu ewigem Tage hinführe; und es war ihm gewiß, daß er dort, als Individuum fortbestehend, auf der gleichen Bahn der Vollendung entgegen gehen werde, welche er, durch Jesu Evangelium geleitet, schon hier betreten hatte, und daß die gleichen göttlichen Kräfte ihn dabey, nur in unendlich erhöhterem Grade, nnterstützen werden, die auf Erde ihn ermunterten und stärkten. — Aber eben so gewiß war es ihm auch, daß eine Rechenschaft auf ihn, und alle Menschen warte; daß ein Jeder einst nach seiner wahren Beschaffenheit, und nach seinem wirklichen Werthe beurtheilt, und das Loos empfangen werde, wozu er sein irdisches Leben hindurch den Grund gelegt hatte. — Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer kärglich säet, wird kärglich; wer aber reichlich säet, reichlich; wer auf das Fleisch säet, vom Fleische das Verderben; wer aber auf den Geist säet, vom Geiste das ewige Leben einernten. — Davon war der Selige so vest, wie von seinem eigenen Daseyn überzeugt, und er hielt es für höchst wichtig, sehr oft an diese ernste Wahrheit zu gedenken, und sie zu rechter Zeit zu beherzigen. —

Von solchem Glauben, von solchen Ueberzeugungen erfüllt, lebten in seiner Seele stets die frohesten, herrlichsten Hoffnungen. — Wie sollte er, bey seinem Glauben, von

dem, der seines Sohnes nicht verschonte, nicht Alles mit Zuversicht erwartet haben, was ihn beglücken könnte! Alle Zusagen des Evangeliums waren ihm ja göttliche Wahrheit: wie sollte er an einer derselben gezweifelt, wie nicht freudig alle jene Seligkeiten erwartet haben, die dasselbe wahren Bekennern Jesu verheißt! Im Leben auf Erde, auf's Beßte und Beglückendste stets vom Vater im Himmel geleitet; nach vollendetem Pilgerlaufe ins vollkommnere, seligere Vaterhaus Gottes aufgenommen zu werden, begnadigt durch Christum; dort unendlich schnellere und glücklichere Fortschritte, in Weisheit und Heiligkeit machen; im Kreise der früher hingegangenen, nun vervollkommneten Geliebten, leben und wirken zu können in ewiger Vereinigung; mit ihnen würdiger Anbeter Gottes und Jesu zu seyn, näher am majestätischen Throne des Ewigen; und, nahe am unerschöpflichen Quell jedes geistigen Genußes, durch endlose Zeiträume hindurch, in stets sich erhöhendem Grade, die reinsten, seligsten Freuden zu genießen. Das, das waren die großen Hoffnungen, welche des Seligen Seele erfüllten, und in dem Grade sich belebten und erquikend auf sein Gemüth wirkten, in welchem er dem Tode sich näherte. —

Sein Glaube war aber nicht ein todter, kraftloser Glaube, und seine Hoffnungen waren nicht nur liebliche Ideen eines schwärmenden Geistes, ohne wohlthätigen Einfluß auf die Veredlung des Herzens, auf die Heiligung des Wandels; nein! sein Inneres wurde dadurch erwärmt zu den herrlichsten Gesinnungen und Gefühlen. —

Sprach er von Gott, so merkte man es ihm bald an, daß die herzlichste Demuth, die innigste Ehrfurcht seine Seele erfülle. Kein Wort, keine Aeußerung konnte von

ihm gehört werden, welche die Ehrfurcht verletzte, die der schwache Sterbliche dem Unendlichen schuldig ist. Er fühlte sich stets Staub und Asche, und vergaß es nie, daß er nur durch Gott sey, lebe und wirke. —

Sprach er von seinem Heilande, so war es jedesmal der Ausdruck der tiefsten Verehrung, was von seinen Lippen floß; man sah, wie sehr er durchdrungen war von der Ueberzeugung: Herr! du bist würdig zu nehmen, Preis, Ehre und Anbetung! Sich über die Liebe seines himmlischen Vaters und seines Erlösers zu unterhalten, der er alles, was er körperlich und geistig genoß, was er für die Erde und den Himmel hoffte, als ein unverdientes Geschenk verdankte; zu sprechen von dem in Christo der Welt erschienenen Heile; von seinem Verdienste um die Menschen, war immer sein Lieblingsgeschäft. So oft er diesem Geschäfte oblag, entzündete sich sein Herz zum heissesten Dankgefühle. Selbst jede irdische Gabe, jedes Gelingen seiner Arbeit, jeden Beweis der Liebe und des Zutrauens seiner Mitmenschen, stimmte seine Seele zum wärmsten Dank gegen Gott, den er als den Geber jedes Guten verehrte. Herr! ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir erzeigst! äußerte er dann mit lebhafter Empfindung.

Lasset uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebet! war bey ihm nicht so fast Sprache des überzeugten Verstandes, als vielmehr des gefühlvollen, durch die feurigste Liebe erwärmten Herzens. — Du weißest, daß ich dich lieb habe! konnte er froh zu seinem Herrn sprechen; und er bewies seine Liebe durch treues Weiden seiner Schafe.

Beseelt von dem kindlichsten Zutrauen, erwartete er von Gott jederzeit, und unter allen Umständen, das Beste;

er zweifelte nie an seiner weisen und väterlichen Hülfe. Daher sein entschlossenes und zuversichtliches: alles wie Gott will! Er würde, auf Gottes Befehl auch, wie einst Abraham, ausgewandert seyn aus seinem Lande und seiner Verwandtschaft; er würde ihm auch das Liebste zum Opfer gebracht haben.

Du hast mich, Herr! durch's ganze Leben,
Bisher auf's weiseste geführt;
Ja, ich muß dir die Ehre geben,
Daß du auf's Beste mich regiert.
Leit' ferner mich durch Welt und Zeit,
Hin, bis zur frohen Ewigkeit!

Wie oft sprach er diese Strophe mit dem Tone der vestesten Ueberzeugung und inniger Rührung! —

Nichts, nichts lag ihm so sehr am Herzen, als sich in allen seinen Handlungen immer pünktlicher nach den Vorschriften seines Gottes zu richten; im Gehorsam gegen ihn und seinen Sohn immer vollkommner, und sters geschickter zu werden zur treuen Ausführung deßen, was ihm auf Erde übertragen war. Auch jene Aeußerung Jesu war ihm göttliche Wahrheit: „wer mich liebet, der wird mein Wort halten."

Diese Gesinnungen alle waren stets herrschend in der Seele des Vollendeten; immerfort äußerten sie den wohlthätigsten, segensvollsten Einfluß auf sein Leben und Wirken. Daß sie indeßen zu gewißen Zeiten, und bey gewißen Erfahrungen lebendiger, als gewöhnlich, waren, ist um so natürlicher, da sein Herz, vermöge seiner Beschaffenheit, so leicht erwärmt, und die Gefühle und Empfindungen deßelben, so leicht zu starken Affekten gesteiert werden konnten. Und es waren eben religiöse Gegenstände, welche ihn am leichtesten bewegten, am tiefsten ergriffen, am schnellsten und stärksten begeisterten. —

Wäre seine Erziehung empfindelnd gewesen; wäre er in gewiße Verbindungen gekommen; mit gewißen, auf Einbildungskraft und Empfindung besonders wirkende religiöse Schriften frühe bekannt geworden, und hätte man ihn nicht in seiner Jugend schon auf dem wohlthätigen Felde der Philosophie wandeln lassen, und zum gründlichen Studium der Sprachen angeleitet: so hätte er sich, vermöge seiner Empfindsamkeit, vermöge seiner Empfänglichkeit für religiöse Begeisterung, höchst wahrscheinlich in das unglückliche Gebiet der Schwärmer verirret. — Das ernste Studium der Philosophie und Philologie aber, wodurch die, von Natur großen Kräfte seines Verstandes, auf einen Grad entwickelt wurden, daß sie der Wirksamkeit aller übrigen Seelenkräfte völliges Gleichgewicht hielten, machte ihn zum Herren über die lebhaftesten Vorstellungen der Einbildungskraft, so wie über die stärksten Gefühle seines empfindsamen Herzens. Diese nöthige und ehrenvolle Herrschaft, suchte er absichtlich und mit Ernst stets zu behaupten. — Oft habe ich hierinn seine christliche Größe bewundert, und mich überzeugt, wie viel ihm daran liege, ein ächtes, geläutertes Christenthum zu besitzen und zu üben, — gleich weit entfernt von jenem kalten, trocknen, todten Wesen, als von jenem empfindelnden Versinken in helldunkle Anschauungen, und in einen Strom süßer, im Grunde nichts sagender, und nichts nützender Gefühle. —

Das Heilige, das Göttliche begeisterte ihn; er war bisweilen enthusiastisch; von religiösen Wahrheiten sprach er stets mit tiefer Empfindung; nicht selten sahen seine Zuhörer Thränen in seinen Augen schimmern, wenn er von heiliger Stätte herab, Lehren und Verheissungen des Evangeliums

verkündete; aber nie, nie rißen ihn die Gefühle hin; nie entfernten sie ihn vom Lichte. —

Wollte man ihn auch mit dem Namen Pietist belegen: so war er es wenigstens im edelsten Sinne des Wortes; so wie Jesus selbst es war, wie seine Apostel es waren, wie jeder fromme Christ es seyn soll. — Denn alle seine religiösen Gefühle gründeten sich auf richtige Begriffe und auf deutliche Erkenntniße; und diese suchte er auch bey Andern stets vor jenen zu bewirken. — Von blindem Glauben, von irrigen und dunklen Begriffen und Erkentnnißen, war er nie ein Freund, und er ehrte sie nicht, die noch so fromm scheinenden Empfindungen und Gefühle, welche nicht aus vernünftigem Glauben und klarer Einsicht in die Lehren und Wahrheiten der Religion hervorgegangen sind; er hielt sie vielmehr für höchst gefährlich. — Daher konnte er es nie leiden, wenn man bey der religiösen Bildung seiner selbst oder Anderer, den Weg umkehrte, den die Natur bezeichnet, und den der göttliche Lehrer und Beseliger der Menschheit selbst sorgfältig wandelte, nämlich: zuerst Licht, Helle hervorzubringen, und dann Wärme. Zuerst, sagte er wiederholt, zuerst laß es im Verstande licht, dann im Herzen warm werden. Ich führe dießfalls als Beleg seine eignen Worte an, aus einem Briefe an mich:

„Vergessen Sie nie, auf den Verstand zu arbeiten; wenn nicht da richtige Begriffe zu Grunde liegen: so taugt die Empfindung, die man aufregen wollte, nicht viel; je richtiger aber ein Mensch denken gelernt hat, desto mehr kann er sich auch in Religionssachen helfen. — Aber vergessen Sie dabey auch nie auf das Herz hin zu wirken. Es muß nicht bloß Licht, es muß auch Wärme im Menschen seyn.

Affekten, nicht durch vernünftige Gründe angetrieben, sind immer schädlich; die richtigsten Begriffe aber, wenn sie nicht in die Affekten, in den Willen übergehen, bleiben unfruchtbar."

Seinen Ansichten, seinem Glauben und seinen Gesinnungen entsprechend, war jederzeit sein ganzes Benehmen. —

Immer sorgte er dafür, seinem religiösen Sinne Nahrung zu geben, und die frommen Gefühle seines Herzens von Zeit zu Zeit zu beleben. Täglich, wenn nicht unvermeidliche Geschäfte ihn abhielten, las er in einem Erbauungsbuche, und zwar, vermöge seiner Ansichten und seines Glaubens, bisweilen in einem solchen, welches von Vielen nicht gewählt würde. Denn er fand in alten Erbauungsbüchern Goldkörner, die er in neuern oft sehr ungerne vermißte. Er meinte, und mit Recht, daß ein Erbauungsbuch zwar allerdings richtige und wahre Gedanken enthalten, und belehrend für den Verstand, indessen doch hauptsächlich darauf berechnet seyn müße, Gefühle zu erregen, das Herz zu erwärmen.

In stillen Betrachtungen über Gott und seine Güte, über Jesum und sein beseligendes Wirken fürs Heil der Menschen, und über sich selbst, fand er ein vorzügliches Mittel, die religiöse, fromme Stimmung seiner Seele stets zu unterhalten. Die Zeit der Abenddämmerung, in welcher er die Geschäfte des Tages für einige Minuten unterbrach, ward solchen Betrachtungen, und dann dem Gebete gewidmet. Aus eigener Erfahrung von der wohlthätigen, den Geist erhebenden, das Herz sanft bildenden, mit der Gottheit vereinenden, zur Tugend, und zum Tragen jeder Bürde stärkenden, des Gemüth himmlisch erquikenden Kraft

des Gebetes überzeugt, empfahl er dasselbe auf's dringendste, als das unentbehrlichste und beste Mittel zur Erhaltung und Belebung eines frommen Sinnes. Daß das Gebet aus dem Herzen kommen; daß es gleichsam in einem Strome heiliger Empfindungen bestehen müße, die zum Throne des Ewigen empor steigen, das wußte der Selige wohl; aber er konnte nie der Meinung beystimmen, daß man nur dann beten solle, wann Herz und Gemüth dazu von selbst gestimmt seyen. Er glaubte: je weniger man bete, desto weniger werde man zum Gebete gestimmt werden, und hielt es für möglich, sich willkührlich zu stimmen, und daher für Pflicht, es täglich zu thun, und täglich zu bestimmten Zeiten betend vor Gottes Throne zu erscheinen. —

Sein ganzes Leben, all sein Reden und Thun war religiös. Alles was er erfuhr, genoß und litt, leitete er von Gott ab; alles bezog er auf ihn. Ihm weihte er seine Kräfte und seine Zeit; er wandelte vor ihm alle Tage seines Lebens, und that, was vor ihm recht und wohlgefällig war.

Den Sonntag hielt er im eigentlichsten Sinne für des Herrn Tag, den er ganz nur heiligen Geschäften widmete. Früher, als er noch öffentlich wirken konnte, predigte er des Morgens; des Abends wohnte er als Zuhörer der Christenversammlung bey; hernach brachte er etwa Kranken und Leidenden, die er besuchte, Trost und Erquickung, und benutzte dann die ganze übrige Zeit zu seiner eignen Erbauung und Stärkung im Guten. — Wie selig fühlte er sich besonders an heil. Fest- und Communionstagen! Wie freudig ging er an solchen besonders hin, in den Tempel des Herrn, Worte des Lebens zu sprechen; wie feyerlich

und ernst war an solchen Tagen er selbst, und Alles, was er sprach; wie feyerlich und ernst Alles in seinem Hause!

Nicht finster, nicht Freude störend; nein! die reinsten, herrlichsten Freuden gebend, bemühte er sich in jeder Gesellschaft, besonders im trauten Kreise seiner Bekannten, Freunde und Hausgenossen, seinen Geist, seinen Sinn, sein religiöses Leben und Wirken in sie hinüber zu pflanzen.

Gewiß störte er keine vernünftige Freude; auch in seiner Gegenwart konnte man ungehemmt in vollen Zügen sie genießen; er selbst nahm an derselben, freylich jederzeit mit dem Anstande eines Weisen, mit der Würde eines Christen, Antheil, — und mit seinem heitern Gemüthe, mit seiner Menschenfreundlichkeit, mit dem Reichthum seiner Erfahrungen und seiner Anekdoten, die er auf's paßendste und auf eine äußerst anziehende Weise anzubringen verstund, belebte, erheiterte und erfreute er jede Gesellschaft. — Dann aber leitete er weise, im zweckmäßigsten Augenblicke, zu Ernsterm ein; führte die Gedanken auf den eigentlichen Geber jeder Freude, und veredelte, verschönerte so dieselbe auf die lieblichste Art.

Wandelte man an seiner Seite in der schönen Natur: sie wurde noch schöner, noch reicher an erfreuenden Eindrücken. Denn bey jedem bedeutenden Gegenstande wußte er eine intressante Bemerkung zu machen; ein großer Gedanke, ein erhabenes Gefühl in der Seele zu beleben. Gewöhnlich trug er ein Büchlein bey sich, aus dem er, zur Abwechslung, etwas Paßendes vorlesen ließ.

Saß man im Kreise seiner Hausgenossen an seinem Tische: wie wohl war einem da! Bald eine wichtige Erfahrung aus seinem Leben, bald eine Anekdote erzählend;

bald ein religioses Gefühl, das sein Inneres durchdrang, ausdrückend, machte er diese Stunden zu den angenehmsten und nützlichsten zugleich. Während der Körper durch Nahrung sich stärkte, stärkte und erfreute er auf die angenehmste Weise den Geist. Er legte es eigentlich darauf an, seinen Hausgenossen in jeder Rücksicht Freude zu machen, und zu gleicher Zeit in religiöser Hinsicht ihnen so nützlich als möglich zu werden. Wenn ihn in einem Buche irgend eine Stelle besonders ansprach: so bezeichnete er sie jedesmal, und ließ bey Tische sie vorlesen, um auch den Seinen den Genuß zu verschaffen, der ihn erfreute. O, wie oft ging ich entzückt, von Freude gerührt, an meine Arbeit zurück!

Man durfte nicht lange mit dem Vollendeten umgehen, so merkte man schon, aus seinen Reden und seinem ganzen Thun, welch christlicher Sinn in ihm wohne; wie sehr er es besonders für Pflicht halte, Jesum, seinen Herrn, vor der Welt zu bekennen. — Er that dieß aber nicht nur durch bloße Worte; mehr durch die That; durch seine Sanftmuth, Liebe, Treue, Gewissenhaftigkeit, und durch frommen Eifer, Segenvolles, so viel er konnte, zu bewirken. Ein Christenthum, das nicht im Handeln sich zeigt, hielt er nie für Christenthum; den nie für einen Christen, so sehr seine Aeusserungen auch christlich tönen mochten, der nicht als solcher wirkte. — Er zeigte den Glauben durch seine Werke. — Durch die Nachfolge Jesu, wollte er sich als dessen Jünger beweisen.

Seine Ansichten, sein Glaube, seine Hoffnungen, seine Gesinnungen und sein ganzes Benehmen, stellen uns also das Bild eines ächten Bekenners Jesu, das Bild eines wahren Christen dar. — Darum laßt uns seine Nachfolger seyn, gleich wie er Christi Nachfolger war!

So schwierig es ist, den Vollendeten auch als Gelehr-

ten zu zeichnen: so darf doch diese Seite in seinem Bilde nicht ganz fehlen. — Ich wage daher den Versuch, sie zu geben; werde mich aber, um die Abhandlung nicht allzugroß zu machen, und nicht zu sehr zu ermüden die Geduld der Leser, nur auf die wesentlichsten Züge beschränken. —

Schon beym Anfang seiner Bildung nud seines Unterrichts, ohne noch zu wissen, welchem Berufe der Selige in der Folge sich widmen werde, wurde doch besonders darauf Rücksicht genommen, er werde ein Theolog werden. Daß seinem seligen Vater, vermöge seiner Denkungsart, vermöge der erhabenen Vorstellungen, die er sich von diesem heiligen Berufe machte, Alles daran gelegen war, aus seinem Sohne einen möglichst vollkommenen Theologen zu machen, ist begreiflich; und weil er das Wesen eines solchen vorzüglich in herzlicher Frömmigkeit, in inniger Liebe zu seinem Berufe, und dem Herrn, in dessen Dienste er stehe, setzte: so war dieß natürlich auch das, was er seinem Sohne von Kindheit an, besonders beyzubringen bemüht war.

Allein sein Vater war auch ein Freund einer wissenschaftlich-theologischen Gelehrsamkeit; er gehörte unstreitig zu den gelehrtern, gründlichern Theologen seiner Zeit. — Er war, wie mir unser Vollendete oft versicherte, von der Nothwendigkeit ganz überzeugt, daß der möglichst brauchbare Geistliche, auch die wissenschaftlichen Felder durchwandern müße, welche Manchem in keiner Verbindung zu stehen scheinen, mit dem Felde, auf welchem der Theolog ex officio zu arbeiten hat. Er kannte also die Verwandtschaft der Wissenschaften; wie Eine die Andere erkläre, unterstütze, begründe. — Auf diese Ueberzeugug gründete sich wol auch jene väterliche, naive Sprache: „Du mußt

so viel lernen, als du immer kannst; du mußt machen, daß dich der liebe Gott gebrauchen kann, wo er dich nöthig hat.“ Dieß merkte sich der lernbegierige, nach Wissenschaft dürstende Sohn sehr wohl, und beherzigte es stets mit redlichem Eifer.

Er hat in seiner Lebensbeschreibung auf seinen Studiengang selbst aufmerksam gemacht. Er hat bemerkt, welch wohlthätigen Einfluß der gelehrte Herr Professor Wegeli auf die philosophische Bildung seines Geistes gehabt; wie er in seinem Kopfe aufgeräumt habe. Das, was er vom Studium der Philologie gesagt hat, zeigt hinlänglich, daß er auch in diesem Fache der Gelehrsamkeit nicht unbewandert gewesen seyn könne; und was er in Beziehung auf die Theologie äußerte, ist ein Beweis, daß er nach mehr Licht; nach gründlicherer Befriedigung der Bedürfniße seines denkenden Geistes gestrebt habe, als ihm vermöge des theologischen Curses, den er zu machen hatte, zu Theil wurde — in dem er „nebenbey die neusten herausgekommenen Schriften, in diesem Fache, gelesen habe.“ Die Theologie war und blieb immer sein Hauptfach, auf das er Alles, was er sonst studierte, bezog. Er richtete daher auf den übrigen wissenschaftlichen Feldern, die er alle mit großem Fleiße bearbeitete, seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Gegenstände, welchen er den meisten und wichtigsten Einfluß auf ein gründliches theologisches Studium, beylegen zu müßen glaubte.

Frühe schon, und namentlich eben durch den philosophischen Unterricht des Herrn Professors Wegeli, gewann der Hingegangene die Philosophie lieb, der er auch stets die ihr gebührende Achtung erwies. — In ihrem Gebiete wandelte er freylich nicht Jahre lang ausschließlich herum; durch-

ging nicht weitläufig die verschiedenen Systeme, Meinungen und Kämpfe der Philosophen aller Zeiten; bekannte sich auch nicht vorzüglich zu dieser, oder jener Seckte; und wollte man nur diejenigen Philosophen nennen, welche sich ihr ganzes Leben hindurch nur mit philosophischen Untersuchungen und Nachforschungen abgeben, stets auf diesem ernsten Felde sinnend herumwandeln; oder die, welche sich mit ihrem Forschen und ihren Ideen so allmählich von der Menschenwelt entfernen, daß sie für dieselbe nicht mehr taugen, ihren Umgebungen nichts mehr nützen; sich selbst eine neue Welt schaffen, und die, in der sie doch wirklich leben, allzu unvollkommen und abgeschmackt finden; die ihre Ideen, um ihnen das Gepräge besonderer Vortrefflichkeit und Wichtigkeit zu geben, in ein mysteriöses Gewand hüllen, in einer Sprache ausdrücken, die ein eigenes, wahrlich sich kaum der Mühe lohnendes Studium erfordet: dann hätte unser Vollendete allerdings auf den Namen Philosoph verzichten müßen.

Wenn wir in Beziehung auf ihn den Begriff Philosoph bestimmen wollen; so müßen wir uns, wie einst Pythagoras that, an den grammatikalischen Sinn dieses Wortes halten, und ihn einen Freund, einen Liebhaber der Weisheit nennen.

Ueber alles im Leben Vorkommende vernünftig nachdenken; aus Allem den wesentlichsten Vortheil für die wahre Vervollkommnung unsers geistigen Wesens herleiten; überall, und in jeder Lage zufrieden seyn; mit forschendem Geiste zwar vorwärts dringen, das Höchste aufsuchen; aber die Gegenwart, Umgebungen, Erfahrungen geschickt als Mittel gebrauchen, das Höchste zu erlangen; sich selbst und Andere demselben mit vernünftiger Ueberlegung und mit Eifer nä-

her führen — das wird doch Weisheit seyn, und der, welcher sie liebt und besitzt, den Namen Philosoph verdienen? Wer wollte Sokrates und seinem weisen Schüler Plato denselben absprechen! Bestand aber nicht beyder Weisheit, der Zweck des Philosophirens beyder, besonders des Erstern, darinn: sich um ihre Zeitgenoßen, und namentlich um ihre Mitbürger verdient zu machen; sie zur Vernunft, zur ächten Lebensweisheit, zur Tugend und Wohlfahrt zu leiten? Dieß ist freylich praktische Philosophie. Aber ist nicht das die wahre? Was nützen bloße Speckulationen dem, der sich mit ihnen abgibt, und Andern?

In die Klasse solch praktischer Philosophen, gehört unser Verklärte. Er war ein zweyter Sokrates, ein wahrer Philosoph für die Welt. Als solcher war er denn allen spitzfindigen Zänkereyen, allen müßigen Spekulationen, allem fruchtlosen Grübeln nach metaphysischen Dingen, die keinen Einfluß aufs Leben äußern, sehr abgeneigt; aber eben so sehr, jener allzufrommen Meinung, der Christ dürfe mit der Philosophie keine Gemeinschaft haben; er müße sich nur mit rein religiösen und biblischen Gegenständen befassen, — als ob der Stifter des Christenthums nicht selbst auch Philosophie besaß und übte; als ob sein großer Apostel Paulus nicht besonders in dieselbe eingeweiht war, und oft mit ihren Waffen glücklich gekämpft habe für die Ehre und den Sieg der heiligen Sache seines Herrn.

Der Vollendete erkannte und fühlte es wohl, daß die Philosophie, zu einem gründlichen Studium der Theologie, unentbehrlich sey; daß sie die Prinzipien zu jeder Wissenschaft enthalte, jede Wahrheit vest begründen helfen; daher auch das beste Mittel sey, diese Andern einleuchtend zu machen und mitzutheilen, und die kräftigsten Waffen dar-

reiche, zum siegreichen Kampfe gegen Unwissenheit, Irrthum, Aberglauben und Unglauben, gegen Zweifel und Einwürfe aller Art. —

Philosophia, freylich, Philosophia plene exhausta ducit ad veritatem, ducit ad Deum!

Unter dem philosophischen Fächern zog den Vollendeten besonders die Logik an. Das Erste, was er mir bey meinem beginnenden Studium in die Hand gab, war: „Sailers Vernunftlehre für Menschen wie sie sind.“ (München 1785.) Wiederholt ermunterte er mich, bey meinem philosophischen Studiren, stets besondern Fleiß auf die Logik zu verwenden. Er liebte sie, wie Aristoteles, ihr Vater. „Die Logik,“ pflegte er oft zu sagen, „räumt im Köpfe auf; sie lehrt denken, ordnen, macht zum gründlichen Forschen und scharfen Prüfen fähig. Soll man eine Feder gut schneiden können: so muß das Messer scharf seyn. — So der Verstand, wenn man richtig, gründlich und scharf denken und unterscheiden will. Nichts schärft ihn aber besser, als die Logik.“ — Indessen verkannte er den dießfälligen Einfluß eines philosophischen Studiums der Grammatik verschiedener Sprachen, nicht. „Während ich Einen die Grammatik lehre, will ich ihn zugleich zu einem guten Logiker bilden,“ sagte er wiederholt; so wie er Arithmetik und Mathematik, welche Fächer er besonders in Frankfurt betreiben mußte, für vorzügliche Mittel formeller Geistesbildung ansah, und empfahl. —

Für eben so wichtig als die Logik, hielt er das möglichst gründliche Studium der Psychologie, dieser wohlthätigen Quelle der, dem praktischen Theologen besonders, so unentbehrlichen Menschenkenntniß. — Fortgesetzt suchte er in diesem Fache seine Kenntniße zu erweitern und zu berichti-

gen, theils durch wissenschaftliches Studium, theils durch Lesen von Biographien, besonders aber, durch genaue und scharfe Beobachtung seiner selbst und der verschiedenen Menschen, mit denen er in seinen vielfachen amtlichen, bürgerlichen und freundschaftlichen Verhältnissen umzugehen hatte. Ueber dieses Fach mit ihm zu sprechen, war äußerst lehrreich und angenehm, indem er so tief in die menschliche Seele hineinblickte, so genau die Wirksamkeit ihrer verschiedenen Kräfte wahrnahm, beynahe von jeder psychologischen Erscheinung, irgend ein Beyspiel aus seiner vielseitigen Erfahrung anführen konnte.

Kennend den wichtigen Einfluß des philosophischen Studiums der Religion und Moral, vernachläßigte er auch dieses nicht; verband dasselbe aber, vermöge seiner Erziehung, seiner Denkungsart und seines Studienganges, unmittelbar mit dem biblischen Studium dieser Fächer; er vereinigte demnach seine dießfälligen philosophischen Ansichten und Gründe mit den biblischen, die ihm, wie natürlich, die ersten, die ganz untrüglichen waren.

Aecht philosophisch, schloß er kein wissenschaftliches Fach, von dem er sich nur einigen Nutzen versprechen konnte, aus seinem Erkenntniß-Gebiete aus. Physick, Naturgeschichte, Weltgeschichte, besonders auch Aesthetick und Rhetorick; Alles was den Menschen überhanpt bilden und vernünftig machen kann; was besonders dem auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit Anspruch Machenden unentbehrlich ist, um für Andere recht brauchbar und nützlich zu werden, uahm er auf, und suchte sich so vollständig und gründlich als möglich damit bekannt zu machen. Er hielt das für Pflicht. Er wollte ein Weiser, und als solcher nützlich und wohlthätig für seine Brüder seyn. Er wollte gebraucht

werden können, wo es nöthig war. Daher waren in seinem Kopfe so viele und verschiedenartige Kenntnisse angehäuft; darum stand er überall am rechten Platze. — So sehr es ihm mißfiel, wenn der Theolog sein Hauptfach vergessend, vorzüglich fremdartigen Dingen oblag: so war ihm doch das Ausweichen aller nicht unmittelbar theologischen, biblischen Gegenstände der Erkentniß und Wissenschaft, unter dem frommen Vorwande: man versäume dadurch das Wichtigere, eben so mißfällig. Er hat sich hierüber deutlich und stark genug ausgedrückt in seiner Kapitelspredigt, Seite 54. „Sagt nicht, meine Brüder!“ drückt er sich da aus, nachdem er die Nothwendigkeit ins Licht gestellt hat, durch verschiedenartige Kenntniße, sich brauchbar zu machen, „sagt nicht, daß Frömmigkeit mehr sey, als Gelehrtheit, und daß eigne religiöse Erfahrung den Mangel aller weltlichen Wissenschaften ersetze. Nein, auch der Einfältigere, wenn er fromm ist, wird alle Mittel brauchen, die er brauchen kann, und nie wollen wir einen zwar wahren, aber leicht zu mißdeutenden Satz, zu einer sündlichen Schutzwehr der Trägheit, der Faulheit, des Unverstandes machen.“

Mit besonderer Vorliebe betrieb der Gelehrsamkeit liebende Mann, als Student, und späterhin, das Studium der Philologie. Er sah es zwar auch, wie das der Philosophie, nur als Mittel an zu dem höhern Zwecke der Theologie. Er konnte und wollte daher nicht, mit allzuviel Aufwand von Zeit und Kraft, durch alle die grammatikalischen, archäologischen, kritisch exegetischen Untersuchungen sich hindurch arbeiten, welches der Philolog ex professo thun muß, und thun wird. Indeßen hielt er es doch für höchst nöthig, in dieses wichtige Fach so tief und gründlich sich hineinzu-

arbeiten als möglich. — Die Schätze, welche jene großen Geister der Vorzeit, in ihren klassischen Schriften niedergelegt hatten, wurden ihm bald zu theuer; der Gewinn, den er aus dem Studium dieser Schriften für die Bildung seiner Geistes-Anlagen, seines Geschmackes, seiner Redekunst, und für die Bereicherung seiner Kenntniße ziehen konnte, war ihm zu wichtig, als daß er dieses Studium nicht hätte besonders lieb gewinnen sollen. Obschon es Heiden waren, welche jene klassischen Schriften schrieben: so hielt er sie doch für Fundgruben, aus welchen auch der Christ, und namentlich der christliche Theolog, für seinen Geist, für sein Herz, und für die Brauchbarkeit im Kreise seiner Mitmenschen, Schätze sammeln könne, die er mit freudigem Dank gegen Gott, und mit inniger Achtung gegen jene ausgezeichneten Männer annehmen und gebrauchen werde.

Er bekannte es wiederholt, daß er in Rücksicht auf formelle und materielle Bildung seines Geistes, dem Studium der alten Sprachen, und dem Lesen der klassischen Schriften der Lateiner und Griechen, sehr viel zu verdanken habe, und empfahl daher dieses Studium dringend bey jeder Gelegenheit. — „Ich vergleiche die klassischen Schriften der Alten," sagte er mir einige Male, „mit einem schönen Pallaste, der in mehrere einzelne Zimmer getheilt ist, angefüllt mit den größten Kostbarkeiten und Schönheiten. Die Sprachen sind die Schlüssel, die uns die Thüren in diese herrlichen Zimmer öffnen. Verschaffen sie sich diese Schlüssel, und lernen sie dieselben mit Fertigkeit gebrauchen, — und sie werden sich durch den Genuß in jenen Zimmern voll Kostbarkeit und Schönheit, in die sie dann hineingehen können, reichlich für ihre Anstrengung belohnt finden." Dieß sagte er aus eigner Erfahrung. Der Reichthum seiner alterthüm-

lichen und mythologischen Kenntniße, den er sich gesammelt hatte; das gründliche Studium der Grammatik; sein gutes, treues Gedächtniß; seine Liebhaberey für das Sprachstudium, und lange Uebung, machten es ihm möglich, die Schriften der Alten mit Leichtigkeit zu lesen, und aus diesen herrlichen Quellen reichlichen Genuß zu schöpfen. Stets, bis in die letzten Jahre, als er zu kränkeln anfing, unterhielt er, bey noch so vielen Geschäften, seine philologischen Kenntniße. Er las von Zeit zu Zeit, abwechselnd, bald einen lateinischen, bald einen griechischen Schriftsteller. — Sallust, Plinü epistolæ, Ovidü metamorphoses und Virgil von den Lateinern; Platos Dialogen, Xenophon, Plutarch, Hesiodus und Homer von den Griechen, schienen ihn besonders angezogen zu haben.

Vorzüglich liebte er die biblische Philologie. Die hebräische Sprache war seine Lieblingssprache. Ihre Einfalt, ich möchte sagen, ihre Kindlichkeit, das Anschauliche, Bildliche, Poetische nnd Erhabene derselben, mußte sein Gemüth einnehmen und ihn fesseln, so wie sie ihm besonders theuer und lieb seyn mußte, als Mittel, das ihn in's Allerheiligste hineinführte.

In dieser Sprache besaß er verhältnißmäßig die meiste Stärke; auf sie verwendete er auch fortwährend am meisten Zeit. Er las nicht nur jeden andern Tag kursorisch ein Kapitel in der hebräischen Bibel; nein, er studirte eigentlich das Hebräische fortwährend. Gewöhnlich bediente er sich der Interlineal-Bibel, Genf 1619, in Folio; aber immer hatte er die, bekanntlich äußerst korrekte Ausgabe von Attias zur Seite, nach welcher er die in jener etwa vorkommenden Fehler, die er augenblicklich bemerkte, korrigirte. Selbst die hebräische Grammatik, studirte er immer

noch mit viel Fleiß; es fanden sich auch wirklich für diese Sprache die besten neuern Grammatiken in seiner Bibliothek: die von Haße, und die vorzügliche von Vater. Mehr als ein Jahr lang las er ausschließlich, beynahe alle Nächte, hebräisch mit mir, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er ein einziges Wort im Lexikon hätte aufschlagen müßen, oder daß er sich in Rücksicht auf irgend eine, die Radix des Wortes noch so unkenntlich machende Veränderung, oder noch so feine grammatikalische Distinktion, geirrt hätte. Er hatte immer Vaters Grammatik zur Seite, und diese entschied jedesmal für seine Meinung. —

Auch die syrische Sprache hatte er sich, wenigstens in dem Grade eigen gemacht, daß er mit Leichtigkeit das Neue Testament in dieser Uebersetzung las; so wie er, besonders als guter Sprachkenner des Hebräischen, auch mit den Eigenthümlichkeiten des neutestamentlich Griechischen bekannt war. —

Aus dem bisher Gesagten ist bereits klar, daß auch des Vollendeten theologische Gelehrsamkeit, eine ausgebreitete, gründliche und solide gewesen sey. Hat er die Fächer, die er immer nur als Hülfswissenschaften betrachtete, mit so viel Ernst, Fleiß und Glück studirt, und fortgesetzt sich in denselben zu vervollkommnen gesucht: sollte er nun nicht in seinem Hauptfache, in der Theologie, weit mehr gethan, in diesem Gebiete weit sorgfältiger, ernster und forschender sich umgesehen haben? Dieß war wirklich der Fall. So wenig er darauf ausging, seine wissenschaftliche Gelehrsamkeit in der Theologie zur Schau zu tragen, vielmehr gewohnt war, überall, selbst wenn er als Antistes im Kreise seiner Amtsbrüder sprach, mehr das Praktische als das Wissenschaftliche derselben zu äußern: so sehr konnte

er doch auf den Namen gelehrter Theolog, Anspruch machen. Daß er nicht immer das für wahr hielt, was Andere für wahr halten; nicht über alle Gegenstände so dachte, wie mancher Gelehrter unserer Tage, das wird doch seiner Gelehrsamkeit keinen Eintrag thun; vielleicht mehr für dieselbe zeugen. —

Von einer richtigen, gründlichen Kenntniß der Bibel, geht eine wahre und gründliche Theologie aus! Bonus Biblicus, bonus Theologus! Davon war der Vollendete innigst überzeugt. Aber auch davon war er überzeugt, daß es eine nicht so leichte Sache sey, ein guter Biblikus zu werden, wie Manche sich vorstellen möchten. Bedenklich zuckte er die Achseln, wenn er etwa von noch jungen Theologen hörte, daß sie schon ganz im Reinen seyen, sich schon durch alle Schwierigkeiten hindurch gearbeitet haben, und nun auf dem Punkte stehen, die Bibel, in allen ihren Theilen, richtig verstehen, und richtig anwenden zu können.

Er war zwar auch dießfalls von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des Gebetes überzeugt; und er glaubte es freudig, und fand in diesem Glauben unendlich viel Ermunterndes und Stärkendes, daß Gottes Geist steten Einfluß habe auf den, nach Licht und Wahrheit strebenden Geist des Menschen, ihn zu erleuchten und in alle Wahrheit zu leiten; aber eine so unmittelbare und wundervolle Einwirkung jener göttlichen Kraft, wie Manche annehmen, dachte er sich nicht; und so wörtlich verstand er jene Aeußerung: „Es wird Euch zur Stunde gegeben werden," nicht, oder er dehnte sie vielmehr nicht so weit aus, wie Viele zu thun pflegen.

Nein, dem, der sich nicht die nöthigen Kenntnisse der Sprache, des Alterthums u. s. w. gesammelt hat, nicht

durch philosophisches Studium seinen Verstand, seine Urtheilskraft, seinen Scharfsinn geübt und geschärft hat, und nicht anhaltendem biblischem Studium sich ergibt, dem wird nicht gegeben, was er bedarf, um ein guter Theolog, um ein richtiger Bibelkenner, mit Recht genannt werden zu können.

O, wie thöricht wäre die Jahre lange, fortgesetzte Anstrengung solcher Männer, wie unser Heimgegangene war; wie zwecklos ihr Sinnen und Forschen; und wie traurig würde es nach allem dem um ihren Verstand und ihre Einsicht stehen, wenn sie nach mühsam durchgekämpfter Bahn, jedem angehenden Theologen dringend anempfehlen würden, die gleiche mühsame, wenn gleich herrliche Bahn, unverdrossen zu wandeln, und Andere doch, ohne solche Anstrengung, mit leichter Mühe, boni Biblici werden könnten!

Mit allen denjenigen Kenntnißen und Wißenschaften, die zu einem gründlichen Studium der Bibel erforderlich sind ausgerüstet, unternahm der Vollendete das heilige Geschäft ihrer Erklärung, freylich nicht nach der Manier derer, welche hier nur Menschenwerk erkannten. — Er wußte es zwar wohl, daß man bey der Erklärung der Bibel, Form und Materie, Wesentliches und Außerwesentliches, Individuelles und Generales, Bildliches und Wirkliches, wohl von einander unterscheiden müße; dem Streben aber, überall Bilder, Allegorien, Lokales und Temporelles zu finden, und alles natürlich erklären zu wollen, war er sehr abgeneigt.

Seine biblisch-philologischen Kenntniße, seine Wahrheitsliebe, sein hellsehender Verstand, sein Scharfsinn, sein feines ästhetisches, religiöses und moralisches Gefühl, leiteten ihn sicher bey seiner Exegese; so wie er auch die exegetischen Schriften verschiedener Gelehrten, namentlich

des Michaelis, stets zu Rathe zog; und so, wie nach einer grammatikalisch richtigen Uebersetzung; nach weiser Berücksichtigung der Einkleidung, des Zusammenhangs, des Ortes und der Zeit, der Lage und Stimmung des Redenden und der Hörenden mit ihren Bedürfnißen, die Gedanken, die Lehren, Vorschriften und Verheissungen der Bibel, dem unbefangenen, nach Wahrheit sich sehnenden Geiste, auffielen, so nahm er sie, als von Gott selbst gegeben, mit der innigsten Ueberzeugung an, und hütete sich daher jederzeit sorgfältig, weder philosophische noch ästhetische Lieblingsmeinungen, in die Bibel hineinzutragen, und durch willkührliche Deutung einzelner Stellen, sie zu beweisen. Die Bibel war ihm zu heilig; seine Seele zu sehr von Ehrfurcht erfüllt gegen ihren göttlichen Inhalt, als daß er willkührlich nur das Geringste an demselben hätte ändern, oder das, was nach einem vernünftigen exegetischen Verfahren ihm auch noch nicht ganz begreiflich war, hätte bezweifeln sollen, so wenig, als die oft wundervolle Art der göttlichen Mittheilungen, die für ihn gar nichts Anstößiges hatte. —

Gegründet auf solch solide Bibelkenntnisse und unerschütterlichen Glauben, stand seine eigentliche Theologie, seine Dogmatik, auf vestem Fundamente. Die strengste Konsequenz verband die Theile seines theologischen Systems zu einem, jedem Sturme trotzenden Gebäude. Seine Theologie war, in neuerer Form, die alte. Er nahm sie aber nicht blos gutmüthig auf Treu und Glauben an, wie seine gelehrten Vorfahren sie überlieferten. — Nein! er riß sogar das Gebäude nieder; er untersuchte jeden einzelnen Theil desselben; dabey ging er zu Rathe mit verschiedenen gelehrten Theologen, älterer und neuerer Zeit; schloß sich aber innigst an die Bibel an, und baute, durch ihre Aeuß-

ferungen geleitet, forschend, prüfend, Alles erwägend, das Gebäude wieder auf, das, in gefälligerer Gestalt, dem Wesen nach, dem alten ganz gleich war. — Ein Freund von einem wissenschaftlichen theologischen Studium, setzte er dasselbe stets fort, und versäumte nicht die in diesem Fache von Zeit zu Zeit erschienenen wichtigen Schriften, genau prüfend, zu lesen. Planks Einleitung in die theologischen Wissenschaften; Nösselts Bildung der Theologen; Döderlis christlicher Religions-Unterricht, durften nicht fehlen in seiner Bibliothek.

So viel ihm seine gehäuften Geschäfte Muße gestatteten, bemühte er sich stets; bis ins Alter, sich mit der neuesten theologischen Litteratur bekannt zu machen. — Er wollte wenigstens den Geist der Zeit beobachten und kennen lernen, um, worin er es für gut fand, mit demselben fortschreiten zu können. Unbedingt wollte er nicht folgen; er hielt es in sehr vielen Stücken für weit besser, hinter jenem Geiste zurück zu bleiben, um nicht späterhin getäuscht, schamroth zurückkehren zu müßen. —

Der, den wirklichen Gelehrten besonders eigene Geist der Duldung gegen Andersdenkende, erfüllte des Vollendeten große Seele in vorzüglichem Grade. Er ehrte die Ansichten und Meinungen eines Jeden, dem es um Wahrheit zu thun war; er achtete den Eifer des ernsten Forschers, und pflegte dann zu sagen: „Wer redlich suchet, wird zulezt doch finden.“ Aber wenn er Leichtsinn bemerkte, der das Heiligste nicht schonte, nichts für göttlich anerkannte, als die, in ihrer Wirksamkeit oft sehr eingeschränkte, Vernunft, und ihre Aussprüche höher, als die der Bibel achtete; dann empörte es ihn, und er konnte seinen Unwillen hierüber oft nicht zurückhalten. —

Weit entfernt jedoch, zu verlangen, daß man über Alles gerade denke und glaube wie Er, und seine Meinungen selbst denen, auf die er dießfalls Einfluß gehabt hätte, aufzudringen, ermunterte er vielmehr Jeden, sich mit den Ansichten und Meinungen älterer und neuerer Gelehrten sorgfältig bekannt zu machen; aber nichts weil es alt, oder weil es neu ist, zu verwerfen oder anzunehmen; sondern Alles genau zu prüfen, und das Gute, das Wahre vest zuhalten. Die Bibel aber, setzte er hinzu, müße Prüfstein seyn! —

Ihm war besonders auch das kirchenhistorische Fach sehr wichtig, dessen wohlthätigen Einfluß auf wissenschaftliche und praktische Theologie er lebendig einsah. In diesem Gebiete sein Wissen zu vermehren und zu berichtigen, wandte er fortwährend einen verhältnißmässigen Theil der Zeit an, welche seine amtlichen Geschäfte ihm übrig ließen. Mosheims, Planks, Spittlers, Schmids kirchenhistorische Schriften las er mit herzlicher Freude; auch hat ihn vor einigen Jahren Milners Kirchengeschichte, (aus dem Englischen übersezt von Peter Mortimer) um ihrer eigenen Tendenz willen, sehr angezogen. —

Vorzüglich bemühte er sich stets, ein möglichst guter Katechet zu werden. Dazu wurde er freylich, wie einst Sokrates, vom Schöpfer mit ausgezeichneten, seltenen Gaben beschenkt. Von aussen her Begriffe in den Verstand der Lernenden zu bringen sowohl, als auch mit ihrer eigenen Thätigkeit, das in demselben Verborgene heraus zu entwiklen, und sie auf die angenehmste Weise, in freudiger und gespannter Aufmerksamkeit zu erhalten, so lange er wollte, darin besaß der Selige eine ihm ganz eigne, vorzügliche Fertigkeit. Wie geschikt wußte er sich zu den Kin-

tern herabzulassen, sich in seinem Unterrichte nach der Fassungskraft, nach den Bedürfnissen, Neigungen und Wünschen derselben, zu richten. — Die Kinder schmiegten sich an ihn, und liebten ihn wie einen Vater. Oft, wenn die Unterrichtsstunde zu Ende war, baten sie ihn, noch ein wenig fortzufahren. Darum konnte er in der Kinderwelt des Segens so viel, noch weit mehr stiften, als es schien.

Aber eben so geschikt wußte er mit Erwachsenen, mit Studirenden umzugehen. Selbst das Trokenste, Ermüdendste, zog bey seinem Unterrichte an. Er verstand es, bald auf diese, bald auf jene Weise, die Aufmerksamkeit zu beleben, den Eifer zu spornen und für die vorzutragende Sache Sinn und Intresse zu erwecken. Wer unter seiner Leitung das Fach, in dem er von ihm unterrichtet wurde, nicht lieb gewann, der war für dasselbe gewiß ganz untauglich. Allein, immer arbeitete er daran, seine dießfällige Gabe und Fertigkeit, zu erhöhen. Er beobachtete deßwegen während seinem Unterrichte stets sich selbst und die, mit denen er sich unterhielt, und katechetische Schrifren hatten jederzeit ein besonderes Intresse für ihn; er versah seine Bibliothek reichlich mit ihnen, und eignete sich aus denselben sorgfältig an, was er noch nicht hatte, und doch zu haben für nöthig hielt.

So suchte er sich auch im homiletischen Fache möglichst gut auszubilden. Er machte sich daher mit den Schriften älterer und neuerer Homileten, so viel er konnte, bekannt. — Wie freudig las er Reinhards Geständniße, seine Bildung zum Prediger betreffend, und Tschirners Briefe über dieselben! Er war auch in diesem Fache wissenschaftlich gebildet, obschon er in seinen Predigten sich nicht immer streng und ängstlich an die homiletischen Regeln band.

Was er bey seinen Religionsvorträgen für besonders wesentlich hielt, und in denselben nie fehlen ließ, war: Biblischer Inhalt; strenge logische Anordnung der Gedanken; sorgfältige Berücksichtigung der allgemeinern und besondern Bedürfnisse, so wie der Fähigkeiten und der Bildung seiner Zuhörer; und gefühlvoller Ausdruck eines überzeugten Verstandes, eines religiösen, frommen, von der Heiligkeit und Göttlichkeit der vorzutragenden Gegenstände erwärmten Herzens. — Darin lag auch der Grund, warum er, wenn schon die Einkleidung und Darstellung seiner Gedanken eben nicht besonders, so wenig als seine Deklamation, anzog, doch bey dem wahrhaft gebildeten, nach Licht, Wahrheit, Ermunterung, Stärkung und Trost sich sehnenden Publikum, immer großen Beyfall genoß, und er daher seine Absicht, wahren Segen zu stiften, gewiß bey Vielen in hohem Grade erreichte. — Daran lag dem Seligen unendlich viel; er sah das Predigen für das Hauptgeschäft seines heiligen Amtes an, und bereitete sich daher jedesmal mit strenger Gewissenhaftigkeit auf dasselbe vor. —

Ueberhaupt bemühte er sich sehr eifrig, in allen Verhältnißen, in denen er stand, und durch jede Art seiner Wirksamkeit, segensreichen Einfluß zu haben auf Alle, die er mit seinem Wirken mittelbar oder unmittelbar berühren konnte. Er sammelte deßwegen reichlich, um reichlich geben zu können, und machte sich die schwere Kunst immer mehr eigen, auf die rechte Weise zu geben.

Seine feine Welt- und Menschenkenntniß, seine vielfachen Erfahrungen, sein stetes scharfes und genaues Beobachten seiner selbst und Anderer, und seine ruhige Besonnenheit, machten es ihm möglich, mit Jedermann so umzugehen, an jedem Orte, in jedem vorkommenden Falle sich

so zu benehmen, wie es für die Zwecke, die er erreichen wollte, am besten war. — Klug wie die Schlangen; aber ohne Falsch wie die Tauben, ging er, sein Ansehen und seine Würde stets behauptend, durch Alles Schwierige seiner Zeit und seiner Verhältniße hindurch. Als Weiser und als Christ wandelte er unter seinen Brüdern, stille, aber kräftig, und auf mannigfaltige Weise wirkend, für ihre irdische und himmlische Wohlfahrt. —

Ich könnte ihn deßwegen hier noch als Wirkenden zeichnen, in seinen verschiedenen Verhältnißen. Aber müßte ich dann nicht beynahe wörtlich wiederholen, was der verdienstvolle Herr Professor Scheitli in seinem Nachhalle in dieser Rücksicht besonders, so schön und treffend gesprochen hat? Und ist nicht in dem bereits entworfenen Bilde zugleich sein Wirken hinlänglich genug gezeichnet? — Ich berühre daher diesen Punkt nicht weiter. Es ist klar, der Selige wollte, so viel es einem Menschen möglich ist, Allen Alles werden! Aus diesem Wunsche gingen auch seine herzlichen Abschiedsworte hervor, die nun die Biographie beschließen sollen: —

Ich habe diese meine Lebensbeschreibung bis ganz nahe an das Ende meines siebenzigsten Lebensjahres gebracht; aber ich fühle, daß ich nahe am Ziele meiner irdischen Wallfahrt stehe; meine Kräfte nehmen zusehends ab. Ich säume daher nicht, aus der Tiefe meines Herzens noch einige Gedanken niederzuschreiben, mit denen ich mich trenne von meinen theuren Mitbürgern, und von meinen verehrtesten Herren Amtsbrüdern, mit der frohen Hoffnung, sie im beßern Leben einst wieder zu sehen, und mit ihnen dort ewig vereinigt zu seyn.

Das erste, wozu mein Herz mich auffordert, ist:

Den innigsten, wärmsten Dank gegen Gott zu bezeugen,

daß er mir so viel Gutes durch meinen ganzen Lebensgang erwiesen hat. Was ich besonders mit dem größten Dank gegen Gott erkenne, ist: daß er mir nicht nur so viele ausgezeichnete Wohlthaten geschenket hat, die mir mein Leben so angenehm gemacht; sondern, daß er alle meine Schicksale, alles, was auf das Ganze, was auf jede folgende Periode meines Lebens Einfluß und Bezug hatte, so angeordnet und eingerichtet hat, daß immer eines dem andern die Hand bieten mußte, um mich auf den Punkt zu bringen, den seine weise und väterliche Fürsorge für mich bestimmt hatte.

Ich sehe in Allem, was mir begegnet ist, Gottes leitende Hand. Und wenn ich nun den Wechsel meiner Schikfale überdenke, mich erinnere an die Verbindungen, in die ich geführt wurde, an die Bekanntschaften, in die ich gekommen bin, und von denen manche mir so lehrreich und so nützlich geworden sind: so erblicke ich Manches, wodurch meine Plane oft vereitelt wurden, und dadurch mein ganzes Schikfal eine andere, und weit günstigere Wendung genommen hat, als es hätte geschehen können, wenn es nach meinem Sinne jedesmal gegangen wäre. Ich sehe auch, wie viele Anläße, und wie lange Zeit mir der Herr gegönnet hat, nachzuholen und zu verbeßern, was ich versäumt, oder verdorben habe. Wenn ich alle Führungen Gottes mit mir zusammen nehme und andächtig überlege: so sinke ich im Staube hin in tiefster Demuth und Bewunderung, und in anbetendem Danke gegen meinen größten Wohlthäter. Dort will ich es ihm recht verdanken.

2.) Was ich dann noch hinzufügen möchte, ist eine öffentliche, herzliche Dankbezeugung gegen meine liebe Mitbürger, für so viel unverdientes Zutrauen, so viel Liebe und

Güte, die ich so lange von ihnen genoßen habe. Ich weiß wohl, daß ich Vieles der Achtung und Liebe zu verdanken habe, in der mein Vater allgemein gestanden ist, und die man zum Theil auf den Sohn übergetragen hat; aber diese Liebe hat sich mit der Zeit doch nicht vermindert, sondern eher vermehrt. Ich habe zwar auch mancherley erfahren, und sehr verschiedene Gesinnungen gegen mich gesehen; aber doch ist immer ein starkes Häufchen gewesen, das mich so geliebet hat, daß ich hoffen darf, meine öffentlichen und Privat-Vorträge so wohl, als mein Umgang mit ihnen, seyen ihnen nicht ohne Nutzen und Segen geblieben. Wie sehr wünsche und erbitte ich ihnen von Gott ein wahres und ewiges Wohl!

Aber wie sehr wünschte ich auch, daß ich in Manchem anders gewesen wäre, anders gehandelt hätte. Eine gewisse Furchtsamkeit, die mir von Jugend auf eigen war, hat mir's oft schwer, oft unmöglich gemacht, da zu reden, da zu handeln, wo ich Böses hätte verhindern können und sollen. Dann die Furcht, der Menschen Gunst zu verlieren; dann die Schaam, mich ihrem Tadel, ihrer Verachtung bloß zu stellen: wie mancher fremden Sünde wurde ich dadurch schuldig! Wie oft machte ich mir Vorwürfe darüber! Woher kam wohl diese Furchtsamkeit bey mir, die mich an so vielem Guten hinderte? Theils schreibe ich es meiner körperlichen Disposition, meinen zarten und reitzbarenNerven zu, wo die körperliche Empfindung die Kraft des Geistes hemmte, und ihm die Herrschaft, die er immer über die Sinnlichkeit haben sollte, zum Theil raubte. Theils wurde ich zu frühe angewöhnt, auf das Urtheil Anderer zu sehen, und mich darnach zu richten. So gut dieses ist, und uns oft zurückhält, nicht unbedachtsam, und nur auf

unsern eignen Sinn hin zu handeln: so hat es doch den Nachtheil, daß es uns hindert, das Urtheil Anderer zu prüfen, ob es recht oder unrecht ist; und im letztern Falle uns über dasselbe hinwegzusetzen, und nach unserer Einsicht und Ueberzeugung zu handeln. So machen wir uns oft zu Sclaven von dem Urtheile Anderer.

Ich sehe es ein, wie oft ich mir selbst, und der guten Sache geschadet habe. Wie sehr kränkt das Andenken an das, was versäumt, was nicht recht gethan ist; wie sehr wünschte ich, mehr, recht viel gethan zu haben, recht nützlich gewesen zu seyn! Wie sehr habe ich Nachsicht und Schonung und Vergebung von Gott und Menschen nöthig!

3.) Aber Eine Bitte, die ich an alle die thun möchte, die mich gekannt, die Anlaß gehabt haben zu sehen, oder zu hören, aus meinen öffentlichen und Privat-Vorträgen, was mein Glaube gewesen sey; worin ich Beruhigung, Kraft und Trost und frohe Aussicht in die Zukunft gesucht, und es deßwegen auch Andern anempfohlen habe. Prüfen sollen sie nun sorgfältig, ob sie das in irgend etwas Anderm suchen und finden können, als wo ich es gesucht, und Gott sey Dank! gefunden habe. Sie müßen mir nicht auf mein Wort hin glauben; sie sollen sich selbst fragen; sie sollen ernstlich darüber nachdenken, ob nicht die gnädige Anerbietung Gottes in seinem Worte; die Verheissung, die er uns Allen giebt: daß er uns durch Christum unsern Herrn, Vergebung, Gnade, und Seligkeit schenken wolle, das kräftigste Mittel sey, uns zur dankbarsten Liebe gegen Gott zu bewegen; ob das uns nicht vollkommene Beruhigung unsers Gewissens gebe; ob wir alsdann nicht alle Kraft und allen Beystand von

Gott erwarten können, alles Gute für dieses Leben, und die froheste Hoffnung für das Zukünftige? Und wenn sie es so finden: dann sollen sie diesen Weg auch einschlagen, und treu und ruhig auf demselben fortwandeln, sich immer an Gott halten, und zuversichtlich alles Gute von ihm erwarten.

4.) Und diese Bitte möchte ich noch besonders an einen jeden thun, den der Herr gewürdiget hat, ein Lehrer der Religion, ein Diener des Evangeliums zu seyn. Tragen Sie doch, meine verehrteste Amtsbrüder, tragen Sie niemals etwas vor, davon Sie nicht selbst vest überzeugt sind. Und die beste, sicherste Quelle, aus der wir Licht und Belehrung, reine und völlige Wahrheit, wie wir, und wie unsere Zuhörer sie bedürfen, um gewiß und sicher zu dem Ziele zu gelangen, das wir uns Alle vorsetzen: wahre, dauerhafte Glückseligkeit für dieses und für ein zukünftiges Leben, ist allein die göttliche Offenbarung in seinem Worte. Ich habe Sie gebeten zu prüfen, und unsere Christus-Religion mag das schärfste Prüfen aushalten. Aber dann bleiben Sie vest bey diesem Worte; weichen Sie in Nichts von demselben ab. Entweder verwerfen Sie es ganz, wenn es Ihnen nicht behagt, oder nehmen Sie es ganz an, so wie es ist; es ist Gottes Kraft und Gottes Weisheit. Denken Sie allemal, daß Gott, von dem es herkommt, und der es mit so vielen und so starken, unwiderlegbaren Gründen bevestiget hat, nach seiner unendlichen Weisheit und Güte, wohl gewußt hat, was er uns Menschen zu unserm Heile müße wissen lassen, und wohl gewußt hat, was es auf uns wirken kann und wirken wird, wenn wir es nur mit gehorsamem Glauben annehmen. Aendern Sie nichts daran; es ist für alle Zeiten geschrieben. Suchen

Sie nicht es zu moderniſiren; man will nicht wiſſen, was Sie ſagen, was Sie ſagen würden; man will wiſſen, was Gott ſagt. Geben Sie ſich nicht die elende Mühe, dieſes und jenes weg zu exegiſiren; Sie thun den Verfaſſern der heiligen Schrift größeres Unrecht, als Sie ſich gegen keinen Profanſcribenten erlauben würden. Wenn dieſer etwas ſo deutlich geſagt hat: ſo ſagen Sie nicht: er hat es nicht geſagt; ſondern Sie ſagen: er hat Unrecht gehabt. Nun ſo tadeln Sie auch die Verfaſſer der heiligen Schrift; tadeln Sie Gott, den Urheber der heiligen Schrift; und ſo arbeiten Sie, vielleicht ohne es zu wollen, das Anſehen der Bibel bey ſo vielen Leuten zu ſchwächen, und beſonders bey Ihren Zuhörern, und machen ſich für die ſchrecklichſten Folgen verantwortlich; Sie verſündigen ſich ſchwer an Gott, an Ihnen ſelbſt, und an andern Menſchen.

Es thut einem frommen Menſchen in der Seele wehe, wenn er einem Jakob, dem in der Bibel der Ruhm der Frömmigkeit gegeben wird; und einem Eſau, den der Apoſtel Hebräer: XII. 15, 16, 17, ſo fürchterlich ſchildert, ganz andere Charakter andichten hört. Man muß oft mit Bedauern denken: es müßen doch erbärmliche Menſchen im Alten Teſtament, und eben ſo unter den Zeitgenoſſen Jeſu geweſen ſeyn, die beſtändig um ihn waren, und ſeine Thaten ſahen, und ſich über das ſo ſehr verwunderten, worüber ſich nun, nach neuer, weiſer Deutung, kein vernünftiger Menſch verwundern wird.

Aber leſen Sie, was Paulus, Römer I. von denen ſagt, die ſich für weiſe hielten. Man ſagt: „Man muß mit dem Zeit-Geiſte fortſchreiten.“ Es iſt freylich etwas Wahres in dieſem Ausſpruche; aber wie unklug und unbeſchränkt nehmen die Meiſten dieſes Wort! Sagen Sie

selbst, wie oft Sie so manche neuere Meinung, ohne sie genugsam geprüft zu haben, aufgenommen, die Sie als Ephemeride erfahren, bald überlebt, und von andern, vielleicht noch schlechtern, verdrängt gesehen haben! Ich preise Manchen glücklich, den ich nach einer längern, oder kürzern Entfernung, von einer stärkern, oder geringern Abweichung und Verirrung, wieder gesehen habe zurückkommen. Wo der Herr nur Redlichkeit sieht, da weißt er durch so verschiedene Mittel endlich an das Herz zu kommen, wenn Alter und Ueberlegung das Gemüth ruhiger machen; wenn innere Bedürfniße sich regen; wenn Erfahrungen zeigen, wo man sie habe befriedigen können, und wo hingegen nicht. Dann ist der Weg angebahnt, um wieder auf die rechte Spur zu kommen, auf welcher man dann auch unerschütterlich bleibt. – Suchen Sie nur mit Wärme und Herzlichkeit zu reden, und Ihren Zuhörern das an ihr Herz zu legen, was Gott in seinem Worte sagt; und der Nutzen wird gewiß nicht außen bleiben; die Kraft der Wahrheit zeigt sich doch, und das ist Wahrheit, was Gott uns gelehrt hat! —

Predigten und Synodalreden.

Inhalt.

Seite

I. Predigt über Hiob VII. 1. Muß nicht der Mensch immer im Streit seyn auf Erden u. s. w. gehalten den 5ten Juny 1776. . . . 1.

II. Das Amt der Diener des Evangeliums, ein Amt des Friedens; der Ruf Gottes an den Sünder, ein Ruf zum Leben und zur Seligkeit. Eine Eintrittspredigt im Linsebühl, über Jesajas LII. 7. gehalten den 21ten December 1777. = = 27.

III. Pflichten, Würde und Lohn eines rechtschaffnen Predigers. Eine Synodalpredigt über Daniel XII 3. gehalten an der Stadt St. Gallischen Synode, den 20ten May 1788. = = = 44.

IV. Eine Eintritts-Predigt über 1. Pet. V. 1—4. gehalten zu St. Laurenzen, beym Antritt der ersten Pfarrstelle, den 12ten Aprill 1795. = = 73.

V. Eine Bettags-Predigt über Jeremias VI. 8. gehalten am allgemeinen schweizerischen Buß- und Bettag, den 8ten September 1813. = = 99.

VI. Wie soll sich der Geistliche in Allem als ein Diener Gottes zeigen? Eine Synodalrede über 2. Kor. VI. 4. gehalten an der Stadt St. Gallischen Synode, den 9ten Juny 1795. = = = 119.

Seite

VII. Ueber den falschen, unrechten Gesichtspunkt, aus welchem manche Geistliche ihr Amt ansehen; und welches hingegen der rechte Gesichtspunkt sey, aus dem wir es ansehen sollen. Eine Synodalrede über Timoth. I. 12. gehalten den 18ten September 1804. . . . . 129.

VIII. Ueber die Wirksamkeit des Predigt-Amtes. Eine Synodalrede, gehalten den 7ten July 1807. 135.

IX. Ueber den Werth und das Verdienst des Predigers. Eine Synodalrede, gehalten den 17ten July 1810. . . . . 141.

Predigt

über Hiob VII. 1.

„Muß nicht der Mensch immer im Streit seyn auf Erden; und seine Tage sind wie eines Taglöhners?“

Man kann den Menschen und das menschliche Leben von zwey verschiedenen Seiten betrachten M. Fr. entweder von der guten und vortheilhaften Seite, und da zeiget sich der Mensch als das Meisterstück und die Zierde der Schöpfung, in der Schönheit seiner Jugend, in der Blüte seiner Jahre, wo Rosen und Lilien auf seinen Wangen blühen und eine muntere und lebhafte Gesundheit und Stärke alle seine Glieder belebt, daß sein Anblick einen jeden rühret der ihn siehet; da zeigen sich die mancherley Freuden und Ergötzlichkeiten die uns durch alle Sinnen als durch so viele Quellen zuströmen; die angenehmen Verbindungen von Liebe, Freundschaft und Geselligkeit; die Bequemlichkeiten und Gemächlichkeiten dieses Lebens; die Vortheile die wir uns durch unsern Fleiß und durch unsere Geschicklichkeit verschaffen; die Vorzüge der Ehre und des Ansehens; da scheinet uns die Welt ein wahres Paradies und das Leben nichts als Vergnügen zu seyn.

Aber so reitzend dieses Bild ist, und so sehr wir in dasselbe verliebt seyn mögen, so ist es doch nicht das ganze Bild des menschlichen Lebens; unsere Gesundheit ist manchen Anfällen und unser Glück manchen Abwechslungen unterworfen; es ist niemand der ein vollkommenes und ungestörtes Glück genösse; die allgemeine Erfahrung zeiget uns noch eine andere Seite des menschlichen Lebens, und so reitzend und angenehm die erstere ist, so traurig und unangenehm ist diese zweyte; so sehr uns die erstere an das Leben und an die Welt anfesselt, so sehr muß uns diese davon abziehen. Der Schwermüthige und Melancholische, oder derjenige, der in der Welt sein Glück nicht hat machen können, den sie betrogen hat, (und sie betriegt viele) wissen nicht schwarze Farben genug zu finden, um sie uns scheußlich und traurig genug vorzustellen, und wer weise ist, denkt, es mag daran seyn was es will, so ist es doch Weisheit darauf zu sehen und sich auch von dieser Seite recht bekannt zu machen; denn sie wird uns doch allen einmal zu Gesichte kommen, nur mit dem Unterschied, daß derjenige, der seine Angen davon abgewendet, und im Taumel der Freuden so wenig daran gedacht als möglich, dereinst von diesem Bilde desto mehr erschrekt und überfallen wird, und wenn er in dieser Welt, für die er allein gelebt hat, kein Trost und kein Glück mehr findet, nichts mehr hat, woran er sich halten kann. Wir müssen suchen den wahren Werth des menschlichen Lebens kennen zu lernen und darum auch seine traurige Seite betrachten. Ich will mich diesmal bemühen euch das Bild davon zu entwerfen, nicht wie es Schwermuth und Eckel oder Ueberdruß uns übertrieben vormahlt; aber auch nicht wie es sich die Thorheit und jugendliche Unbesonnenheit verkleinert, ohne ihm etwas zu benehmen, oder etwas dardurch

gut zu machen, sondern so wie es der Wahrheit und der Erfahrung gemäß ist.

Ist nicht das menschliche Leben ein wahres Sclavenleben, voll Mühe und Arbeit und Verdruß, und jedem seine Last so stark und so voll zugemessen als immer einem Taglöhner harter Arbeit genug zugemessen wird? daß, wie ein Sclav nach der Freyheit und ein Taglöhner nach dem Abendschatten sehnet, so sollte der Mensch nach dem Ende seines Kummers, oder was gleich ist, nach dem Ende seines Lebens sich sehnen. Dies sind die Worte Hiobs. Hiob hat sie in der Bitterkeit seines Herzens, unter der Last seiner Leiden gesagt; aber wir werden sie ihm bey kaltem Blut, bey ruhiger Ueberlegung nachsagen, wenn wir mit einem unpartheyischen Blick das menschliche Leben durchschauen.

Laßt uns erstens sehen, was Hiob von dem menschlichen Leben sage.

Zweytens, wie wahr es sey, was er davon sage.

Hiob braucht zwey Bilder die alle beyde sehr stark, aber auch dabey sehr bequem sind die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens auszudrücken. Das erste das in unserer Uebersetzung heißt: muß nicht der Mensch immer im Streit seyn auf Erden, heißt eigentlich: hat nicht der Mensch Herrendienst oder auch Kriegsdienst auf Erden? Es wird nemlich dieses Wort von einem solchen Menschen gebraucht der um den Lohn gedinget oder gemiethet wird, Soldaten- oder Haus-Dienste, Knechts-Arbeit zu verrichten; es zeiget also eine unangenehme und harte Lebensart an, weil er von dem Willen eines andern abhängt und alles das unangenehme und verdrüßliche zu erfahren hat, das mit der Untertwürfigkeit allemal verbunden ist: zum andern, weil er seiner Bestimmung nach schon zu einer harten und sauren Arbeit

verbunden ist; denn, weder um einen geringen Sold das Leben für einen andern wagen und Gefahr laufen verstümmelt, krank und elend zu werden, und dennoch dabey verlassen zu seyn, wie insgemein das Schicksal eines alten Soldaten ist; noch auch um einen Tag- oder Jahrlohn die Arbeit eines Knechts oder Sklaven zu verrichten, und sichs gefallen lassen, wie harte und wie viele Arbeit mir von meinem Herrn auferlegt werde, ist ein Stand den jemand erwählen wird, der nur irgend auf eine andere, leichtere und vortheilhaftere Art sein Leben und seinen Unterhalt gewinnen kann, und der Stand der Knechtschaft ist allemal ein Bild des kümmerlichsten und mühseligsten Lebens. — Das andere Bild ist hergenommen von einem Taglöhner, und seine Tage, sagt er, sind ꝛc., dadurch wird ein solcher vorgestellt, der sehnet und wartet daß die Stunde herankomme, wo seine bestimmte Arbeit, die er um einen Lohn thut, aus ist; dessen Arbeit so hart und so viel ist, daß er so genug hat wenn der Tag hin ist, daß er nicht mehr kann; dessen Kräfte so erschöpft sind, daß er kaum erwarten kann bis der Abend kommt wo er ausruhen kann.

Diese beyde Bilder zusammen genommen zeigen also an, daß der Mühseligkeiten dieses gegenwärtigen Lebens weit mehrere seyen als der Freuden und Annehmlichkeiten, so viel Widriges und Unangenehmes, daß es das Süsse und Angenehme weit überwiege; daß das menschliche Leben, weit entfernt ein Stand der Freude und des Vergnügens zu seyn, ein Stand der Arbeit, des Streits, der Mühseligkeit seye, wo der Mensch sich den Widerwärtigkeiten so wenig entziehen könne, als ein um den Lohn Gedingter sich der Arbeit weigern dürfe, und wo er deren so viel zu Theil bekomme, wo seine Geduld, seine Standhaftigkeit so dadurch geübet werde,

daß er ganz müde, abgemattet, nach der Ruhe des Grabes sich sehnen werde.

Sollte das wohl so in dem strengsten Sinne wahr seyn M. Fr.? Werden uns nicht so manche fröhliche Geschöpfe, so manche Menschen die nichts als Vergnügen auf der Welt finden, laut widersprechen und unsern Satz widerlegen? werden sie uns nicht sagen: wenn ihr schwermüthig oder unglücklich seyd, wenn ihr euch über ein hartes Schicksal zu beklagen habt, so laßt doch wenigstens uns unsere Freuden, und kommt nicht zu behaupten, daß das menschliche Leben überhaupt so traurig und elend seye, daß wir in dem Genuß unsrer Vergnügen dadurch gestöhret werden und andere abgehalten dieselben mit einem freyen Gemüth zu suchen? Werden sie uns nicht sagen: ein Unglück für euch, wenn ihr keine Freuden finden könnet! wir finden ihrer genug und belachen euere Thorheit? — Gerade die am wenigsten M. Fr. Wir kennen ihr Zustand so gut, daß wir uns auf ihr Zeugniß selbst berufen dürfen; aber wir müssen sie in einer Stunde fragen, wo sie aufrichtig, wo sie bey sich selbst sind; wir müssen sie belauschen, wo sie uns ihr Herz entdecken und uns herausſagen, was wir ihnen schon auf der Stirne ansehen. Denn ausserdem daß euere Blindheit selbst euere Krankheit ausmacht und euer Unglück darin besteht, daß ihr es nicht kennet, daß das euer Joch ist was ihr euere Freuden nennt, und ihr Sklaven einer unruhigen Leidenschaft seyd; ausserdem, wie manche verdrüßliche Stunde habt ihr, wo ihr das Leere fühlet, das alle Wollüste, alle Vergnügungen doch in euern Seelen zurücklassen; wo ihr euch selbst zur Last seyd, wenn ihr allein seyn müßt; wo euch ein Vergnügen schmerzt, das ihr entweder nicht habt erreichen können, oder dessen Genuß euch plötzlich ist entrissen

worden; wo ihr Eckel und Ueberdruß in dem Genuß der Freuden fühlet der ihr schon zu gewohnt seyd; wo ihr voll Unzufriedenheit euch beklaget, daß doch keine vollkommene Freuden seyen? Aber werden uns nicht wenigstens so manche fromme und tugendhafte Menschen widersprechen, die auf eine vernünftige Weise die unschuldigen Freuden dieses Lebens geniessen, und die eben durch ihre Tugend ein vergnügtes und zufriedenes Leben führen, und die man in einem vollkommenen Sinn glücklich nennen kann? Nein gewiß nicht, M. Fr.! denn ausser dem daß uns die Tugend nicht von den Mühseligkeiten dieses Lebens völlig befreyet, so fühlen diese noch besonders den innern Streit ihrer Leidenschaften; und je eifriger sie in der Tugend sind, und je weiter sie darinn gekommen, desto mehr werden sie die Schwäche ihrer Natur, die Stärke ihrer Verdorbenheit, die Unvollkommenheit ihrer Tugend einsehen, mit Schmerzen empfinden, und sie werden uns gern gestehen, daß sie hier nicht ihr wahres Glück, ihre wahre Zufriedenheit weder suchen noch finden. Der Ausspruch Hiobs bleibt eine Wahrheit, der niemand widersprechen kann: Der Mensch muß hier immer im ꝛc. ꝛc.

Ich hoffe ich werde dieses hinlänglich bewiesen haben, wenn ich zeigen werde, daß kein Alter, kein Stand, keine Lebensart unter den Menschen seye, wo nicht der Freuden weniger als der Leiden und der Mühseligkeiten seyen; daß es nach der innern Natur und Beschaffenheit des Menschen, nach seinen äussern Umständen und Verbindungen nicht anders möglich seye; daß es die Einrichtung der Welt so mit sich bringe und nothwendig mache; ja, ich getraue mir noch mehr zu sagen, daß es den Absichten des Schöpfers gemäß und gut, und heilsam für den Menschen seye, daß er Leiden und Mühseligkeit auf dieser Welt habe.

Laßt uns bey dem kindischen Alter des Menschen anfangen. Es ist wahrlich dieses ein so unschuldiges, angenehmes Alter, daß wir es nie ohne Vergnügen ansehen können, und wenn eine Zeit von der allgemeinen Regel könnte ausgenommen werden, so wäre es diese. Aber wenn die Kindheit das Alter der Unschuld ist, so ist sie auch das Alter der Unwissenheit, und ein Kind weißt wenig oder nichts von sich, und ist also auch nicht fähig dasjenige zu empfinden oder zu geniessen, was man eigentlich Glück heissen kann. Wenn wir uns ihr Alter also glücklich vorstellen, so ist es mehr Neid, daß wir es nicht so geniessen können, als wirklichen Vortheil auf Seiten des Kindes. Wenn wir über das bedenken, wie viel Gefahren und Krankheiten dieses Alter ausgesetzt ist, Krankheiten die ihm ganz besonders eigen, Krankheiten die damit so zu sagen unzertrennlich verknüpft sind; wie viele es das Leben kostet, da es eine ausgemachte, bekannte Sache ist, daß über die Hälfte dahin sterben ehe sie recht gewußt, daß sie leben, da wir so Viele leiden sehen ehe sie gesündiget, und die Strafe kommt, ehe sie dieselbe verdienen, sie tragen müssen als ein Erbtheil das auf ihre Menschheit fällt: kann man da nicht sagen, daß der Mensch zu leiden gebohren, und daß er mit dem Morgen seines Lebens dieses sein Tagwerk anfange?

Aber die Jugendjahre M. Fr., diese Blüthe unsers Lebens, dieser Frühling unsrer Tage, scheint recht die Zeit der Freude und des Genusses zu seyn, und wir denken nie an sie zurück ohne sie heimlich zu bedauren, daß sie so bald geflohen; das leichte Blut, die heitere Denkungsart, eine gewisse glückliche Gleichgültigkeit, ein volles Gefühl von genugsamen Kräften, lassen uns nicht zu, etwas schwer anzu-

sehen, irgend einer treuen Vorstellung Gehör zu geben, vor etwas zu erschrecken, durch unnöthige Furcht oder Gram uns in unsern Freuden stöhren zu lassen. Ja es ist wahr M. Fr., es sind die Jahre der Freude; aber wie theuer bezahlen wir sie auch? Es sind die Jahre des Unverstandes, der Wildheit, wo Blut und Lüste schäumen, wo die Leidenschaften in Gährung kommen, wo so Mancher Schiffbruch gelitten, wo es ein Glück, wo es etwas rares ist, nur mit Thorheiten durchzukommen, wo man gern die Freuden hingeben sollte, wenn man den Unverstand und die Gefahren mit weggeben könnte; weil der Verlust wohl ersetzt wäre; Jahre, an die die eine Hälfte mit Schaam, und die andere mit Reue zurück denken; Jahre, wo die, die darinn sind, lachen, und die, die vorbey sind, zittern, eben deswegen, weil diese lachen; nennet sie nicht Jahre des Glücks; nennt sie die gefährlichsten Jahre; nennt sie den gefährlichsten Ort, auf dem ungestümmen Meere des Lebens.

Die männlichen Jahre sind die, die uns den Besitz der eigentlichen Güter dieses Lebens verschaffen; wo wir in der Welt unser Glück machen, wo wir in Ehre und Ansehen kommen, empor steigen und einen Namen bekommen; wo wir zu Vermögen, zu Reichthümern, zu Schätzen gelangen; wo wir uns und die Unsrigen versorgen; aber wie viel Sinn und Sorgen, wie viel Mühe und Arbeit! Es ist der Mittag unsers Lebens, wo die Sonne unsers Glücks am höchsten steht; aber wo sie auch am heissesten brennet. Wir sehen die Menschen da in ihrer meisten Stärke und Geschäftigkeit; aber wo sie rennen und laufen um zu dem Ziel zu kommen, und wo sich so viele beklagen, daß ihr Laufen und Rennen umsonst ist. Es ist das Alter, wo wir auf jedem Angesicht den Beweis der Worte lesen: im Schweiß

deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und wo wir das Glück nur dann erst recht zu schätzen wissen, wenn es eine Frucht unsers Schweißes und unserer Arbeit ist. Wenn die heisseste Stunde am Tag; wenn die hitzigste Arbeit, der arbeitvollste Theil des Lebens; wenn Plan, Entwürfe zum Glück; wenn Bemühungen um das Glück, Glückseligkeit heißen kann; ja dann ist der Mensch in diesen Jahren am glücklichsten; aber wenn er es ist, so ist ihm sein Kopf von Geschäften und Bemühungen so eingenommen daß er es nicht sehen, nicht geniessen kann, und die meisten thun ja von selbst Verzicht darauf und sagen: jetzt bin ich in den Jahren wo man die Arbeit nicht scheuen muß; wenn ich einmal älter bin, so will ich mich zur Ruhe setzen, so will ich in Ruhe geniessen was ich erworben habe.

Das Alter ist also die Zeit der Ruhe, das sind die Jahre der Weisheit, wo uns Erfahrung und Klugheit ehrwürdig machen, das ist also die Krone des menschlichen Lebens? — Ja, wenn wir die Schwachheiten, die Gebrechlichkeiten des Alters nach dem Leib und nach dem Gemüth vergessen könnten; wenn wir nicht alles damit auszudrücken pflegten: er ist alt; wenn wir nicht alle eine geheime Furcht, eine Abneigung vor dem Alter hätten, daß es sogar zum Sprüchwort worden ist: es will jedermann alt werden; aber niemand alt seyn; wenn es nicht in der Bibel stünde: die Jahre von welchen du sagen wirst, sie gefallen mir nicht, ich mag sie nicht; wenn es nicht von den Erzvätern, die noch in jenen glücklichen Zeiten lebten, schon hiesse: er starb alt und lebensatt. Nein M. Fr. lasset uns frey gestehen, es sind die Jahre, wo wir uns selbst und andern zur Last werden; wo wir die Geduld, die Nachsicht, die Hülfe unsrer Freunde anflehen müssen; wo wir viel lei-

den, und wo uns Furchtsamkeit und Schwachheit alles doppelt schwer macht; wo wir sehr oft wieder in die Jahre der Kindheit fallen — ein Gedanke der uns Thränen auspressen sollte! — und es ist billig daß wir weinen; der Anfang unsers Lebens sind Thränen, und das Ende verdienet Thränen. Durch das ganze Leben hindurch M. Fr., was ist der Mensch? Zu Leiden und zur Arbeit gebohren, und seine Tage sind so voll davon als eines Taglöhners; wenn ihr ihn in der Ruhe sehen wollt, so müßt ihr ihn im Grabe sehen.

Laßt uns nun die verschiedenen Stände der Menschen nur mit einem Blick durchgehen.

Zuerst bietet sich uns der Stand der Hoheit und der Würde dar, welcher am meisten von den Vorzügen und Gemächlichkeiten dieses Lebens verspricht. Es klingt prächtig, über andere erhaben, zum Herrschen gebohren seyn; sich verehret, angebetet sehen; so viele Menschen zum Dienst, zur Aufwartung haben. Aber das ist nur das Aeussere, das Blendende der Hoheit. Wir sehen das Glänzende an der Krone des Monarchen; aber er fühlt das Drückende derselben. Wir sehen die Würde des Grossen und er fühlt die Last davon. Wenn es Mühe kostet sein eigen Glück zu machen, so muß es ungleich mehr kosten für Vieler Glück zu sorgen. Wir schlafen, wenn die Sorge für unser Wohl unsere Obern schlaflos nachdenken macht; wir geniessen ruhig die Früchte ihres Nachdenkens und ihrer Vorsorge, und je höher ihr Stand ist, desto häufiger und grösser ist ihre Sorge, Furcht, Mühe und Verantwortung; der hohe Stand ist von jeher für den unruhigsten und beschwerlichsten angesehen worden, und seine Hoheit beraubt ihn noch überdas der süssen Vortheile der Freundschaft und

Vertraulichkeit; wer den Fürsten umgiebt, der schmeichelt ihm gemeiniglich entweder aus eigennützigen Absichten oder aus Furchtsamkeit.

Wie ruhig, wie zufrieden kann hingegen der Niedrige, Geringe in seiner Strohhütte oder in seinem kleinen Häuschen leben, frey von grossen Sorgen und Absichten, sicher vor den Schmeichlern, zu klein, zu unbekannt für die Nachstellungen der Feinde oder falschen Freunde! — Ja, wenn er nicht oft das Drückende der Armuth, schwere Nahrungssorgen, pressende Bedürfnisse, Furcht, Angst, Verzweiflung fühlte; wenn ihm nicht die Unterdrückung des Grossen weh thäte; die Verachtung, die er nicht verdienet, ihn nicht kränkte; die Härte, mit der man ihm begegnet, ihm nicht Seufzer, und die Unbild, der er nicht widerstehen kann, Thränen auspreßte.

Der Mittelstand, der so oft gepriesne Mittelstand wäre noch der glücklichste, der so still durch das Leben hinschliche, ohne der Verachtung der Armuth, noch dem Neid der Hoheit blosgestellt zu seyn? Wenn nicht zwey Dinge hier in Betracht kämen: einmal, daß wie er das Ungemächliche der Armuth, noch das Gefährliche, das Unruhige der Hoheit erfährt, so genießt er auch weder das Glück des einen noch des andern; er hat etwas Mattes und Todtes, und ist einem Schiff gleich, das zwar durch Stürme nicht hin und her; aber auch durch keinen günstigen Wind fortgetrieben wird, das immer auf einem Fleck stehen bleibt. Zum andern findet sich eigentlich der Mittelstand nirgends, indem selten jemand mit seinem Stand zufrieden ist, sondern jeder immer höher zu kommen trachtet. Der Bauer wünschte Bürger, der Bürger wünschte Edelmann, der Edelmann Graf zu seyn; ein jeder, sobald er den neben sich siehet der

eine Stufe höher steht als er, so denkt er: das könntest du auch seyn, und beneidet ihn, und verlieret dadurch die Vortheile seines Standes ohne des andern seinen zu erhalten, und das macht daß das Gleichmüthige, das Ruhige, das den Mittelstand ausmachen sollte, fast nirgends zu finden ist.

So ist auch keine Lebensart unter den Menschen die nicht ihre Mühe, ihre Beschwerden habe; ohne Mühe, ohne Arbeit werden wir niemals nichts erwerben, zu nichts gelangen können. Es ist wahr, die eine Lebensart ist feiner, ruhiger, stiller als die andere; aber der ganze Unterschied bestehet darinn, daß der eine mehr durch Nachdenken, durch Studieren seinen Kopf zerbricht, und die Kräfte seiner Seele schwächet und abnutzet, und der andere durch harte Arbeit mehr die Kräfte seines Körpers. Derjenige, der eine stille, sitzende Lebensart hat, klaget sich über Bewegung, weil er deren zu wenig hat, und derjenige, der eine unruhige Lebensart führet, beklaget sich auch über Bewegung, weil er deren zu viel hat, und die geschäftigste, und demzufolge die unruhigste Lebensart, ist allemal noch die glücklichste, weil sie uns nicht Zeit läßt an die grössern und wichtigern Unbequemlichkeiten des Lebens zu denken.

Eine andere Quelle der Mühseligkeiten dieses Lebens, (und diese Quellen sind so häufig als die Quellen dort bey der Sündfluth, wo die Brunnen der Tiefe und die Fenster des Himmels aufgethan wurden) eine andere Quelle dieser Mühseligkeiten sind unsere Leidenschaften. Ohne Leidenschaften ist der Mensch einem Schiff gleich ohne Wind und Segel, todt und matt zu jeder Verrichtung, zu jedem Geschäfte dieses Lebens, zu jeder Freude, zu jeder Empfindung träge und ungeschickt; die Leidenschaften sollten also sowohl jeden Menschen als die ganze Verbindung der

Welt in Bewegung setzen und erhalten; aber so wie sie jetzt sind, sind sie den ungestümmen Meereswogen gleich, die sich unvermuthet und plötzlich erheben, mit der größten Heftigkeit auf das arme Schiff losstürmen und es bald von seinem Lauf ab, und auf ganz unrechte Spur bringen, bald es in den Grund zu stossen drohen, und bald es an Klippen und Felsen werfen. Sie benebeln unsere Vernunft, sie herrschen über unser Herz, sie reißen uns mit der größten Gewalt fort zu dem was wir vorher wissen, daß es uns hernach gereuen wird; wir haben lange zu thun bis wir sie kennen lernen, und noch länger bis wir sie besieget haben; der ist glücklich, der kurz vor seinem Tode sagen kann: ich habe meine Leidenschafteu bezähmet und sie unter die Herrschaft der Vernunft gebracht; nun könnte ich das Schiffchen meines Lebens weislich führen; aber er muß abtreten, und es ist ein Glück für ihn; denn, wer weißt wie er die Probe aushalten würde; oft wachen Leidenschaften auf einmal wieder auf, die wir schon lange für gedämpft gehalten haben; ein Wort, ein Blick, eine falsche Vorstellung ist fähig die ruhigste Seele in volle Flammen zu bringen. — Das sind die Leidenschaften überhaupt, die Stürme unserer Seele.

Laßt uns nun einige der Hauptleidenschaften besonders vornehmen. Diejenige die uns antreibt Geld und Güter zu erwerben, Vermögen und Schätze zu sammeln, ist gut und nützlich in ihrem Ursprung, weil sie uns zu Fleiß und Arbeitsamkeil antreibt, und angenehm in ihrem Fortgang, weil sie uns mit dem Besitz dessen was wir erworben haben, erfreuet; aber was für eine tyrannische Gewalt übet sie über den aus, bey dem sie herrschend geworden ist! Wie wenig Ruhe noch Rast läßt sie ihm, wie wenig froh wird

er deſſen was er beſitzt, was für Furcht und Angſt es zu verlieren, zu was für verächtlichen, niederträchtigen, zu was für laſterhaften, ſchrecklichen Thaten hat ſie nicht ſchon die Menſchen verleitet! Der hat ſeinem Freunde etwas verſprochen; aber er ſieht in der Folge, daß er es ohne ſeinen Schaden nicht halten kann: lieber wird er ſein Wort brechen und treulos werden, als gegen ſeine Lieblingsneigung handeln. Der andere ſiehet einen Vortheil, einen groſſen Gewinn; aber er müßte gegen ſein Gewiſſen handeln, er müßte betriegen, er macht ſich ein Bedenken, aber die Verſuchung iſt zu ſtark; denn ſein Herz iſt ſchon gewonnen. Man ſollte ſeine Kinder gut erziehen, den Armen etwas geben, eine nützliche Anſtalt unterſtützen helfen; aber es koſtet zu viel Ueberwindung etwas aufzuopfern; man verſäumet die wichtigſten Pflichten ſeines Standes. Es betrift Ehre, Ruhm, etwas zu thun oder zu geben; aber das Geld iſt mehr als Ehre, Ruhm; man iſt ein Sklav ſeiner Leidenſchaft.

Weit edler ſcheint der Trieb nach Ehre zu ſeyn, und zu was für nützlichen, rühmlichen, groſſen Thaten hat er nicht ſchon die Menſchen angetrieben. Ja, aber was für ein unerſättlicher Durſt iſt er nicht, ein Feuer das den Menſchen verzehret, das ihm Tag und Nacht keine Ruhe läßt, das niemals ſtille ſteht und immer weiter gehen will, das ihn antreibt auf den ſteilſten Wegen mit der größten Mühe der Ehre entgegen zu klimmen; was für krumme Wege, was für verbotene Mittel werden nicht oft gebraucht von Verläumdung, Verkleinerung, Unterdrückung anderer; was für Eiferſucht, Furcht, Unruhe das bischen Ehre wieder zu verlieren, das man mit ſo vieler Mühe erworben hat; die Eiferſucht auf der einen Seite und Neid auf der andern ſind unzertrennliche Folgen der Ehrſucht. Und wie viel Un-

ruhe, wie viel Sorge hat der Ehrgeitzige, die dem ganz unbekannt sind, der still und ruhig in dem Thal der Demuth geht; und wie plötzlich, und wie unvermuthet stürzt man oft von der größten Höhe hinab! Und doch meine Freunde, ist dieß ein Trieb der sich nicht leicht unterdrücken läßt, wo er einmal in ein Herz zu brennen angefangen hat; der Mensch ist ein Sklav davon selbst wider seinen Willen.

Aber der Trieb der Wollust, der Hang zum Vergnügen scheint der unschuldigste zu seyn, so wie er der allgemeinste ist. — Ja er hat das vor andern Leidenschaften zum Voraus, daß er sich unter der unschuldigsten, erlaubtesten Gestalt in das Herz einschleicht; daß er es am leichtesten geneigt findet ihn aufzunehmen; daß er sich vest darinn setzt, und eine Gewalt über uns bekommt, die uns nicht mehr Herr über uns selbst läßt, ehe wir ihn recht kennen gelernt; daß er unter der reizendesten, verführerischsten Stirne die meisten Menschen an sich zieht. Diese Leidenschaft hat das zum Voraus, daß sie alle Vorurtheile von Schaam und von Schande, ein Zaum sonst für die andern, unter die Füsse getreten; daß sie mit aufgerecktem Hals auf unsern Gassen einhergeht, und unter dem Modeton und feinen Geschmack in unsern Gesellschaften herrschet; sie hat das zum Voraus, daß je schmeichelnder und reizender sie ist, desto grausamer geht sie mit uns um, und wenn uns die Begierde nach Geld um die Ehre vor den Menschen, oder die Begierde nach Ruhm um unsere Ruhe bringt, so bringt uns die Wollust um Ehre, Ruhe und Vermögen, und Gesundheit zugleich. Wie manche unglückliche Schlachtopfer sehen wir nicht täglich vor uns, die die unglücklichen Zeichen ihrer Schande auf ihrer Stirne tragen, die, weil sie entweder in unvorsichtige Hände gerathen oder sich selbst überlassen

waren, sich mit Vergnügen in ihr Unglück gestürzt, davon sie die betrübten Folgen ihr Lebenlang tragen werden. Der unglückliche Hang zu dieser Leidenschaft ist's, der bald als schleichendes Gift, und bald als eine wüthende Seuche so viele Menschen hinrafft. — Man kann freylich hier einwenden, daß die Leidenschaften nicht allemal so heftig sind und nicht bey allen Menschen so tyrannisch wüthen; aber wenn ihr den Menschen kennet M. Fr., so werdet ihr wissen wie leicht der Schritt vom Anfange einer Leidenschaft bis zu ihrer Herrschaft ist; und wo ist der Mensch der nicht die eine oder die andere dieser Leidenschaften in einem weit stärkern Grad in sich spüre als er zu seiner Ruhe wünschte.

Selbst die Quelle unsers Trostes und unsrer Zuflucht, die angenehmsten Bande des Bluts und der Freundschaft, sind nicht selten die bitterste Quelle unsers Grams. Ich brauche nicht einmal euch die gerechten Klagen anzuführen, die mißvergnügte Ehen, ungerathene Kinder, treulose Freunde verursachen, oder euch die Thränen aufzudecken, die in dem Innern so mancher Familien vergossen werden, und alle Freuden dieses Lebens vergällen. Nein, die glücklichsten Verbindungen selbst beweisen meinen Satz. Nehmet die vergnügteste Ehe, die bestgerathene Kinder, die treuesten Freunde, die ihr unter euern Bekannten wißt, und sagt mir dann, ob ihr kein Mann darunter angetroffen habt, der den Verlust seiner zärtlich geliebtesten Gattin beweinet; keine einsame Verlassene, der die Stütze und die Freude, das einzige Vergnügen ihres Lebens, entrissen worden; keine trostlose Eltern, die sich der Frucht und des Vergnügens ihrer Arbeit beraubet gesehen, gerade zu der Zeit da sie dessen zu geniessen hofften; keine Kinder, die der Pflege und Vorsorge Fremder überlassen, erfahren, daß das Herz eines

Vaters unersetzlich sey? Ist nicht ein großer Theil unsrer Mitmenschen, deren bloßen Namen wir nicht ohne Mitleiden nennen können: Wittwen und Waisen? Sagt mir, ob ihr keinen Freund angetroffen, der gestanden, daß ihm mit dem Verlurst eines ächten, wahren Freundes, die Hälfte seines Herzens und die Hälfte seines Lebens entrissen worden? Und überhaupt ist es um die Freundschaft so etwas Schönes und Edles, und dabey etwas so Seltenes, daß wir fast glauben müssen, es gehöre in die goldnen Zeiten. Wie oft erfahren wir daß diejenigen, die wir für unsere besten Freunde gehalten, uns alsdann verlassen, wenn wir sie am meisten nöthig hätten; und wie Manchen hat das in seinem Unglück am meisten geschmerzt, daß er hat sagen müssen: „und das wiederfahrt mir von dir!“ Jetzt haben wir noch nichts von dem allgemeinen Elend der Menschheit, von Krankheit, Armuth, Hunger, Krieg, Haß und Verfolgung der Feinde, Umsturz des Glücks einzelner Personen und Familien oder ganzer Völker, und unzähligen andern Uebeln geredet, davon die gegenwärtige Welt so voll ist, daß, wo wir nur die Augen hinwenden, wir Unglück antreffen.

Ja, es fließet dieses aus der gegenwärtigen Einrichtung und Verfassung der Welt selbst her. Wir sind auf eine Erde gesetzt, die uns unsern Unterhalt und unsere nothwendigsten Bedürfnisse nicht anders giebt, als wenn wir sie ihr mit Mühe und mit Arbeit abgedrungen haben; es ist noch ungewiß, ob die Mühe, unsere Nothdurft zu erwerben, oder die Furcht und Unruhe in dem Besitz, oder der Schmerz über den Verlurst, dem wir stets ausgesetzt sind, größer seye; ob die Freude in dem Umgange mit denen, die wir lieben, oder der Schmerz übet ihren Verlust heftiger und überwiegend seye. Alles ist unbeständig, und der Veränderung und dem

Wechsel unterworfen: unser Glück, unsere Freuden, unsere Gesundheit, unsere Freunde, unser Leben. Alle Tage sehen wir so viele Veränderungen, daß wir es so gewohnt werden, daß wir nicht mehr darauf merken, als wenn wir unter den harten Stößen des Schicksals selbst empfindlich angegriffen und von der Wahrheit überzeugt werden, daß keine Ruhe und kein beständiges Glück auf der Welt zu finden sey; daß der Mensch hier immer im Streit seyn müsse, und daß seine Tage seyen wie die Tage eines Taglöhners.

Aber warum uns so sehr die Mühseligkeiten dieses Lebens herausstreichen M. Fr.? Was für ein Vergnügen, sie soviel möglich zu vergrößern, und unser Leben nur von der traurigen Seite vorzustellen? Werden wir es nicht leider schon ohnedem mehr als zuviel gewahr? ist es nicht genug, daß wir traurig seyen, wenn das Unglück uns trifft? zu was Ende uns noch daran erinnern, wenn es ferne ist? —

Gerade zu dem Ende, zu welchem Gott solcherley Mühseligkeiten in der Welt läßt. Dies ists, was wir in dem letzten Punkt noch zu betrachten haben; nämlich: daß es den Absichten Gottes gemäß, daß es dem Menschen gut und heilsam sey, daß Widerwärtigkeiten ihn treffen, Mühseligkeiten ihm begegnen. Erst müsset ihr selbst gestehen, daß Gott die Liebe und die Güte ist, von dem nichts als Güte und Liebe herkommen kann; denn wie könnte man sich einen Gott denken, der nicht Güte, nicht Liebe wäre? zudem, habt ihr nicht Spuren, überall Spuren, helle Proben davon in der ganzen Natur? Jedes Thierchen, jedes Gräschen ist doch das in seiner Art, was es seyn soll. — Und sollte Gott in seinem Reich soviel Unvollkommenheiten, soviel Mangelhaftes gelassen haben, einen Menschen geschaffen, daß er leiden

solle; ihm nur deswegen Empfindung, feines Gefühl gegeben haben, daß er das Elend doppelt fühle, das ihn drückt; ihm Voraussicht in die Zukunft, Ahnungen, Furcht eingeschaffen haben, daß er sich zum Voraus schon quäle, zweymal unglücklich seye: einmal wenn es kommt das Unglück, und einmal schon, wenn er es fürchtet; ihm Leidenschaften gegeben haben, daß sie ihn nur martern; ihm Güter geschenkt, daß er sie ihm bald wieder entreissen wolle? Was für ein Geschenk! und bin ich Gott wohl noch Dank dafür schuldig? Was für Gedanken müssen in mir von dem Gott entstehen? Wie kann ich das mit seiner Weisheit und Güte reimen? Man sage mir hundertmal: es komme nicht von Gott, es komme von dem Menschen her; aber hat es Gott denn nicht vorher gesehen, oder hat er es nicht verhindern können, und wenn er es nicht hat können, warum hat er denn den Menschen erschaffen? Lieber ihn in der alten Nacht des Nichts ruhig gelassen, als ihn an das Licht hervorgezogen zu seiner Marter. Sollte es mich wundern, wenn mancher Mensch ungeduldig und mürrisch, aus einem gepreßten Herzen, in dem Gefühl seines Elends, und bey der Betrachtung des Elends der ganzen Menschheit gegen Gott sich versündigte? Doch, lege deine Hand auf deinen Mund, schwacher Sterblicher! und verehre den im Staub der im Himmel wohnt; denke, daß Gott nicht nur vollmächtig, sondern auch unendlich weiser seye als du, und wohl weißt, was er thut. Man kann Verschiedenes auf deine Zweifel antworten, das ihm ein völliges Genüge thut. Erstens ist immer noch mehr Gutes als Böses in der Welt; das Nützliche überwiegt im Ganzen das Schädliche, sonst würde der Weise, der Gütige, die Welt gewiß nicht fortdauren lassen; aber nicht alles was nützlich ist, ist angenehm; nicht alles was unangenehm ist, ist schädlich.

Zweytens: Nach der Einrichtung die Gott getroffen, nach den gnädigen Anstalten die er gemacht, ist es ja jedem Menschen möglich gemacht, vollkommen glücklich zu werden; oder, wo ist der Mensch, er mag auch in einer Lage seyn in welcher er immer will, der auftreten und sagen kann: ich nicht, ich kann nicht glücklich werden? dann bemerket wohl, alles was wir oben angeführet haben, ist nur angebracht worden zu beweisen daß in dem gegenwärtigen Leben, in der gegenwärtigen Welt mehr Mühseligkeit als Freude sey; aber wenn ihr die künftige Welt dazu nehmt, dann kehrt die Sache um; dann kann ein jeder zu einem Glück gelangen, das ihm alle Leiden des gegenwärtigen Lebens versüsset, und ihn reichlich entschädiget für alles was ihm hier abgehen möchte.

Man kann drittens sagen: daß die Mühseligkeiten, die Widerwärtigkeiten dieses Lebens einen grosen Nutzen haben, indem sie unsere Tugend üben und uns manches erleichtern und lehren, das wir sonst nicht leicht lernen würden. Doch wir wollen uns bey allen diesen Gründen nicht aufhalten, und diesmal nur den Einen erwägen, der eigentlich zu unserer Absicht gehört, nämlich: Gott läßt ungeachtet seiner Liebe, seiner Güte, seiner Weisheit, ungeachtet seiner Macht, doch immer noch Leiden und Mühseligkeiten auf der Welt, und hat einem jeden Menschen eine so starke Portion davon zugemessen, als einem Taglöhner Arbeit zukommt, damit er den Menschen von dieser Welt losreisse. Wir müssen das etwas umständlicher zeigen. — Ihr dürft nur einen Blick auf den Menschen thun, so werdet ihr sehen, wie sehr er an dieses Leben angefesselt, wie sehr er in diese Welt verliebt ist; all sein Sinn und Sorgen, sein Bemühen, seine Arbeit, seine Wünsche, seine Begierde gehen nur auf das Gegenwärtige; vom König auf dem Throne bis zu dem

Bettler in dem Staube findet ihr keine andere Absicht. So verschieden die Neigungen, die Leidenschaften, die Denkungsart, die Lebensart der Menschen ist, so kommen sie doch alle darinn zusammen, daß sie, jeder nach seiner Art, in der Welt wünschen glücklich zu werden; man mag sagen und vorstellen was man will, sie erinnern so lang man will, daß sie doch kein vollkommnes, kein beständiges Glück in dieser Welt suchen, so werden sie doch immer hoffen, immer glauben daß sie es noch finden werden; selbst der Christ träumt sich noch sehr oft ein weit größeres, besseres Glück, als die Welt im Stand ist zu geben; der Begriff von dem Werth der Welt ist nun einmal überspannt, bey allen Menschen überspannt, zu hoch gesetzt, und davon ist der Mensch nicht abzubringen; ich sage nichts Ungegründetes, nicht zu viel; ich berufe mich auf einen jeden aus euch. Fragt euch nur selbst: habt ihr euch nicht vorgestellt, wann ich einmal so und so alt werde, in die Jünglingsin die männlichen Jahre komme, mein eigener Herr werde, dann werde ich recht glücklich, recht vergnügt seyn? Ihr seyd in diese Jahre gekommen; aber ist euch nichts mehr zu wünschen übrig geblieben; habt ihr das Glück so gefunden, wie ihr es euch vorgestellt habt? Ihr habt gedacht: wann ich in den und den Stand komme, so und so reich werde, in das und das Amt, zu der und der Würde komme, dann muß es mir viel Vergnügen gewähren. Ihr seyd dazu gekommen; aber habt ihr nicht mehr erwartet als ihr gefunden habt, — nicht noch neue Mühe, neue Unvollkommenheiten angetroffen, die ihr euch vorher nicht eingebildet, und die euch die Vortheile eures Standes wenig genießen lassen? Sagt Freunde! scheint nicht allemal ein Glück in der Ferne weit, weit größer als man es hernach findet? Und . . . . seyd ihr nun weiser geworden? gewiß

nicht. Einmal betrogen und abermal betrogen und hundertmal betrogen, läßt man sich immer wieder täuschen, immer sind wir Kinder und schreiben die Schuld etwas anderem zu, und glauben, nun werde es schon besser werden; nie gehen uns die Augen auf, nie wollen wir es merken, daß in dieser Welt unser Glück nicht zu finden sey. Wir ändern die Gegenstände unsrer Wünsche; dann ein Landgut, dann ein Kleid, dann ein Garten, dann die Lektur, dann ein Freund, dann die Ruhe, dann das Geräusch; aber eine taugt soviel, oder vielmehr so wenig als die andere. — Und dieser Irrthum M. Fr. ist von praktischen Folgen. Erstens werden wir dadurch abgehalten, in etwas anderm unser Glück zu suchen. Wenn wir einmal recht, recht durchdringend überzeugt wären, daß wir hier kein vollkommenes Glück zu finden hätten, so würden wir bald etwas anders, etwas bessers suchen; und iemehr, je besser wir davon überzeugt wären, desto eifriger, ernstlicher würden wir dieses bessere Glück suchen. Daher die gänzliche Versäumniß oder Trägheit, Nachlässigkeit in dem Gebrauch der Mittel, dieses ewige Glück zu erwerben.

Zweytens: daher alle die bösen, krummen Wege, schlechten verbotenen Mittel zu dem irdischen Glück, davon man so hohe, zu hohe Begriffe hat, zu gelangen; der Neid, die Mißgunst, die Ungerechtigkeit, Gewalt, Unterdrückung, Betrug, und tausend und tausend solcher schändlicher betrübter Dinge mehr, die aus dieser unseligen Quelle herfließen; daher die unordentlichen, heftigen, elenden und elend machenden Passionen, Leidenschaften, Begierden. O wüßten wir einmal daß die irdischen Dinge uns doch nicht glücklich, nicht vollkommen glücklich machen können; daß es doch ein armes, elendes Ding um alle scheinbare Herrlichkeit ist; daß

zwar hie und da eine güldene, eine glänzende Decke umhängt, aber daß doch überall das Elend der Menschheit durchsieht; o. wüßten doch wir das: wir würden weit gemäßigter im Nachstreben dieser Dinge seyn; wüßten wir daß es so wenig der Mühe werth seye, nach diesem Glück zu jagen, so würden wir uns schämen soviel dafür zu thun; wer also den Menschen von diesem Wahne abbringt, der thut ihm einen wahren, einen wesentlichen Dienst; jede Stimme ist zu schwach, wie wir oben gesehen; man sagt es ihm und er läßt sichs sagen, aber er glaubt es doch nicht; weit stärker also als alle Stimmen sollte diese treue, diese immer wiederkommende Erfahrung reden: Es ist eine weise, eine gütige Einrichtung Gottes, seinen Absichten gemäß, auf das Beste der Menschen abzielend, daß die Mühseligkeiten dieses Lebens, deren so viele, in allen Altern, in allen Ständen sind, einen Jeden, auch den sinnlichsten, in die Sinnlichkeit vertiefesten, überzeugen, daß er hier seines Bleibens nicht hat, daß diese Welt nicht bestimmt ist ihm ein wahres Glück zu gewähren. — Und werdet ihr nicht endlich einmal hievon überzeuget werden, ihr, die ihr diese Welt lieb habt? habt ihr nicht immer und immer neue Beweise davon, die euch endlich zur Ueberzeugung bringen, endlich eure Geduld ermüden, endlich euch die Welt erleiden sollen? Sonst habt ihr gegen eure Freunde nicht soviel Nachsicht; wer euch mehrmalen betrogen hat, dem glaubt ihr nicht mehr, und hier glaubt ihr einem Betrüger, der euch so vielfältig getäuscht hat und immer täuscht. Warum denn die Augen zuschließen und nicht sehen, nicht gestehen wollen, was ihr doch wider euren Willen empfinden müßt, wessen sich euer Herz nicht erwehren kann? Wol ein schlechtes Glück damit ihr euch begnügen wollt, das nicht einmal vertragen kann, daß

man seine schlechte Seite aufdeckt. Wir haben gewiß nichts unwahres, nichts übertriebenes, kein Wort zuviel, aber gewiß noch nicht genug, noch viel zu wenig gesagt, und doch wird mancher denken, ich habe eine Satyre auf das menschliche Leben machen wollen, mancher denken: ja, wenn man so will, so kann man alles auf zwey Seiten vorstellen! Nein Freunde! wenn man nichts Unwahres sagt, und man kann doch soviel Böses von einer Sache sagen, so ist es ein klares Zeichen daß sie wirklich soviel Böses hat; und wenn sie auch schon mitunter viel Gutes hat, wie wir es denn nicht leugnen daß das Leben auch seine gute Seite hat: so möchten wir euch liebreich, brüderlich rathen, doch euch nicht in ein Glück zu verlieben, das so unvollkommen, so mangelhaft ist. Ja, wenn wir euch nichts besseres zu geben hätten, so wäre es unbillig, so wäre es grausam, wenn wir euch dies Glück verleiden wollten; aber nein, wir können euch etwas besseres zeigen, und eben das ist die gütige Absicht Gottes Euch auf dieses größere Glück durch das Elend dieses Lebens selbst, aufmerksam zu machen. Gott ist wahrlich ohne Schuld wenn ihr auf die vervielfältigte Stimme nicht achtet, durch die er zu euch redet, und sollte es denn umsonst seyn, umsonst daß man es euch jetzt noch saget, ietzt noch darauf aufmerksam machet? Wie doppelt elend, wenn ihr jetzt kein vollkommenes Glück gefunden, doch das auch noch verlieret was ihr habt und denn ein ewiges Glück verscherzt hättet, das ihr hättet erwerben können! Glaubt, wir sind Freunde wenn wir euch daran erinnern, das Elend dieser Welt ist nicht umsonst, nicht ohne Absicht da; schließt, ach schließt die Augen nicht davor zu, es hilft nichts, es wird nicht minder; aber ihr Gleichgültige, fürchtet euch nicht ihm unter Augen zu stehen, es wird nicht mehr dadurch, ihr werdet nicht trau-

riger, melancholisch dadurch, ihr lernt nur den wahren Werth des menschlichen Lebens bestimmen, und das nicht für euer höchstes Glück anzusehen, was es so wenig seyn kann.

Noch ein Wort zu wahren Frommen. Warum auch ihr Freunde euch noch so oft in die Welt vertieft? Ist euch neben der Schule Christi die Schule der Erfahrung nicht genug gewesen, euch zu lehren, daß ihr nicht irdische Glückseligkeit als das Ziel eurer Wünsche ansehen sollt, da euch alles irdische so wenig ersetzen und ersättigen kann? So lange ihr das Fundament eurer Ruhe und eurer Hoffnung unter dem Monde leget, so bauet ihr zu niedrig, wie jener Engelländer sagt: wenn ihr Freuden suchet die sterblich sind, so tödtet ihr eure Freuden selbst, so liebet ihr euch nicht; wißt ihr denn das nicht? Soll Gott genöthigt werden euch durch mehr Widerwärtigkeiten, durch mehr Trübsale von dieser Wahrheit zu überzeugen? oder wollt ihr euch noch mehr Beschämung, Reue, Unruhe bereiten, wenn ihr in dem Nachjagen der Güter, die euer so unwürdig sind, betrogen, in dem Besitz betrogen, in dem Genuß betrogen, in dem Verlust betrogen werdet? O ersparet euch so viele Mühe; verwahret euch vor so viel Thorheiten; laßt euch die Mühseligkeiten des Lebens, wovon ihr gewiß nicht frey seyn werdet, dazu dienen, euer Herz von der Welt loszureißen; eben darin besteht ja eure Weisheit, eben darin die Erleuchtung des Geistes Gottes, daß ihr es einsehet, daß ihr wisset was ihr jeder Sache für einen Werth beylegen sollt; handelt ja dieser Erkenntniß nicht zuwider.

Aber noch ein Wort des Trostes; wenn ihr die Mühseligkeiten, das Elend, das auch euch in eurem Theil zufällt, fühlet, so saget: hier hab' ich doch ja mein Glück nicht gesucht, kein Wunder daß ich es auch nicht finde; ich hab'

mich nicht betrogen; ich wußte es vorher; standhaft will ich's übernehmen; geduldig mich darunter bequemen; ein Thor wäre ich gewesen, wenn ich etwas besseres erwartet hätte; aber das tröstet mich, daß es nicht lange währet. Lasset es auch das ganze Leben hindurch währen und gebt mir das längste Leben: was ist es in den Augen dessen, der die Menschen mit Beziehung auf einen künftigen Zustand ansiehet! Es ist mit ein Theil des menschlichen Elends, daß das Leben nur eine Spanne lang ist; aber ein Trost für den, der leidet. Ein Theil des Elends, daß das Leben so ungewiß ist; aber ein Trost zu denken: wer weißt wie bald es aus ist; alle Augenblicke kann ich ausgespannt werden. Ein Theil des Elends, daß es voll Mühe und Arbeit ist; aber ein Trost, daß diese Arbeit die Zeit kürzer, geschwinder vorbeygehen macht; und der eigentliche, der gröste Trost ist, daß uns jetzt schon bessere Freuden, Freuden der Gottseligkeit bewußt, und Freuden der Ewigkeit bekannt sind. Der Gedanke der Huld und Liebe des Gottes der Alles hält, der Alles regieret, der Alles siehet, Alles bemerkt; der Gnade des Erlösers, der auch das Elend der Menschheit gefühlt; der Liebe und Hülfe des Geistes, der ein Tröster ist; der Gedanke eines seligen Ausgangs, einer herrlichen Belohnung aller Leiden, tröstet, erquicket mächtig. — Mit dem richtet euch auf, stärket euch; der Abend kommt; sanft werdet ihr im Schatten ausruhen; der Gnadengroschen wird euch zu Theil werden, und es wird dann euch nicht gereuen, gearbeitet, gelitten zu haben. Amen!

Eintritts-Predigt

über Jesajas 52, 7.

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse der Boten die da Friede verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!“

Da ich in einer doppelten Absicht an dieser heiligen Stätte stehe, einerseits meine erste Predigt unter euch, als euer von Gott verordneter Prediger, und Mitarbeiter an dieser Gemeinde, zu halten; anderseits an diesem Vorbereitungstag euch alle zur Annehmung der Gnade Gottes und des Heils eurer unsterblichen Seelen einzuladen: so habe ich geglaubt, die Worte die ich euch so eben vorgelesen, seyen die schicklichsten die ich wählen könne. Sie enthalten einestheils eine schöne Beschreibung des Amts der Diener des Evangeliums; anderntheils zeigen sie die Glückseligkeit derjenigen, die dieser Ruf angehet, denen Friede verkündiget, Gutes gepredi-
get, Heil verkündiget, denen gesagt wird: dein Gott ist König. Beyde Punkte sind für einen vernünftigen Menschen, für einen Menschen der nachdenkt, höchstwichtige Punkte. Wenn ihr an die Kürze des menschlichen Lebens denkt, und auf die Menschen Achtung gebt und seht, wie sie meistentheils so unbesonnen hinleben, und wie sie oft schon in der Welt sich ein elendes Schicksal zuziehen, und was für ein Schicksal auf sie wartet in der künftigen Welt; und dann denkt ihr: jetzt bin ich ein Bote Gottes an diese Menschen, und soll ihnen ihre Lieblings-Neigungen und Lüste verbieten, und ihnen dasjenige zu entreißen suchen worinn sie ihre einzige

Glückseligkeit sehen. Was werde ich wohl ausrichten! und ihr fühlt dann eure eigne Schwäche; werde ich nie schüchtern, furchtsam werden? nie aus Menschengunst oder Menschenfurcht da reden wo ich sollte schweigen, oder da schweigen wo ich sollte reden? werde ich nie selbst träge, nachläßig werden, und durch eigne Schuld was versäumen? — Oder wenn ihr auf der andern Seite an den Ruf Gottes denkt; Gott ruft den Menschen, der Gott der Recht hat ihnen zu befehlen, dem sie verbunden sind zu gehorchen. Aber wie hören sie wohl insgemein diesen Ruf? wie wird ihm gefolgt? Noch hören sie den Ruf Gottes; aber wie lang werden sie ihn noch hören! und wenn was durch meine Schuld sollte versäuut werden, so habe ich's an unsterblichen Seelen versäumt. Müßte euch da nicht bange werden? Gewiß kein Arzt der das Leben seines Mitmenschen auf gewisse Weise in seiner Hand hat, kann ängstlicher seyn, daß er ja durch seine Schuld gewiß nichts versäume; und kein Arzt der unartige Patienten unter seinen Händen hat, die seine Vorschriften nicht befolgen, kann einen kränkendern Gedanken fühlen, als der Prediger dem Seelen anvertrauet sind, und Seelen von denen er besorgen muß daß sie unglücklich werden. -- Schon in dieser Absicht sind also diese beyde Punkte höchstwichtig, aber sie werden es noch vielmehr, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkte ansehen, in welchem sie in dem Text vorgestellt werden. Ich bin ein Bote Gottes, aber was für ein Bote? ein Bote des Friedens; der nur Gutes zu verkündigen hat, der nur bitten darf an Gottes statt: lasset euch versöhnen mit Gott. Es ist ein Ruf Gottes an die Menschen; aber was für ein Ruf? Ein Ruf zum Leben, zur Glückseligkeit. Welch eine Ehre, daß ich so eine Botschaft auszurichten habe; ach, wenn ich nicht gehöret

werden sollte, und ich rufe meine Mitbrüder zur Glückselig-
keit! o möchte ich mit all der Beredtsamkeit, mit dem Nach-
druck reden den die Wichtigkeit der Sache erfordert! Unter
diesem Gesichtspunkte wollen wir auch heute die Sache be-
trachten. Laßt mich euch die zwey Wahrheiten zu Gemü-
the führen:

Erstens: Das Amt der Diener des Evangeliums,
ein Amt des Friedens.

Zweytens: der Ruf Gottes an den Sünder, ein Ruf
zum Leben und zur Seligkeit;

und dies sollen auch die zwey Theile seyn, die wir in uns-
rer Predigt betrachten wollen.

Gott der du uns liebest und uns aus Liebe zu dir ru-
fest, und deine Stimmen an uns so vervielfältiget hast,
mache daß dein Wort auch jetzt mit Macht gehe, ein rei-
ches Maaß deiner Salbung dem der redet, und Andacht und
Ernst denen die da hören, daß die Frucht auch reich seye zu
deiner Ehre und unserm Besten. Amen!

Das Amt der Diener des Evangeliums ein Amt des
Friedens, das ist die erste Wahrheit die ich euch vorzutra-
gen habe. Stellet euch ein Land vor, voll Krieg und Krie-
gesgeschrey; all das Elend und den Jammer der darinn herr-
schen muß. Schrecken geht vorher und Verwüstung folget
hintennach, die Krieger fallen durch das Schwert, und die,
die ihr Alter oder ihr Geschlecht verhindert sich zu verthei-
digen, zittern. Der Feind ist der Stärkere; banges War-
ten vermehret das Uebel; man weiß nicht was noch kom-
men kann, und man sieht kein Ende vor sich: und dann auf
einmal sähet ihr auf den Bergen die Füsse der Boten die
Frieden verkündigten, nach den Gewohnheiten der damaligen
Zeiten, da man Sachen die öffentlich sollten bekannt gemacht

werden, von der Höhe der Berge ausrufen ließ, ein Gebrauch, davon wir hin und wieder in der h. Schrift Spuren finden. Ihr würdet also die sanfte Stimme hören: das Schwert soll wieder in die Scheide kehren, dem Verheeren soll ein Ende gemacht werden; fürchtet euch nicht mehr ihr Einwohner, jeder soll unter seinem Feigenbaum und Weinstock wieder sicher wohnen; die feindlichen Gesinnungen gegen euch sind abgelegt und euer Feind selbst bietet euch den Frieden an. Sehet, das ist das Amt der Diener des Evangeliums; der Mensch ist in Feindschaft mit Gott gerathen, oder eigentlicher zu sagen: der Mensch ist sich selbst der gröste Feind worden. Der Mensch hat von dem Schöpfer Vernunft bekommen, Einsichten genug in die Folgen seiner Handlungen, daß er weißt was ihm nützlich oder schädlich ist; aber folgt er wohl diesen Einsichten, läßt er sich von der Vernunft regieren? kann ich mich nicht auf euch selbst berufen? ihr seht das Böse wohl ein, aber ihr seyd zu schwach ihm zu widerstehen; ihr seht, daß es unvernünftig ist, sich von Lüsten, von seinen Leidenschaften regieren zu lassen; aber diese Lüste, diese Leidenschaften sind zu stark, sind euch zu lieb, um sie aufzugeben: ihr seht das Gute, ihr seyd gerührt von der Schönheit der Tugend, überzeugt von ihrer Nothwendigkeit; aber diese Tugend kostet Mühe, und die gebt ihr euch nicht. Was helfen euch also eure Einsichten? sie vermehren eure Unruhe und machen euch beständige Vorwürfe. Ist nicht die Schilderung die der Apostel von sich macht, die Schilderung eines jeden aus uns: das Gute das ich will, das thue ich nicht, aber das Böse das ich nicht will, das thue ich; ich finde ein ander Gesetz in meinen Gliedern oder in meinen Sinnen, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe oder der Vernunft, und nimmt mich gefangen

in der Sünde Gesetz. Aber wenn ihr nun nicht thut was euch die Vernunft sagt, was kann wohl die Folge davon seyn? sie sagt euch was gut ist, was euch nützlich wäre, und das thut ihr nicht, so müßt ihr ja euer eigen Glück zerstören; und das thut ihr auch. Entweder sind eure Leidenschaften heftig und so verführen sie euch, daß ihr euch auch in dem Leiblichen unglücklich macht; oder sie sind so mäßig, so eingeschränkt, daß sie sich mit eurem irrdischen Vortheil vertragen; aber eure Vernunft sagt euch, daß es nicht genug seye für das Gegenwärtige zu sorgen, und daß ihr thöricht handelt euer ganzes Glück in dem zu setzen was doch so unbeständig ist. Und Gott, wie kann der euch in solchem Zustande ansehen? kann er, der die Gerechtigkeit und Heiligkeit ist, anders als ein Mißfallen an euch haben? seine Güte selber ist wider euch; nach seiner Güte will er daß alle Menschen vergnügt und glücklich leben; ihr hindert dieses Glück an euch und an andern; Gott muß also selbst nach seiner Güte Zwangsmittel brauchen, euch zu verhindern, die Ruhe und das Wohl seines Reichs zu stören, er muß euch sein gerechtes Mißfallen zu erkennen geben, ihr habt von seiner Gerechtigkeit alles zu fürchten. — Wie? wenn nun Gott euch auf einmal verkündigen ließe, daß er alles Vorige, alles Geschehene vergessen wolle; daß er jetzt noch gütige Gesinnungen gegen euch hege; daß er selber machen wolle, daß der ewige Widerspruch zwischen euren Einsichten und Handlungen, zwischen eurem Wollen und eurem Thun einmal aufhöre; daß diese Quelle des Unglücks für euch verstopft werde; wenn er euch sagen liesse daß ihr noch vollkommen glücklich werden sollet, nachdem ihr so gerechte Ursache gehabt daran zu verzweifeln: wäre das nicht eine angenehme Botschaft für euch? und sehet das ist das Amt der Boten des

Evangeliums, euch das wirklich zu verkündigen; das Amt der Versöhnung das wir euch predigen ist ja nichts anders als den Menschen zu sagen, daß Gott jetzt noch gütige, liebreiche Absichten gegen sie habe; daß er sie wirklich liebe, recht sehr wünsche sie glücklich zu sehen; daß es ihm leid sey, wenn sie unglücklich bleiben wollen; daß er, der mächtig sey und alles könne, schon Mittel werde ausfindig zu machen wissen dem Verderben zu steuren, die bösen Folgen der Sünde zu heben, der Neigung, dem Hang den der Mensch zum Bösen hat, eine andere Richtung zu geben, ihm einen guten eben so starken entgegen zu setzen; daß er ihn schon wissen werde nach und nach zum Guten zu bereiten, darinn zu stärken und ihn tüchtig und fähig zu machen, dereinst höhere, vollkommnere Glückseligkeit zu genießen. Wir Boten des Friedens dürfen, sollen euch sagen, daß dieses Mittel wirklich gefunden, diese Anstalten wirklich schon getroffen sind, daß ein Erlöser da ist, der sich freywillig, göttlich — großmüthig dazu verstanden hat, alles zu übernehmen, was die Weisheit und die Gerechtigkeit Gottes nöthig fand, über ihn ergehen zu lassen, damit der Mensch den Ernst Gottes gegen die Sünde und die bösen Folgen der Sünde selbst sehe, um nicht leichtsinnig zu sündigen, um nicht sich mit der Barmherzigkeit Gottes falsch zu trösten, so lange er noch in der Sünde lebt; um auf der andern Seite unser Gewissen zu beruhigen, alle Zweifel zu verbannen und uns völlige Gewißheit, die tröstlichste Versicherung zu geben, daß unsere Schuld getilget, Gott versöhnet seye und wir von seiner Seite nichts zu befürchten, sondern Liebe zu erwarten haben; denn, der seinen Sohn dahin gegeben für uns, hat uns ja eben dadurch den stärksten Beweis seiner Liebe gegen uns gegeben. Auch in Absicht der Verderbniß die in uns ist,

sind Anstalten getroffen; durch den Unterricht des Erlösers werden wir weise gemacht; lernen das Gute von dem Bösen unterscheiden; bekommen andere, bessere Einsichten; werden vor dem Betrug der Sinne, dem Reiz der Sünde gewarnet, auf die Zukunft aufmerksam gemacht; bekommen die stärksten Antriebe, Beweggründe zu dem Guten, Beweggründe, von denen der Urheber unserer Natur wohl wußte, daß sie kräftig, wirksam auf uns seyn müssen. Es ist nicht bloßer Unterricht; es ist uns Hülfe, Unterstützung versprochen, unserer Schwachheit Rechnung getragen; der Geist Gottes, der mächtig ist, will mit uns seyn, in uns wirken, uns zurecht weisen, herumholen, es über sich nehmen, uns zur Vollkommenheit zubereiten, wenn wir ihm nur folgen wollen: unser Glück ist also auf das beste gesichert, und aller Furcht, aller Verzagtheit vorgebogen. — Das ists, was wir euch im Namen und auf den Befehl Gottes zu verkündigen haben, und welchem Diener des Evangeliums schwillt nicht das Herz hoch auf vor Freuden, einen solchen Auftrag an Unglückliche zu haben, daß sie nicht sollen unglücklich werden, daß sie nicht sollen sterben, sondern leben.—Laßt mich euch das gleiche, was ich bisher gesagt habe, auch von der Seite vorstellen: Der Ruf Gottes an die Menschen ist ein Ruf zum Leben und zur Seligkeit. Wozu euch Gott auch immer rufen, was er euch auch immer befehlen würde, so wäret ihr verbunden, es zu thun, ihm in allem zu folgen. Aber was meynt ihr wohl, daß Gott für Absichten haben kann, wenn er euch etwas befiehlt? irgend einen Vortheil für sich? er, der die höchste Vollkommenheit, der alle Seligkeit besizet, Seligkeit, die keines Zuwachses fähig ist, so wenig, als sie vermindert werden kann? So niedrige, so schwache Begriffe werdet ihr von der Gottheit nicht haben?

Oder sollte er euch etwas befehlen, nur um euch zu hindern in euern Lästen, euch zu plagen; irgend etwas, das euch in eurer Glückseligkeit stören sollte? Nein, glaubts, der Gott, der euch hervorgebracht, hat euch zur Glückseligkeit geschaffen, und eben diese suchet er in allem, was er euch befiehlt. Liebe ist die Triebfeder, Güte ist die Regel aller Befehle Gottes an euch. Und besonders hier in dem Evangelio, was ist anders der Jahalt desselben, als: steht ab von den Sünden, die euch blenden, bey denen ihr nie, nie glücklich seyn könnet; verlasset die Wege der Thorheit, die zum Verderben führen; nehmet die Gnade an, die euch angeboten wird; die Hülfe, die euch bereitet ist; wollt ihr nicht so vergnügt, so zufrieden, so glücklich leben, als ihr es bey der Lehre Jesu könnet? wollt ihr die Verheißungen nicht, die euch gegeben werden? Verheissungen, die Euch Trost, Stärke geben können, Vestigkeit in jedem Guten, in jedem Zustande dieses Lebens? Verheissungen, die die frohesten Aussichten vor euch entdecken in die Zukunft? Liebe, noch einmal, Liebe zu eurem Wohl ist die Absicht Gottes, und so manche Stimme er auch an euch ergehen lassen, und so stark und erschütternd sie auch mögen gewesen seyn, so sind es doch allemal liebliche Stimmen gewesen, weil sie nichts gewollt, als euch glücklich machen. Gott kann nichts anders wollen, und folgtet ihr der Stimme Gottes, so würdet ihr auch nichts anders erfahren, als Glückseligkeit; wolltet ihr nur auf den Wegen des Herrn wandeln, oder euch nur darauf führen lassen; denn er will euch selber leiten: so würdet ihr unnennbare Freuden und großen Frieden genießen, und Hoffnungen, die euch unterstützten, Seligkeiten jetzt, und ein Erbe der Seligkeiten in der Zukunft. — Wenn uns anfgetragen ist, euch einzuladen, euch herbey zu

rufen, so ists nicht zum Gericht, nicht euch Fluch und Strafe anzukündigen, nein, Nachlassung der Strafe, zum Leben, zur Glückseligkeit sollen wir euch einladen. Reiget eure Ohren her, und kommet her zu mir, höret, so wird eure Seele leben; denn ich will mit euch einen ewigen Bund machen, die gewissen Gnaden Davids. Esaj. 55. Kann der Prophet in unserm Text nicht billig sagen: daß die Füsse der Boten des Friedens lieblich seyen? Hat er Unrecht, wenn er vermuthet, daß sie euch willkommen seyn werden? Wenn ihr anders euern wahren Vortheil kennt, wenn ihr nicht gleichgültig gegen euer Glück, oder toll gegen eure eigene Einsichten seyd: könnt ihr anders, als von Dank gerührt, beschämt seyn, daß Gott so in Liebe an euch denkt, euch so beweglich einladen, auf euer wahres Wohl aufmerksam machen und zur Besorgung, zur Annahme desselben auffordern läßt? Sollt ihr nicht eben das von diesen Boten des Friedens sagen, daß sie Gutes predigen, Heil verkündigen; wahrhaftes, wesentliches Gute, was einzig gut, was im vollkommensten Sinn gut ist; denn gesetzt auch, ihr seyd noch so glücklich, es seye euch kein Wunsch versagt, keine Begierde unerfüllt: wenn ihr in der Sünde lebt, werdet ihr wohl lange dieses Glück geniessen? ist nicht Sünde Unvernunft? und stürzt nicht Unvernunft in Unglück? und wenn ihr euch noch so sehr mäßiget, könnt ihr euch frey zählen von menschlicher Schwachheit, von manchen Fehlern? und muß nicht das Andenken derselben kränkend, die Empfindung davon, die nur zu oft wieder kommen muß, schmerzhaft seyn? Selbst irdisches Glück hilft euch nichts, wenn ihr nicht Beruhigung für euer Gewissen, Hülfe zur Besserung, Hoffnung auf die Zukunft habt. Aber wer euch das verkündiget, der verkündiget euch wahrhaft Gutes. Beson-

ders richtet der Prophet sein Aug auf den Messias, der alle Vortheile des Friedens seinem Volk anbringen werde, und den die Diener des Neuen Testaments allen Gliedern der Kirche, allen, zu denen das Evangelium kommen werde, anpreisen können; und diesen stellt er unter dem angenehmsten Gesichtspunkte vor. Dein Gott, sagt er, werden sie sagen, dein Gott ist König. Dieser Gedanke, meine Freunde! läßt sich umdrehen: dein Gott, können wir sagen, ist König, oder dein König ist Gott; beydemal enthält er etwas anders, und beydemal ist er eine Quelle des Trostes. Dein Gott ist König, derjenige, der dich gemacht hat, der dich liebet, dessen Liebe unendlich ist, der in seiner Gnade so wie in seiner Macht und in seiner Weisheit göttlich ist; der, auf dem dein ganzes Vertrauen steht, der ist König, ist Herr in dem Reiche, das unter den Menschen aufgerichtet ist; er lenkt, er regieret alles; wenn also der die Zügel in seiner Hand hat, der mich so liebet, der unendlich ist in seiner Liebe, so wird er es schon zu meinem Besten lenken; wenn er machen kann, wie er will; wenn alles auf ihn ankömmt, so fürchte ich nichts, es wird zu meinem Besten geschehen, was geschiehet. — Dein König ist Gott, der, dessen Unterthan ich bin, dem ich mich ergeben habe, dem ich zu dienen begehre, der also für mich als seinen Unterthan sorgen, dem mein Wohl angelegen seyn muß; denn jeder König wird für das Wohl seiner Unterthanen besorgt seyn; der ist Gott, allmächtig also, und allweise, frey, unumschränkt, zu thun, was er will; was er zum Wohl seiner Unterthanen nöthig findet, kann er ungehindert thun; er hat also die genaueste Beziehung auf mich; die Ehre des Königs besteht in dem Glück seiner Unterthanen, und mein König ist Gott. Wie gewiß darf ich also meine Glückselig-

keit erwarten! er will sie als mein König, und er kann sie befördern als Gott. — Das erstere mal will also dieser Gedanke sagen: Der, der dich göttlich liebet, allmächtig liebet, ist auch zugleich dein König, ist Regent über alles, dein Schicksal steht in seinen Händen, und das Schicksal deiner Freunde und deiner Feinde. Und das anderemal sagt der Gedanke: dein König, dem du also nicht gleichgültig bist, der vermöge seiner Würde oder seines Amtes sich deiner annimmt, ist Gott, kann thun, was er will.

Laßt mich nun das, was ich euch bisher vorgetragen, näher auf euch auwenden. 1tens: Wenn die Diener des Evangeliums, wenn eure Lehrer und Prediger Boten des Friedens sind: so sehet sie für das an, was sie sind. Wir möchten euch die widrige, unglimpfliche Meynung benehmen, die ihr so oft von uns habt. Wenn ihr schon zum voraus eine widrige Meynung, ein Vorurtheil gegen einen Mann habt, was werdet ihr ihm denn abnehmen, wie werdet ihr seine Räthe ansehen, wie einen Verweis von ihm vertragen können? Wenn ihr hingegen einen Mann liebt; wenn ihr glaubt, daß er es gut mit euch meynt; daß ihn redliche Liebe zu euch, wahrer Eifer für euer Wohl beseelt; wie leicht werdet ihrs ihm auch dann verzeihen, wenn er schon etwas ernsthaft mit euch redete. Da wir zu euch reden müssen, und euer Wohl uns anvertrauet ist, so liegt uns viel daran, daß ihr eine gute, oder laßt es mich nur heraus sagen, wie ich denke, eine richtige Meynung von uns habt; denn wahrlich nichts anders als uneigennützige Liebe zu eurem Wohl kann es seyn, die uns so ernsthaft macht; denn gerade der, der Nebenabsichten hat, wird der laueste, der gleichgültigste seyn; wer nicht Euch, sondern das Euere sucht, der wird sich nach Euch zu richten suchen;

und doch, wie oft müssen wir nicht in euren Augen für strenge, für verächtliche Personen angesehen werden, und, wollte Gott, nicht für verhaßte! (Aber woher kommt es?) wenn ihr Lüste, Leidenschaften habt, die wir verdammen; wenn wir das zur Sünde machen, was ihr so sehr liebet; wenn wir euch deutlich herausſagen, daß wir euch nach dem, was wir von euch sehen, nicht für fromm halten könnten, und daß ihr so keine Seligkeit zu hoffen habt. Aber wenn wir euch doch nichts sagen, als was die Bibel sagt, könnt ihrs uns denn übel nehmen? Wenn wir euch auf die hinweisen, wenn wir euch auf das weisen, was ihr sonst nicht sehen wollt; ja wenn wir etwas anders redeten, anders lehrten, als das Wort Gottes, das doch einmal unser Aller Richtschnur seyn wird, und darnach wir alle werden gerichtet werden; wenn wir auch noch so viel forderten, und wir fordern nur das, was Gott selbst von euch fordert: könnt ihr dann sagen, daß wir zu viel thun? Oder könnt ihr es uns verdenken, wenn wir unsere eigene Seele retten wollen; denn wißt ihr, daß euere Seelen auf die unsrigen gebunden sind, und daß wir einst dem grossen Richter aller Welt an jenem entscheidenden Tage Rechenschaft davon zu geben haben? Wenn wir auch noch so ernsthaft, noch so beweglich reden, ist es uns zu verdenken, da wir den Werth der Seelen, den Werth der Ewigkeit, da wir den Schrecken des Herrn kennen? wenn wir es euch gerade herausſagen: das und das gefällt uns nicht an euch, das kann nicht mit dem Wort Gottes bestehen; thut uns nicht Unrecht, Freunde! haltet uns auch für Freunde; glaubt, daß es uns Ueberwindung kostet, daß uns Fleisch und Blut, daß uns Selbstliebe oft schweigen heißt; glaubt, Freunde! daß wir Freunde sind, die euch brüderlich bey der Hand nehmen, und euch

warnen: so wie ihr wandelt, könnt ihr nicht glücklich werden; die auf euer Leben Acht geben, nicht um euch zu tadeln, nicht um euch einzureden, (wir wissen es wohl, es ist einer Bürger, Mensch, wie der andere, hat seine Freyheit) nein! um euch zu erinnern, und wollte Gott! die Einrichtung unsers Staats, unsrer Kirche würde es erlauben, daß wir dürften öfter zu euch kommen, euch zu ermahnen, mit euch uns zu unterreden, euch zu zeigen, wie und was wir von euch denken. Dafür sehet uns an, für Leute, die sich gerne für euch aufopfern wollen — die euch nur möchten recht glücklich sehen und die euch das Glück anbieten —. Erweiset uns die Folgsamkeit, die ihr dem Freunde beweisen würdet, der so für euer irdisch Wohlseyn sorgte; betet für uns, daß wir stets Tüchtigkeit und Ernst haben mögen; daß Gottes Geist und Gottes Salbung mit uns seye. Ein 2tes, worum ich euch bitte, ist: Antwortet euch selbst unpartheyisch auf nachfolgende Frage: Habe ich auch die Botschaft des Friedens angenommen? bin ich auch dem Ruf Gottes zum Leben gehorsam gewesen? Mir däucht, meine Freunde! daß der heutige Tag besonders eine deutliche und bestimmte Gewißheit von uns erfordert. Es ist der Einladungstag zu dem heiligen Abendmahl. Wenn ihr euch ja zu der Bundesmahlzeit nahen wollt, so müßt ihr wissen, ob ihr in dem Bunde stehet oder nicht; wenn ihr Pfand und Siegel der Huld und Liebe Gottes und der Güte des neuen Bundes nehmen wollt, so müßt ihr ja wissen, ob ihr Antheil an dieser Liebe Gottes und an diesen Gütern habt, oder nicht? Und dann wißt ihr, daß gestern zwischen uns allen und dem Tode nur eine Hand breit gewesen. Wenn die Erderschütterung, die wir verspürt, nur noch etwas stärker gewesen, und unsere Häuser uns über den Häuptern zusam-

nen gestürzt und uns unter ihren Schutt begraben hätten, Gott! wo wären wir jetzt! Ich kann mir nur vier Gattungen von Leuten vorstellen, auf die das Erdbeben einen verschiedenen Eindruck machen muß. Entweder, und verflucht, ewig fern sey diese Denkungsart von uns! man ist gleichgültig, unempfindlich gegen dasselbe. „Ja, es hätte uns können fehlen; es ist jetzt vorbey; es ist doch unschädlich vorübergegangen; man muß nicht zu viel daraus machen; es hat seine natürliche Ursachen; man weiß, woher es kommt:“ ja freylich weiß man es; aber wer ist der Herr der Natur? und wenn es noch so natürlich ist, wer hat die Einrichtung der Natur so gemacht? Was ist, das uns so einen deutlichen, so einen majestätischen Beweis von der Nichtigkeit, von der Ohnmacht des Menschen und von der Größe Gottes giebt, als eben das Erdbeben? Stellt euch vor, wenn ihr in der stillen Mitternacht auf einem unserer nahen Berge wäret, es solle Mondschein seyn, ihr sähet so unsere Stadt ruhig liegen, alle Einwohner tief im Schlafe vergraben, und auf einmal die Thürme und Häuser derselben sich neigen, fürchterlich krachen, zusammen stürzen, und tausend verwirrte Geschrey, jammervolle Stimmen gen Himmel steigen; ihr sähet es so, wie in einem Augenblick vollkommene Ruhe und Sicherheit, und in einem Augenblick darauf lauter Elend und Noth wäre: was für einen Eindruck müßte dieser Anblick auf euch machen! Was für eine Macht Gottes, der die Ende der Erde fasset und die Menschen gleichsam herausschüttelt und zu den Gottlosen sagt: wo sind sie? — Oder das Erdbeben macht Eindruck auf euch; ihr seyd nichts weniger als gleichgültig; aber der Schrecken dauert dann doch nur eine gewisse Zeit und ihr kehret dann wieder zu den gleichen Sünden, die ihr vorher gehabt ha-

bet; ihr habt noch dieses, jenes an euch, davon ihr wißt, daß es nicht recht ist; wenn ihr so sterben müßtet, so könntet ihr nicht damit vor Gott bestehen; das Erdbeben, oder jeder schnelle Zufall, erschreckte euch; aber nicht stilles, sorgfältiges Nachdenken, nicht redlich fester Entschluß: wie muß ich jetzt seyn, jetzt will ich mich ändern, jetzt will ich ein ganz neues Leben anfangen; nicht solche Ueberlegungen sind die Wirkung davon; es laßt euch gerade wieder, wie ihr zuvor gewesen seyd. — Eine dritte Art Leute, die sich selbst das Zeugniß geben können, daß sie das Böse suchen abzulegen, daß sie begehren besser zu werden; aber bey allem dem kömmt es ihnen schrecklich vor, so in einem Augenblick alles zu verlieren, aus der Zeit in die Ewigkeit übergehen zu müssen; jetzt in Ruhe seyn oder arbeiten und an nichts denken, und dann so abgefordert werden. Und seht ihr dann nicht, daß dieser Schrecken, diese Furcht noch ein Beweis ist, daß ihr zu sehr an der Welt hängt; daß ihr das fürchtet zu verlieren, worinn ihr noch euer Glück setzt; daß ihr noch nicht so gerüstet seyd, so versichert seyd, als ihr seyn solltet; und daß diese Stimme Gottes eine Warnungsstimme, eine Aufforderungsstimme für euch ist. — Oder endlich denkt dieser oder jener, und o! daß es viele aus uns gäbe, die so denken können: jeden Abend lege ich mich ruhig nieder, dem Schutze Gottes empfohlen; erwache ich in dieser oder jener Welt, so bin ich sein; immer bin ich in der Hand Gottes und gern und ruhig bin ich darin; lebe ich, so lebe ich dem Herrn, sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn, todt oder lebend bin ich sein; er verhänge über mich, was ihm gefällt, es wird gut für mich seyn; nie darf ich zittern, nie erschrecken, denn nichts kann mir ohne den Willen meines Vaters begegnen. O stolze Ruhe, meine Freunde! benei-

denswerthe Sicherheit, Gelassenheit in allen Fällen! Frag't euch, zu welcher Klasse ihr gehöret. Das Erdbeben kann euch ein Probstein werden, daß ihr erfahren könnt, wie es mit euch stehe, und umsonst läßt es Gott nie kommen. Wie? wenn es heute, wenn es morgen wieder kommen sollte: was würde es dann für einen Eindruck auf euch machen? wie würde es euch antreffen? Denkt, daß der Ruf Gottes auch noch an euch ergehe, und daß er euch nur zum Leben, nur zur Seligkeit ruft. — Aber wie lang ihr ihn noch hören könnt, das wißt ihr nicht; endlich dürfte Gott auch müde werden und euch zur Rechenschaft ziehen für die Verachtung seiner Langmuth und Geduld; aber so lange ihr noch diesseits des Grabes seyd, so steht noch euer Glück in euern Händen, — versäumt es nicht, damit nicht die Reue zu spät komme. Jetzt noch bey diesem schicklichen Anlasse, bey dieser neuen Aufforderung fasset den redlichen Entschluß: ich will ernstlich nachdenken, ich will ernstlich beten, ich will für meine Seele sorgen, ich will zu einer Gewißheit zu kommen suchen, ich will mich ganz Gott ergeben, ihm heilig versprechen, mein Leben nach seinen Geboten einzurichten, auf ihn hoffen, daß er auch mein Gott seyn werde, mich so glücklich, so selig machen wolle, als er es verheißt, und Tag für Tag will ich ihn um seine Gnade anrufen.

Und wenn ihr das gethan habt, Freunde! und schon oft gethan habt, so erneuert es bey diesem Fest; knüpfet das Band recht fest; suchet sorgfältig auf, was ihr noch abzulegen, auszubessern habt; bringet Gott diese Opfer; suchet frömmer, heiliger zu werden. Aber dann laßt mich euch auch sagen, daß ihr glücklich seyd, daß euer Glück groß, unaussprechlich groß ist. Siehe, da ist euer Gott euch zur Hülfe, euch zum Schutz! Euer Gott ist König. Folgt

seinen Anweisungen, sie sind die weisesten, die besten. Ruhe, Friede wird in euere Seele kommen, ihr werdet von der Thorheit der Weltmenschen, die lieber ihren Lüsten folgen, frey werden, von der Herrschaft selbst, von der Gewalt der Lüsten; fürchtet euch nicht, überlaßt euch der Führung eures Königs, er wird euch edle Gesinnungen, einen himmlischen Geist einflößen; lernet nur seine Gebote, folget seinen Vorschriften, seyd genau darinn; je fleißiger, je sorgfältiger ihr seyd, desto mehr werdet ihr den gesegneten Einfluß seiner Gnade verspüren. Freuet euch, daß euer Gott König ist; euer Glück stehet in den Händen euers Freundes, eines weisen, eines mächtigen, und sollte euch das nicht Freude verursachen, das ruhigste Zutrauen auf die Zukunft. Aber Dank gebühret ihm, euerem Gott und euerem König; denkt wer ihr gewesen seyd; wie wenig ihr euch hättet rathen, hättet glücklich machen können; und er läßt euch nichts als Friedens-Gedanken antragen, und Glückseligkeit verkündigen! Ein Glück das so groß, so sicher ist! und möchte gern daß jeder daran Theil nähme; und kömmt auf Erden, und unterzieht sich aus eigener Wahl, aus mitleidsvollem Trieb allem Elend, das er nothwendig erdulden mußte, wenn er den großmüthigen Entschluß wollte ausführen, das Heil der Menschen zu bewirken; und macht die größten Anstalten, daß jetzt dieses Heil allen angetragen werde; und läßt es auch zu euch kommen; und so lange vielleicht euch antragen lassen, ehe ihr nur aufmerksam darauf geworden seyd, und er ist nicht müde geworden und hat euch nicht verstoßen, nicht in der Hälfte euerer Tage weggenommen; sondern immer seinen Ruf wieder an euch ergehen lassen. O dankt ihm für seine unendliche Liebe, für alles was er an euch gethan, für alles was

ihr noch von ihm erwarten dürft; glücklich einen Gott, einen Erlöser zu haben, der uns so liebet. Er ist euer König, o ehret ihn durch einen rechtschaffenen, heiligen Wandel, daß man es an euch ersehe, ihr glaubet, seine Gebote seyen weise, darum folgt ihr ihnen; ihr glaubt, er belohne seine Unterthanen, darum opfert ihr ihm alles auf; ehret ihn durch Vertrauen, und was euch anliegt, Freunde! das empfehlet ihm, empfehlet es ihm mit Freymüthigkeit: ihr werdet mehr von ihm erhalten als ihr euch habt vorstellen dürfen. Einst werdet ihr auch zu ihm kommen und dann genießt ihr vollkommene Freude, ewige Seligkeit; dann seyd ihr selbst vollkommen und rein und heilig vor ihm. Er bereite uns dazu und lasse uns dieses Loos allen zu Theil werden. Amen!

Synodal-Predigt

über Daniel XII, 3.

„Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Mir dünkt, M. Fr., nie sollten wir Prediger uns größer, und zugleich kleiner vorkommen als in dem Augenblicke, wo wir öffentlich auftreten zu dem Volke zu reden. Ich kann Menschen nützlich werden, in dem was zu ihrem wahren und ewigen Glück gehört. Aber wer giebt mir Tüchtigkeit, wer Geschicklichkeit dazu, mit Erfolg, mit Seegen zu reden? Und wenn es überhaupt schwer ist, wie viel schwe-

rer ist es noch, vor Lehrern aufzutreten. Freylich wie groß, wenn ich denen könnte ein Wort sagen, das Ihnen nützlich wäre; wenn ich denen die berufen sind, andere zu lehren, zeigen, wie sie gut lehren sollen, und dadurch auf einmal vielen nützlich werden könnte; wenn ich einen, der zum Wächter bestellt ist, aus seinem Schlummer erwecken und so Anlaß seyn könnte, daß er seine eigene, und mit der seinigen manche andere Seele retten würde; wenn ich den, der an einer schweren Arbeit steht, und unter der Last derselben bereit ist zu erliegen, und den Muth zu verlieren, ermuntern könnte, daß er das Werk des Herrn mit Freuden thäte, und seinen großen Zweck bis zum hohen Ziel muthig verfolgte! Aber was könnte ich ihnen sagen, das sie nicht besser wüßten als ich? zu welcher Pflicht sie ermuntern, in der ich nicht selber nachläßig wäre, und mich schämen müßte? ich, Euch belehren! Väter, Brüder! Nein, belehret lieber mich; gönnet mir ferner eure Liebe, schließt mich in euer Gebet ein. Aber das kann ich doch, das darf ich doch: Euch hinweisen auf jenen Punkt, wo's so helle glänzt, auf jenen Punkt in der Ewigkeit, wo der Lehrer leuchtet wie des Himmels Glanz, und die so viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne immer und ewiglich; und euch dann fragen, ob ihr euch nicht ermuntert fühlt, durch diesen Blick, zu treuer Ausübung eures Amts? und euch bitten hinzublicken auf diesen Punkt, so oft ihr fühlt, daß ihr Ermunterung nöthig habt, und so steif und so fest hinzublicken, bis ihr euch entzückt fühlt zur Freude und entflammt zum Eifer; und mich freuen mit Euch, daß es so helle glänzt, und daß wir nicht nöthig haben uns zu klagen, noch muthlos zu werden, weil wir so herrlich sollen belohnet werden. Und gewiß würde es Wirkung thun; ein Strahl von diesem Lich-

te in unser Herz müßte uns oft beschämen; ein Schimmer von diesem Glanz, verdunkeln, was uns sonst reizen, was uns blenden möchte, und uns helle machen, was uns sonst dunkel, wo es trübe um uns wäre.

Ja Herr! einen Strahl von deinem Lichte, der tief in unsre Seele dringe! wir bedürfen so sehr deines Beystandes zum Reden und zum Hören, damit es fruchtbar und gesegnet werde, damit es jezt wirke und bleibe. Herr! von dir, von dir allein erwarte ich alles, nichts von mir; ich kann nichts, ich habe nichts, ich schwacher, unmächtiger, sündiger Mensch; aber von dir, von deiner Gnade hoffe ich alles; du bist mächtig in unsrer Schwachheit, du bist reich an Gnade, und du bist gütig. Du hast Absichten über uns, die du durch Menschen ausführest, die du zu deinen Werkzeugen brauchst; du willst uns erwecken, du uns stärken, darum zeigst uns den Lohn, die Krone von ferne, daß sie uns reize, daß sie uns stärke. Herr, auch jezt laß sie uns von nahem sehen, oft sie uns wieder sehen, und Wirkung davon erfahren, zu deiner Ehre, zum Heil deiner Menschen, deiner Erlösten, und zu unserm Troste! Herr sey mit uns, wie wir auf dich hoffen, Amen!

Laßt uns meine Freunde

Erstens: die Pflicht des Lehrers sehen,

Zweytens: den Lohn des Lehrers, und

Drittens: wie dieser Lohn den Lehrer zur treuen und freudigen Ausübung seiner Pflichten antreiben soll.

I. Die Pflicht des Lehrers, wie groß, wie wichtig ist sie! herrlich, aber schwer; schwer, aber herrlich. Er soll Lehrer seyn. Lernen sollen von ihm die Menschen, wenn sie ihn hören, wenn sie ihn sehen; lernen was sie thun müs-

sen, wenn sie wollen glücklich werden. Ich habe nicht nöthig euch zu sagen, daß es Menschen, eure Brüder sind, die euch sollen lieb, theuer seyn. Menschen, die in der Welt viel Gutes stiften können, wenn sie ihre Bestimmung recht kennen, wenn sie deutlich wissen, was sie zu thun haben, wenn man ihnen deutlich zeigt, wie viel daran liegt, daß sie ihre Pflicht erfüllen; die für sich und andere zum größten Schaden seyn könnten, wenn sie ihre Pflicht nicht kennten, wenn sie sie versäumten, wenn man es ihnen nicht lebhaft vor Augen stellte.

Menschen, die Gott lieb sind, die er zu gewissen wichtigen, großen Absichten in die Welt gesezt hat, die er eurer Sorge anvertraut, es euch befohlen hat sie in seinem Namen zu lehren, sie zu warnen, sie auf den rechten Weg zu leiten, sie zu stärken, ihnen fortzuhelfen; und daß er vieles, daß er das meiste von eurer Sorgfalt, von eurer Geschicklichkeit, von eurer Treue erwartet; daß er euch zur Rechenschaft dafür fordern wird.

Menschen, für die Jesus Christus sein Blut vergossen, die er gekommen ist selbst zu lehren, zu trösten, sie zum ewigen Glück zu führen; die er nun in seiner Abwesenheit — bis er wieder kömmt sie und euch zu richten — euch übergeben, es euch aufgetragen hat, seine Stelle bey ihnen zu versehen, sein Wort, seine Lehre, sein Beispiel ihnen an das Herz zu legen.

Menschen, die mit euch einer künftigen, einer ewigen Welt entgegen gehen, und heute oder morgen, oft unvermuthet, in dieselbe hinübergehen, so hinübergehen, wie sie hier gewesen sind, und in derselben Lohn für ihre Werke, Lohn oder Strafe, Freuden oder Qualen, finden werden. Und die ihr dort wieder sehen werdet; Zeugen ihres Glücks,

oder ihrer Pein seyn müsset; theilnehmen an ihrem Glück, wenn ihr es befördert, verantworten ihr Unglück, wenn ihr Schuld daran gewesen wäret.

Und Menschen, die ach! so sinnlich sind, so leicht sich bethören, sich einnehmen lassen, von dem Gegenwärtigen, von dem falschen Schein; die in einer Welt leben, wo so vieles sie verführt, und die den Grund der Verdorbenheit in sich selber haben, die mit so vielen und so starken Vorurtheilen und Lüsten und Leidenschaften zu kämpfen haben.

Und doch Menschen, die noch können belehret, aufmerksam gemacht, zurücke gebracht werden, die oft nur darum böse, oder so böse sind, weil sie nicht belehret, erweckt worden sind.

Menschen, denen also alles darauf ankommt, daß sie ernstlich, daß sie recht zu ihrer Pflicht geleitet werden.

Die sollt ihr nun lehren, von denen sagt euch nun der Herr, ihr und euer Gott: du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter über dieß Volk gesetzt. Indem euch der Herr zum Lehramt berufen, indem er euch eine Gemeinde anvertrauet, hat er euch zugerufen: Weide meine Lämmer, meine Schaafe!

Und wißt: Sie lernen von Euch, aus euerem öffentlichen Vortrage; was und wie ihr es ihnen sagt, und aus was für einem Herzen es kommt, macht Eindruck auf sie, mehr als ihr glaubt, oft wenn ihr es nicht denkt.

Sie lernen aus euerem Privat-Umgang. Ein Wort auf das ihr nicht studiert, eine Aeusserung die sie als ungekünstelt ansehen, eine Lehre die ihr beiläufig gegeben, ein Urtheil das ihr von Personen oder Sachen gefällt, thut oft mehr als das, was man glaubt, oder sich gerne bereden will, daß ihr es nur von Amts wegen thut; es befördert

und verstärkt, was ihr öffentlich thut, oder hindert es, reißt es wieder ein.

Sie lernen aus euerem Beyspiel, aus euerem Leben, aus euerem ganzen Betragen. Man ist sehr aufmerksam auf das Leben derjenigen, die uns Vorbild sollen seyn im Wort und im Wandel, die mit der That sollen beweisen, ob sie selbst das glauben was sie andere lehren; ob sie selbst das für so nothwendig achten was sie von andern fordern; ob ihnen das selbst möglich sey, was sie andern zur Pflicht machen; ob sie selbst sich bey dem wohl befinden was sie andern oft mit Wärme, als den einzigen Weg zur Gemüthsruhe und zur Glückseligkeit empfehlen. Sie werden von euch die Art und Weise, wie sie tugendhaft leben sollen, und die Vortheile der Tugend kennen lernen. Die einen werden sich gerne darnach richten, und euch zur Belehrung und Sicherheit, zum Muster ihres Wandels nehmen; die andern werden aus eueren Thaten und Handlungen nur das gezeigt seyn heraus zu nehmen, was sie nur einiger Massen in dem entschuldigen oder beschönigen kann, was sie unrechtes thun; andere werden sich auf euch stützen, sich auf euch berufen, und glauben, was ihr thun dürft, das seye ihnen mehr als erlaubt; noch andere werden aus einzelnen Thaten, die sie von euch sehen, aus besondern Handlungen, Grundsätze folgern und euch andichten — daß ihr nicht vorsichtig genug seyn könnt.

Habe ich nun unrecht, wenn ich aus diesem allem schließe, daß also die größte Aufmerksamkeit, der redlichste und anhaltendeste Fleiß dazu erfordert werde, rechte, würdige Lehrer eurer Zuhörer, und überhaupt eurer Mitbrüder, ja man kann wohl sagen, eurer Zeitgenossen und der Welt zu werden? denn das, was ihr redet und thut, kann- und

wird unter gewissen Umständen viel größere und weitere Folgen haben, als ihr denken könnet.

Und was fordern wir nun dazu, so zu lehren, daß ihr eurer Pflicht und dem Bedürfniß der euch Anvertrauten vor Gott und eurem Gewissen ein Genüge gethan habet? Laßt uns das Wort im Texte nehmen, das uns unsere Pflicht von einer sehr angenehmen und wichtigen Seite zeiget. Die Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, die gemacht haben, daß Viele die Gerechtigkeit kennen und lieben gelernt haben. Die Gerechtigkeit des Glaubens, die Gerechtigkeit des Lebens, die Gerechtigkeit die vor Gott gilt, die uns vor Ihm angenehm und wohlgefällig machen kann, müßt ihr also kennen, und sie ihnen redlich zeigen durch Wort und Beyspiel, und sie ihnen so zeigen, daß ihr sie ihnen beliebt machet.

1. Müßt ihr also die Gerechtigkeit, den Weg zum Leben und zur Gerechtigkeit kennen, und recht und deutlich kennen, so kennen, daß ihr jeden davon belehren könnet, dem Einfältigen einen deutlichen und klaren Begriff davon geben, den Zweifler davon überzeugen, wenn er anders Redlichkeit und Willen hat, sich überzeugen zu lassen. Von den Vortheilen, von den Annehmlichkeiten dieses Weges so überzeugt, damit so bekannt seyn, daß ihr sie Andern anpreisen könnt. O! es ist schändlich, wenn Lehrer selbst unwissend sind, wenn es ihnen an der nöthigen Wissenschaft, oder an der Geschicklichkeit, sie vorzutragen, fehlt. Es ist schändlich, berufen zu seyn, oder sich selbst aufwerfen, andere zu lehren, was man selbst nicht versteht, oder nicht genugsam kennt. Man wäre verantwortlich, wenn sie den Irrweg giengen, man wäre verantwortlich, wenn man ihnen den rechten Weg zu schwer, zu mühsam, zu verworren gemacht hätte.

O wie ein weites Feld hätte ich hier, M. W. Brüder, über den großen Mangel der Kenntniß und der Wissenschaft zu klagen. Es ist gar nicht alles gut genug, was und wie man es sagt. Dieser oftmaligen Unwissenheit hat man es zu verdanken, daß unser Stand so oft verachtet, unser Amt verlästert wird; daß so wenige Menschen auf den Wegen der Weisheit und der Frömmigkeit wandeln, die sich gewiß jedem so sehr empfehlen würden, wenn man sie recht und nachdrücklich zeigte.

Wie ein weites Feld hätte ich hier von der Pflicht des Lehrers zu reden. Es ist gar nicht so leicht, als man sich oft einbildet; man kann wahrlich sich nicht in das Lehramt eindringen, um gemächliche Tage, um ruhige Zeit zu haben. Es gehört viel Vorbereitung und das ganze Leben hindurch, o gewiß viele Mühe und viele Arbeit und viele Sorgfalt dazu, oder man bleibt unter seiner Würde, unter seiner Pflicht. Laßt mich euch nur Einiges sagen.

Jeder Lehrer sollte eine zusammenhängende, deutliche, überzeugende Einsicht in die gesammten Heilswahrheiten haben. Er sollte sie aus der heiligen Schrift, der eigentlichen Erkenntnißquelle dieser Wahrheiten selbst geschöpft haben. Dabey die besten Bücher, die darüber geschrieben sind, mit Vernunft zu Rath gezogen, vorzüglich aber selbst darüber nachgedacht, alles selbst geprüft haben, und so zu einer eigenen vesten, unerschütterlichen Ueberzeugung gekommen seyn. Ohne diese sollte sich ein jeder schämen, sich den Titel eines Lehrers anzumassen.

Aber er soll ja dabey nicht stehen bleiben, sondern immer suchen seine Erkenntniß zu erweitern, zu berichtigen und zu bevestigen; nach Maßgabe seiner Umstände, mit

den Hülfsmitteln und den Bemühungen der Gottesgelehrten seiner Zeit immer weiter zu gehen. O! nie glauben, daß er schon alles, daß er schon genug wisse, daß er nun nichts mehr nöthig habe, als sich auf seine erlangte Wissenschaften oder Weisheit was zu gut zu thun. Noch immer, immer hat man zu lernen; was man auch dagegen sagen mag, laßt euch nicht irre machen; die Wahrheit und die Weisheit hat keinen Verächter als den Unwissenden, der sie nicht, der ihren Werth nicht kennt, und mancher schimpft auf das unnöthige, auf das übertriebene Wissen, wie er es nennt, um den gerechten Schimpf abzuleiten, der auf ihn fallen sollte.

Der Lehrer soll eine vernünftige Auswahl zu treffen wissen, was das nöthigste, das wichtigste ist, seinen Zuhörern zu sagen, das wichtigste also auch, für ihn zu wissen; was die Hauptwahrheiten seyen, die auf den Glauben und das Leben der Menschen den stärksten Einfluß haben. Die wesentlichen Lehren, die Christus und seine Apostel vorgetragen, die wesentlichen Forderungen des Evangeliums, die wesentlichen Kennzeichen eines Menschen, der sich der Gnade Gottes getrösten kann, das, was er dem Menschen im Leben und im Sterben vorhalten und sie darauf verweisen solle, wenn er den Zweck erreichen will, den er sich vorsetzt: sie weise und ruhig zu machen. Auf das soll er sich dann auch hauptsächlich und mit ganzem Ernst legen, das vollkommen inne haben, das am meisten treiben, ohne sich auf unnöthige, oder auch minder wichtige Nebensachen auszubreiten. Wir wollen es ihm so gerne verzeihen, wenn er schon manche gelehrte Distinktionen, spitzfindige Fragen, weitläufige Strei-

tigkeiten nicht weiß! Aber wenn man es ihm leider anmerken muß, daß er die Ordnung des Heils nicht versteht; den Sünder und den Frommen gleich behandelt; tröstet, wo er warnen sollte; nicht aufrichten kann, wenn er erschreckt hat; eines durch das andere umstößt, daß die Wirkung am Ende auf den Zuhörer Verwirrung ist, wenn er es nicht versteht: oder Unwillen, wenn er es versteht, o, dann ist es sträflich. Wenn er uns leere Hülsen, statt des schmackhaften Kerns der heilsamen Wahrheiten giebt, uns mit dem aufhält, was uns wenig nützt, und uns unbelehrt oder ungerührt läßt, in dem, was unsere Seelen bessern oder trösten könnte; sollen wir da zufrieden seyn? Gewiß M. B.! wem die Wahrheit selbst wichtig ist; wer den Zweck stets vor Augen hat, Seelen zu Gott zu führen; wer bedenkt, daß nach einer jeden Predigt eine Seele vielleicht in die unsichtbare und ewige Welt hinüber geht; daß nach einer jeden Predigt seine eigene Seele zur Rechenschaft vor Gott kann vorgefordert werden, der sagt gewiß das Wichtigste.

Der Lehrer soll endlich nichts verachten, so viel an ihm liegt, nichts versäumen, von allem dem, was ihn tüchtiger machen kann, die Wahrheit zu kennen und sie fruchtbarlich vorzutragen. Philosophie, Menschenkenntniß, Sprachstudium, Belesenheit, schöne Wissenschaften, besonders Wohlredenheit, Umgang mit vernünftigen Leuten; alles, was seinen Verstand schärfen und aufklären, was seine Empfindungen verfeinern und beleben, seine Erfahrung vermehren, seine Sitten angenehmer, ihn brauchbarer machen kann. Ich würde euch beleidigen, W. B.! wenn ich beweisen wollte, daß dieses alles nicht unter unsrer Würde, gewiß nicht gleichgültig für uns sey. Nein, das

seyd ihr euerm Amte, das euern Zuhörern, das dem Gott schuldig, der euch keine Gabe umsonst gegeben, keine Gelegenheit, keinen Anlaß ohne Absicht euch zukommen läßt, von allem Rechenschaft fordert, will, daß jeder Mensch so brauchbar zu werden trachte, als ihm möglich ist, der nicht unmittelbar, sondern durch die Mittel wirkt, die er selbst verschafft hat. Auf jede andere Kunst sucht man sich gehörig vorzubereiten, und die allerwichtigste sollte nicht der ausgedehntesten Vorbereitung bedürfen? O wer nicht seine Jünglingsjahre mit solchen Beschäftigungen zugebracht; wer nicht einen entschiedenen Geschmack daran hat; wer seine Zeit mit etwas anderm zubringen kann; der wird gewiß seinem Herrn nicht so dienen, wie er ihm dienen könnte. Sagt nicht, M. B., daß Frömmigkeit mehr sey als Gelehrtheit, und daß eigene Erfahrung den Mangel aller weltlichen Wissenschaften ersetze. Nein, auch der Einfältigere, wenn er fromm ist, wird alle Mittel brauchen, die er brauchen kann; und nie wollen wir einen zwar wahren, aber leicht zu mißdeutenden Satz, zu einer sündlichen Schutzwehre der Trägheit, der Faulheit, des Unverstandes machen.

Laßt uns zu einem zweyten Stück übergehen. So wie der Lehrer die Gerechtigkeit, zu der er Andere hinweisen soll, erst selbst kennen muß, und ihm also das Wissen und folglich das Lernen nöthig ist, so muß er sie nun hinweisen oder wirklich lehren. Dazu gehören nun zwey Dinge: erstlich, daß er ieden Anlaß ergreife, wo er lehren kann, daß er gern und viel thue, nie müde, nie verdrossen seye. Soll man zur Gerechtigkeit, zum Leben hinweisen, und es nicht gerne und so oft und so treu thun, als möglich ist? Soll man zum Lehrer bestellt seyn, und nicht suchen jeden Unwissenden zu lehren, jeden Ver-

irrten zurechtzubringen, jeden Sichern zu schrecken, jeden Trägen zu erwecken? nicht froh seyn über jeden Anlaß, der sich aubeut? O ich zittere M. B., wenn ich an die Wichtigkeit dieses Stücks unsers Amts, und dann dabey an unsre natürliche Schläfrigkeit denke. Doch hievon unten noch ein Wort.

Jetzt nur von dem zweyten, das hiezu erfordert wird. Die Art und Weise nämlich, wie er lehren soll. Und wie Vieles müßte ich hier sagen, wenn ich auch nur das Wichtigste sagen wollte. Doch wieder nur Einiges. — Das allererste sey: Daß der Lehrer mit Empfindung und aus Empfindung rede. Es fließ' ihm aus dem Herzen, der Quelle seiner Empfindungen, und es wird wieder Herzen finden, an die es, in die es gehen wird. Um Gotteswillen, M. B., laßt uns nie kalt, empfindungslos reden. Sucht euch jedesmal eurer Materie zu bemächtigen, von ihr eingenommen, von ihr erwärmet zu seyn, und ihr werdet gewiß nie ohne Nutzen predigen, und sollte es auch nur der seyn, daß euer eigen Herz dadurch gewonnen hätte. Unsre Zuhörer müssen es uns ansehen, daß wir von dem Gefühl der Größe Gottes durchdrungen sind, wenn wir von derselben mit ihnen reden; daß wir den Werth der Seelen fühlen und darum sie so dringend bitten, für die ihrige zu sorgen und das unsterbliche Wohl derselben zu bedenken; daß die künftige Welt den tiefsten Eindruck auf uns mache, und daher kommen die lebhaften und erweckenden Vorstellungen, die wir auch ihnen diesfalls machen. Der Sünder sehe es, daß wir Mitleiden mit ihm haben, in Furcht für ihn stehen, ihn beklagen, und deswegen so herzlich warnen. Der Fromme sehe es, daß wir uns selbst unsers Gottes und seiner Güte und des großen

Glücks der Gerechten freuen, und er trete in unsre Empfindungen ein, und freue sich mit uns. Der Sterbende sehe es uns an, wenn wir mit ihm von der Ewigkeit, von dem Glück der Seligkeit reden, daß wir gerne mit ihm oder für ihn giengen, und mit Sehnsucht und mit Vorbereitung dem Zeitpunkt entgegen sehen, wo auch wir abgerufen werden. — Diese Empfindung, M. B., ists, wovon ich mir am meisten verspreche. Aber lasst uns zwey Dinge hier wohl unterscheiden, die eigentliche Empfindung, die das Herz von der Sache hat, und dann die lebhafte Vorstellung, die man sich davon macht; das erste möchte ich die allgemeine Empfindung nennen, das zweyte die gegenwärtige. Ohne die erste kann und darf schlechterdings kein Prediger, sollte kein Vortrag seyn. Gott soll uns über Alles lieb, die Seelen theuer, die Ewigkeit wichtig seyn. Und wo diese erste ist, da läßt sie, so bald man über solche Materien denkt, von denselben redet, das Herz nie ganz kalt. Die zweyte hängt, besonders nach ihren verschiedenen Graden, von der Beschaffenheit und den Umständen eines Jeden ab. Aber ein wenig mehr Mühe, uns den Gegenstand, von dem wir reden, recht anschaulich zu machen, unser Herz empor zu heben, vor zu empfinden, und die Zuhörer würden uns gewiß nach empfinden, — anstatt, daß sie so oft klagen müssen: „Der Prediger hat gute Sachen gesagt, aber so kalt, so trocken, daß man nicht ist gerührt worden;“ da sie hingegen eine herzliche Predigt so gerne hören, wenn sie auch schon minder Kunst verräth. Und wissen wir denn nicht, W. B., daß, wenn wir die Menschen auf die Gerechtigkeit hinweisen wollen, wir sie ihnen müssen wichtig und angenehm machen?

Ich weiß zwar wohl, daß noch ein Weg ist, dem Men-

schen beyzukommen, der Weg der Ueberzeugung, und darum thue ich sogleich hinzu, unser Vortrag sey deutlich, faßlich, stark, bündig, dann wird er überzeugend seyn. Ja niemals auf das Herz wirken auf Unkosten des Verstandes, Empfindungen hervorzubringen suchen, ohne dem Menschen deutlich zu zeigen, was er zu thun hat, und worauf es sich gründet. Aber es muß Ordnung, Uebereinstimmung in dem Vortrag seyn, nicht hohe, aber natürliche Kunst, nichts Verworrenes, Unverständliches, Unüberlegtes; man muß richtige Begriffe zum Grund legen, sie mit gehörigen Beweisen unterstützen, sie bis zur Ueberzeugung fortführen. Ein gutes Mittel, diese Deutlichkeit und Ueberzeugung in unsern Vortrag zu bringen, wäre, wenn wir uns nur vorher fragten: wie wollte ich jetzt das meinem Zuhörer sagen, wenn ich es ihm unter vier Augen sagen müßte? wie würde ich ihn suchen zu überzeugen, wenn ich dächte, daß Seel und Seligkeit daran hienge? Wie gut würde das uns predigen lehren! Der Ton, die Sprache, die Geberden, alles würde Ausdruck unsrer Absicht werden. —

Laßt mich nur noch hiuzu thun, vorsichtig und weise, und ernsthaft und nachdrücklich soll der Vortrag des Lehrers seyn. Klug zu wählen, was er sage, damit es Frucht bringe; bedenken, zu wem er zu reden habe, und wie er es ihm sagen könne. Es ist nicht genug, daß wir allemal etwas Gutes sagen, wir müssen das sagen, was unsere Zuhörer nöthig haben. Bald Glaubenswahrheiten ihnen wichtiger machen, bald sie an ihre Pflichten erinnern, bald schädliche Vorurtheile angreifen, bald uns sündlichen Gewohnheiten mit Nachdruck widersetzen. Dafür sind wir Wächter, daß wir einreissenden Uebeln steuern sollen. Aber nicht so es sagen, daß wir nur er-

bittern, oder spotten machen; nein, daß man die Kraft der Wahrheit fühle, auch wenn man sie nicht annehmen will. Wie nöthig also, daß wir beten: daß uns der Herr Weisheit und Verstand gebe in allen Dingen. Daher werden wir auch mit Ernst und Nachdruck reden. Wir wollen wenigstens unsre Seelen retten, unser Gewissen rein haben, wenn wir auch den Schmerz haben müßten, zu sehen, daß man uns, oder vielmehr, daß man Gott nicht glaubt, nicht folgt. Aber so müßten wir es denn doch gesagt und nachdrücklich vorgestellt haben, daß bey solchen Grundsätzen, oder bey solchem Leben, man unmöglich könne glücklich werden, und daß solche Anstalten und solche Mittel von Seiten Gottes alle Entschuldigung benehmen.

Aber, wird wol ein Prediger so ernstlich reden? wird er sich dem Tadel und vielleicht dem Haß Einzelner oder Mehrerer aussetzen, wenn es ihm nicht darum zu thun ist, die Menschen zur Gerechtigkeit, zur wahren Glückseligkeit hinzuweisen? Ja noch mehr: wird er seinen Worten Nachdruck geben können, wird man ihm glauben, wenn man nicht aus seinem Leben überzeugt ist, daß er selber glaubt und selber thut, was er sagt? Dieß leitet mich zum dritten Stück, das wir von einem Lehrer fordern, nämlich ein frommes, ein exemplarisches Leben und Wandel. Die Gründe, die ich so eben angeführt, sind äusserst wichtig, und sie sind nicht die einzigen. Der Lehrer soll mit seinem Wandel lehren, er soll ein Beyspiel geben, was und wie man es thun solle; er soll sagen können: Sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbild. Seyd meine Nachfolger, gleichwie ich Christi. Er soll durch sein Leben beschämen und bestrafen,

die, die anders leben, er soll ermuntern die, die schüchtern und wankend sind, er soll die Trägen und Saumseligen durch sein eifriges Christenthum erwecken. Wenn jeder Christ, wie vielmehr soll jeder Lehrer, ein brennend und scheinend Licht seyn? Man soll ihn copieren dürfen, bis in das Kleinste seines Lebens. Also, W. B., Alles was ihr thut — eure Arbeiten und eure Erholungen, eure Arbeitsamkeit oder eure Gemächlichkeit, eure einsame Beschäftigung, euer himmlischer oder euer irdischer Sinn, eure Demuth oder euer Stolz und eure Eitelkeit, eure Ernsthaftigkeit oder euer Leichtsinn, eure Enthaltsamkeit oder eure Sinnlichkeit, euer Betragen gegen Höhere und Niedere, gegen Freunde und Feinde, die Erziehung eurer Kinder, die Einrichtung eures Hauses, selbst das Betragen der Eurigen, eurer Gattinnen und eurer Kinder — das Alles wird bemerkt, das Alles macht Eindruck, und wehe euch, wenn etwas darinn ist, das mit Recht ärgern kann. Freylich soll man nicht von uns begehren, daß wir engelrein, freylich sollen wir uns nicht einbilden, daß wir ohne Fehler seyen. Ach nein! wir sind schwache, sündige Menschen, und bedürfen der Nachsicht und der Geduld Gottes und der Menschen. Aber doch muß man das ganze, redliche Bestreben an uns sehen, wahrhaft weise und tugendhaft zu wandeln; das rechtschaffene Wesen in Christo Jesu. „Ja, wer ist wie ich, der lebe nur fröhlich, er wird selig werden.“ Das, M. B.! muß jeder von uns mit Freuden und mit Einstimmung seines Herzens sagen können, oder was für einen Begriff müßte ich mir von ihm machen? So müßte er ja kein wahrer Christ seyn, noch einen herrschenden Fehler an sich haben; und das soll nicht seyn. Aber wie vorsichtig und behutsam soll es uns machen, alles was

Anstoß geben könnte, auch den bösen Schein selbst zu vermeiden. Je mehr man uns kennen lernt, je näher man uns sieht, desto mehr müsse man uns schätzen, desto mehr uns lieben, desto überzeugender sehen, wie man seyn sollte. Keine strenge, keine übertriebene, keine menschenfeindliche Frömmigkeit; nein, eine liebenswürdige, sanfte, müsse man an uns sehen, aber eine andächtige, eine arbeitsame, eine thätige, wie Männer, die sich eines künftigen Glückes wollen würdig machen, so wie sie ihren Mitbrüdern suchen erbaulich zu seyn; auf die dieses künftige Glück so stark wirkt, daß es sie ganz belebt, und die glauben, daß dieses künftige Glück mit dem gegenwärtigen Leben in dem genauesten Verhältniß steht, und daß das Maaß desselben von dem Maaß unsrer Frömmigkeit und unsers thätigen Tugendeifers wird bestimmt werden.

Wahrheit, die sich auf die Stimme der Vernunft, wie der Offenbarung gründet; Lohn, den wir uns versprechen dürfen, wenn wir als treue Lehrer Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wenn wir es uns Mühe und Ueberwindung haben kosten lassen; aber Lohn, der uns in unsern Bemühungen, in unsrer Arbeit unterstützen muß! Doch laßt uns erst in dem zweyten Theil unsrer Betrachtung von diesem Lohn reden, und hernach in dem letzten sehen, wozu er uns antreiben solle.

II. Die Lehrer, heißt es in unserm Text, werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die so Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Hier spricht jemand über den Werth des Lehrers ab, auf dessen Ausspruch es entscheidend ankömmt, und uns allenfalls schadlos halten kann, gegen die Verachtung oder den Spott einer ganzen Welt. Und laßt es uns nicht aus

falscher Bescheidenheit verkennen oder verkleinern. Groß ist der rechtschaffne Lehrer in den Augen Gottes und in den Augen eines jeden Weisen, und ausgezeichnet wird sein Platz seyn in jener Welt, wo nur wahre, wesentliche Verdienste gelten, wo der Mensch nach seiner innern Würde ein Schicksal hat. Ihr begreift leicht, daß die Redensarten, leuchten wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne immer und ewiglich, nichts anders andeuten sollen, als diesen ausgezeichneten Platz, als diese vorzügliche Glückseligkeit, die sie bekommen sollen. Ein rechtschaffener Lehrer ist hier schon eine sehr würdige, und eine sehr nützliche, eine sehr glückliche Person. Wer nicht von niedrigen, dummen Vorurtheilen geblendet ist, kann ihn gewiß nie ohne Achtung, nie ohne Dank, nie ohne Liebe sehen, und wer vollends sein Amt versteht, wer etwas tiefer sieht, muß ihn gewiß um sein Glück beneiden. Es klingt zwar etwas fremd; aber es ist nichts destoweniger wahr. Der rechtschaffne Geistliche ist eine sehr würdige Person. Alles, womit er umgeht, die Sache die er treibt, die Gegenstände an denen er arbeitet, die Art seiner Bemühungen, alles ist groß, ist edel, ist würdig.

Wenn der Magistrat, der für eure bürgerliche Ruhe — wenn der Soldat, oder der tapfere Bürger, der für eure Sicherheit und Vertheidigung — wenn der Kaufmann, der Künstler, der Handwerker, der für eure leibliche Bedürfnisse — wenn der Arzt, der für eure Gesundheit sorgt, würdige Glieder des Staats sind: ist es der Geistliche, der für eure Seele sorget, weniger? oder ist eure Seele in euren Augen weniger wichtig, als eure übrige Bedürfnisse? Wenn der Geistliche unterrichtet; wenn er frühe den Grund zur Weisheit und Frömmigkeit in die Herzen legt; wenn er

eurer Tugend aufhilft; wenn er so vielem Bösen vorbeugt; wenn seyn Beyspiel erbaulich, seine Worte tröstlich sind; wenn er euch in gesunden und in kranken Tagen Rath und Helfer ist, und euch noch den Eintritt in die Ewigkeit leichter macht: ist er nicht nützlich??

Und glücklich ist er auch jetzt schon. O wer den Lohn der Tugend; wer die süsse Vorstellung, Vielen nützlich zu seyn; wer die dankende Thräne eines, durch unsere Bemühungen bekehrten Sünders, das sanfte Händedrücken eines frohen Sterbenden gesehen, empfunden hat, der tauscht wahrlich mit keinem andern, der seine Arbeit nach dem Lohn an Geld, oder nach dem Rang in der Gesellschaft schätzt!

Aber hier geniesst er doch seine Würde noch nicht recht, nicht ganz. Er fühlt sich nicht so recht, ist nicht so froh darüber, daß es genugsamer Lohn seiner Arbeit wäre. Andre erkennen, achten ihn auch nicht genug; — er sieht die Früchte seiner Arbeit so oft nicht. Tausend menschliche Umstände hindern ihn, das Glück zu geniessen, das ihm gehört. Aber jene Welt deckt es ihm auf; dort wird er glänzen; dort kömmt er an seinen rechten Platz, zeigt sich in seiner ganzen Würde, sieht die Früchte seiner Werke; dann ist die Zeit des ganzen, des vollen Genusses; dort krönet und vergilt Gott, was wir hier gethan haben.

Laßt uns einige Züge sammeln, um wenigstens ein schwaches Bild von dieser Glückseligkeit zu haben. Erstens: der Lehrer, der sich hier ausgebildet, der seinen Verstand angebaut, mit so erhabenen Wahrheiten beschäftiget, der sein Herz und die Gesinnungen desselben veredelt, der so arbeitsam und wirksam gewesen, der ist auch schon an sich einer größern Glückseligkeit in jener Welt fähig. Die

Glückseligkeit, die wir dort erwarten, ist der Natur unsrer Seele angemessen; sie wird im Erkennen, Verstehen, Einsehen der Wege und Werke Gottes; in Empfindung, Bewunderung, in Freude und Anbetung bestehen. Je mehr nun ein Mensch im Denken, im Nachforschen, im Empfinden, im Verstehen geübt ist, desto fähiger wird er dieses Glückes seyn. Und nun denkt, M. B., wenn wir auch in dieser Absicht der Früchten unsrer Werke genießen sollen; wenn der, der weiter gekommen ist, in Aufklärung seiner Vernunft, in Stimmung seines Herzens zur Ehrfurcht, zur Liebe Gottes, zur Freude über allem Guten, auch so viel glücklicher ist; wenn jede Stunde, die wir, statt der Eitelkeit, dem Nachdenken, dem Forschen der Wahrheit, dem forschenden Lesen der Bibel, der Uebung der Andacht gewidmet haben, uns dort Freuden der Ewigkeit gewährt, uns so viel tüchtiger zum Anschauen Gottes gemacht, uns so viel tiefer in seine Werke hinein schauen läßt; wenn wir auch in dieser Absicht so manchen unserer Brüder so weit hinter uns zurück lassen; vielleicht dort noch manchen zu Lehrern von größern Geheimnissen, von herrlichern Wundern gegeben werden!

Ein zweyter Umstand, der das Glück eines jeden Menschen, den Grad desselben in jener Welt bestimmt, ist das Bewußtseyn eigener guter Thaten. So wie das Andenken an böse, lasterhafte Thaten, Marter und Qual in jener Welt seyn wird, oder derjenige, der sich an nichts Gutes erinnern könnte, auch keine Zufriedenheit, keine Freude darüber empfinden könnte: so muß es süßeste Freude seyn, zu wissen, ich habe nicht nur für meine Seele gesorget, für mich selbst gebetet, gewachet, gekämpft; sondern so hat mir auch das Wohl Vieler am Herzen gelegen, so habe ich mich betrübt, wenn ich sie auf Irrwegen gesehen habe, so habe

ich oft im Gebete für sie gerungen. Wer war schwach, und ich wurde nicht für ihn schwach? wer wurde geärgert, und ich brannte nicht? wie oft habe ich nicht meinen eigenen Vortheil für Andere aufgeopfert, meine Ruhe, meine Zeit, meine Ehre, meinen Gewinn? statt eigenes Vergnügen zu suchen, habe ich mir es zum Vergnügen gerechnet, wenn ich Andern nützlich seyn, sie erbauen konnte. Und nun, M. F.! sieht er in vollem Licht, im hellesten Glanz, wie recht er gehabt hat, so zu handeln, wie ungleich wichtiger diese Geschäfte gewesen sind, als alles andere, was er sonst hätte thun können; wie viel diese Freuden oder dieser Gewinn jede andere aufwiegen müssen, die er sonst hätte genießen oder erhalten können. Welche reine Freude; welches selige Bewußtseyn, werth, daß es mit Aufopferung alles Andern erkauft werde! —

Laßt uns weiter gehen. Ein großer Theil der Glückseligkeit des Lehrers in jener Welt wird darin bestehen, das Gute alles zu sehen, das er gewirkt hat. O, ich kann mir kein höheres Vergnügen denken, als Ursache zu seyn an dem Glück Vieler, und nun Zeuge und Mitgenoß ihres Glücks, und vielleicht den warmen Dank von ihnen bekommen, den Empfindung der Freude und des Glücks ihnen einflößt. Da ruft, o möchte Gott es geben! vielleicht auch mir ein Sel'ger zu: Heil sey dir, denn du hast das Leben, die Seele mir gerettet, du! O Gott! wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele, der Retter vieler Seelen seyn! „Ich taumelte schon an dem schrecklichen Rand des Verderbens; aber du liessest nicht nach mit Bitten, mit Vorstellungen, mit Ermahnen, bis du mich zurücke brachtest, und nun bin ich noch glücklich geworden und freue mich Ewigkeiten hindurch mit dir;

ich war den Gefahren der Jugend, den Verführungen der Welt ausgesetzt; aber der gute Grund, den du mit weiser Hand in mein Herz gelegt hattest; die Ueberzeugung, die du mir abzugewinnen wußtest; die Schönheit der Tugend, die du meiner weichen Seele so lebhaft schildertest; die Schrecken des Lasters, die du meiner blühenden Einbildungskraft mit Fleiß so schwarz vormahltest, die hielten mich unter der Gnade Gottes zurück. Dir! dir Freund, danke ichs, daß ich nicht, gleich andern, hingerissen worden bin." — „Ach! wie wohl" wird ein anderer sagen, „ach wie wohl ward meiner Seele, als du in einer bangen Stunde, da mich Kummer drückte, und ich nichts als schwarze Zukunft vor mir sahe, mir so liebreich und erquickend Gottes Vater-Huld und Liebe zu Gemüthe führtest, mich auf die Wege seiner Fürsehung aufmerksam machtest, mich an den Nutzen der Leiden erinnertest, und mir, mit der Gewißheit eines Mannes Gottes, sagtest, daß ich ihm noch danken werde. Ich wurde wieder stark und ruhig, und ein Christ, da ich am Verzagen war. Und nun sehe ich es, wie weise Gott mit mir gehandelt hat, und danke dir, daß ich mein Herz in deinen freundschaftlichen Schooß habe ausschütten dürfen, und du mich mit deinem Rath geleitet hast." „Der Tod, sagt ein anderer, „verlor seine Schrecken, und das finstere Grab wurde heiter für mich, als du meinen sterbenden Blick auf jene Gefilde der Ewigkeit zu heften wußtest, mir in dem Blut meines Mittlers Vergebung, in den Wirkungen seines Geistes Siegel der Kindschaft zeigtest, mir die Hülfe und den Beystand meines Gottes so gewiß, und die Ruhe und die Seligkeit, die ich jetzt genieſſe, so reitzend machtest. Gott wird dirs

auch dadurch vergolten haben, daß dir dein Tod leicht geworden, und nun müsse dir die Ewigkeit selbst froher werden."

Sagt M. B. unter Leuten wandeln, die uns so anreden, könnte eine größere Seligkeit seyn? und kann diese Vorstellung wohl einen andern Gedanken in uns zurücke lassen, als: Wollte Gott, daß ich nur recht Vielen, und so würdig gedienet, ihnen recht zum Nutzen gewesen wäre?

Laßt mich noch ein letztes Stück hinzuthun. Glaubt ihr nicht, daß Gott, der gerecht ist, der jedem vergilt nach seinen Werken, der Verdienste nach Wahrheit schätzt, der den Nutzen vollkommen kennt, den wir gestiftet haben, der weiß, was es uns gekostet hat, (ich kann mich nicht enthalten, zwischen ein zu sagen: ach! wie klein macht mich dieser Gedanke!) der weißt wie redlich wir es uns haben angelegen seyn lassen, wie viel wir darüber aufgeopfert haben, — glaubt ihr nicht, daß Gott, der jedes Gute, auch jede gute Absicht so reichlich belohnt, auch dem Lehrer den größten, den seligsten Lohn zutheilen werde? Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenig m getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude! Und das aus dem Munde unsers Herrn hören, seinen Beyfall im Angesicht der ganzen Welt vernehmen, dem Erlöser der Menschen ähnlich, ihm zu seiner Seite gesetzt werden, die Krone aus seiner Hand empfangen . . . ich erliege unter der Vorstellung; ich eile, nur noch etwas von der Wirkung zu sagen, die sie auf uns haben soll.

Erstens: wie niederdonnernd, wie zermal-

mend, mir wenigstens unausstehlich, ist die Vorstellung: Lohn ist es, herrlicher Lohn, aber nur dem, der gearbeitet hat, der die Absicht gehabt hat, zu arbeiten, die Absicht gehabt hat, Gott dadurch zu dienen, Seelen zu gewinnen, sie dem Himmel zuführen. Wer diese Absicht nicht gehabt hat, wer irgend eine andere gehabt, wer sich selbst gesucht hat, der hat seinen Lohn dahin. Nein, ich will nichts sagen von der Verantwortung, die er auf sich geladen, von allem, was er versäumt, was er geschadet hat. Aber nur, was mangelt er! Gottes Beyfall, Gottes Lohn! wie gerne würde er dann noch wollen aufopfern, noch Alles thun. Nein, jetzt ist die Zeit, jetzt laßt es uns zu unsrer Erweckung und zu unserm Trost bedenken.

Wie sorgfältig soll der Gedanke an diesen Lohn uns in unserm Amt machen? Was ist wohl fähiger, uns in Allem auf den rechten Punkt hinzuweisen, als der Blick auf diesen herrlichen Lohn? Um einst in der Ewigkeit glänzen zu können, um das Glück zu genießen, das meinen Lohn ausmacht, muß ich erst Lehrer gewesen seyn, durch Wort und durch Beyspiel, eifrig und treu, Viele zu Gott, zur Glückseligkeit hingewiesen, mich für ihr Wohl verwendet haben. Und bin ich nun das? habe ich stets diese Absicht, und weiß ich sie zu erreichen? kann das, wird das mein Lohn seyn, daß ich in jener Welt viele finde, denen ich nützlich gewesen bin, wenigstens redlich gesucht habe nützlich zu seyn? Wie wichtig ist das Werk, das ich zu treiben habe, wie viel ist daran gelegen! wie schwer ist der Lohn zu erringen! wenn ich mich nicht selbst aufgeklärt und gebessert! Wenn ich den Weg nicht gewußt, den ich habe sollen weisen; wenn ich durch meine Schuld nicht Vielen würde nütz-

lich geworden seyn: wie sehr würde ich's bereuen? Es ist also nicht genug, daß ich mein Amt nur äusserlich thue, daß ich meine Pflicht nur obenhin, oder aus Gewohnheit, oder gleichgültig verrichte. Diese wichtige Absicht muß mir immer vorschweben, immer muß ich mich bemühen, die schicklichsten Mittel zu erwählen. O glaubt's, M. B.! keine Predigt kann schlecht seyn, wo wir diesen edlen Zweck uns vorsetzen; jede Catechisation wird deutlich und wird warm, wo man an das gedacht hat; der Umgang würde selbst erbaulich werden, wenn man das zu erreichen suchte. Wo diese Denkungsart herrschend wird, da wird man sich selbst gleich. Ich denke, wir dürften das allgemeine zum Prüfstein unsrer Gesinnungen, zur Triebfeder aller unsrer Handlungen machen: Werde ich einst für dieses in der Ewigkeit belohnt werden? diesen Grundsatz uns oft vorgehalten, und es würde uns nie anders als gut handeln lassen.

Hinblicken auf diesen Lohn würde uns zweitens fleißig machen, jede Gelegenheit zu ergreifen, und so Vieles zu thun, als uns möglich ist. Wenn ich Viele kann zur Gerechtigkeit weisen, sollte ich nicht froh seyn, wenn sich mir recht sehr viele Anläße darböten, recht viele Gegenstände kämen; seye es denn Pflicht, die man von mir fordern kann, oder nicht, genug, wenn ich nützen kann, und das kann ich ja allemal, wenn ich auch nur einen Zuhörer in einer Predigt erbauen kann; und wenn auch das nicht wäre, so kann ja meine eigne Vervollkommnung dadurch gewinnen, wenn ich Gutes gedacht und zu thun begehrt habe. Entweder glauben wir nicht, daß unser Werk seinen Lohn habe, oder es ist nicht begreiflich, daß wir nicht sollten geitzig seyn, stolz seyn, auf jeden Anlaß, den wir

haben können, etwas Gutes zu thun. Wenn einmal der Richter kömmt, um den Lohn für jede Arbeit, für jedes Werk, auszutheilen, wer würde nicht gern noch etwas mehr gethan haben? Und wenn das künftige Leben mit dem gegenwärtigen in dem genauesten Verhältniß steht; der Grad der Arbeitsamkeit den Grad der Glückseligkeit bestimmt: so ist ja offenbar das arbeitsamste, das mühevollste Leben das glücklichste. Freylich, wer auf die Mühe, und nicht auf den Lohn, nur auf das Beschwerliche, und nicht auf die herrlichen Folgen zu sehen gewohnt ist, dem kann es leicht zu viel werden; aber ein Blick auf die Seligkeit, und alle Mühe verschwindet, und man kann aushalten, wo man sonst unter der Last der Arbeit sinken würde, und man hat Kräfte, die man mit Freude in dem Dienst des Herrn verzehrt; man säet reichlich, um reichlich zu erndten zu seiner Zeit.

Also ein drittes: Es sollte uns geduldig, unermüdet, standhaft machen. Es ist nicht zu läugnen, unser Amt hat seine vielfältige und große Beschwerlichkeiten. Ach! so oft wenig Erfolg; so oft gehindert, wo man könnte und sollte unterstützt und gefördert werden; so oft Undank und Verachtung; und wer zählt sie alle, die Hinderniße und die Müheseligkeiten. Allein ich arbeite für die Ewigkeit, von dorther glänzt's mir entgegen, ich sehe es, und werde wieder muthvoll und fahre standhaft fort. Jedes Unrecht wird dort ersetzt werden, jedes Verdienst wird seinen Werth und seinen Lohn dort finden. Ich arbeite mit Mühe; aber sobald ich denke, daß ich an Seelen arbeite, so vergesse ich die Mühe. Selbst die Hinderniße, mit denen ich kämpfe, erhöhen mein Verdienst. Ich wünschte

oft mit eben der Leichtigkeit zu arbeiten, mit der ich es andere thun sehe; aber ist dieß nicht blos ein gemächlicher Wunsch? Wird Gott nicht den, der treu gearbeitet hat, belohnen, und zwar nicht nach Maaßgabe des Erfolgs, sondern nach dem Maaße seiner Treue und seiner Dienste, und ihm selbst sagen: Du hast dich nicht hindern lassen, treu zu thun was du konntest; ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld, du hast das Ziel im Auge behalten, und nun solls herrlich für dich glänzen! Ein Tag in der Ewigkeit ist Jahre lange Mühe werth. Wenn nur einer mir dort noch dankt, bin ich glücklich genug. Wenn Gott mir nur seinen Beifall giebt, kann ich jeden andern entbehren. Ich will alles thun, um dessen würdig zu werden.

Das letzte das ich hinzufüge, ist, daß dieser Lohn uns stets freudig machen sollte. Gott hat uns ein so herrliches Amt anvertraut, und wir sollten die Würde desselben nicht fühlen und uns nicht glücklich schätzen, zu dem Glück unsrer Brüder beytragen zu können? und wir sollten es nicht mit Freuden thun? Gott will uns einen so vorzüglichen Werth beylegen, und wir sollten unsre Größe nicht fühlen und uns freuen? unsre Arbeit soll einen so gewissen und so großen Lohn haben, und wir sollten jemals unsre Arbeit ungern sehen und mit Unlust thun? nein, so wären wir ihrer nicht werth. Willig und freudig soll man uns immer finden, und für eine Ehre wollen wir es halten, wenn wir Vieles thun können. Die Vorstellung der Freude, die wir in jener Welt genießen werden, wird jetzt unserm Herzen einen Vorgeschmack geben, der uns Alles ver-

süßet und uns mit den heitersten Empfindungen arbeiten läßt. —

Das, W. B.! müsse die Jüngern aus uns entflammen. Ihr seyd in eine Laufbahn getreten, die die ruhmvollste ist, wo man eine Krone erwerben kann, die die glänzendste ist; aber sie will errungen seyn. Jetzt könnt ihr noch viel thun, um euren Lohn recht groß zu machen. Der Greis würde oft gerne wieder vornen anfangen, um das zu thun, was ihr thun könnt.

In der Mitte unsrer Laufbahn, wo wir die Hitze und die Last der Arbeit empfinden, müsse uns der Gedanke: daß der, aber nur der glänzt, der Viele zur Gerechtigkeit hingewiesen hat, Labsal und Ermunterung seyn.

An dem Abend unsers Lebens laßt uns den Ruf ruhig erwarten, unser Amt niederzulegen. In Demuth und im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes in Christo, müssen wir doch mit Freudigkeit sagen können: Der Herr, der mich gekannt hat, vor dem ich gewandelt und dem ich gedienet habe, wird mir meinen Lohn geben. Die Freude, die Vorempfindung, der Dank über dem nahen Lohn, müsse schon das Sterbebett jedes Lehrers glänzen machen, wie er einst glänzen wird. Möchte das unser Aller Lohn, möchte die Ewigkeit unser Lohn seyn!

Da ich nicht nur Lehrer zu Zuhörern habe, sondern auch solche die blos Zuhörer sind, so kann ich nicht endigen, ohne noch diese doppelte Anmerkung zu machen: Erstens, wenn der, der gelehret hat, der Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, leuchten wird, so könnt ihr ja Alle in gewißem Maaße dieses Glücks theilhaftig werden. Der Haus-

vater, der die Seinigen auf den rechten Weg weist, der durch Ermahnung und Beyspiel alles Mögliche an ihnen thut, hat eben das Verdienst, wird eben den Lohn empfangen. In wie einem ausgedehnten Kreis könnte es, soll es die obrigkeitliche Person thun, ihr Ansehen dazu verwenden, mit Exempel vorleuchten, tüchtige Lehrer bestellen, denselben die Hand bieten, sie ermuntern, ihnen ihre Arbeit erleichtern, und ein großer Theil der Verdienste des Lehrers wird auf sie zurückfallen, und Gott, der die Absichten kennt und belohnt, wird es auch ihnen belohnen. Und mehr als man denkt, kann jeder Christ seinen Bruder erbauen und warnen und stärken und zum Himmel weisen, und jede Bemühung und jede Absicht wird nicht unbemerkt und nicht unbelohnet bleiben.

Die andere Anmerkung ist: wie Gott urtheilt, so laßt uns auch urtheilen. Wahre Verdienste schätzen, den Würdigen lieben und ehren und ihm helfen. Wer zur Gerechtigkeit weist, ist groß in meinen Augen, ist's auch in den Augen Gottes; nie will ich ihn hindern, beten will ich für ihn und mich weisen lassen, und mich seines Glücks und seines Lohns freuen. O, daß ich einst der Lohn meiner Lehrer sey, und mich Ewigkeiten hindurch mit ihnen freuen könne, Amen!

Eintritts-Predigt

über 1. Petri V, 1—4.

„Die Aeltesten, so unter euch sind, ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden, die in Christo sind, und theilhaftig der Herrlichkeit, die offenbaret werden soll.

Weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern willig-lich; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrunde; nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde;

So werdet ihr, — wenn erscheinen wird der Erzhirte — die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen."

Ein jeder Beruf, M. Fr., ist allemal in einer doppelten Absicht wichtig; nämlich: sowohl für den Menschen selbst, der in demselben stehet, als auch für die, deren Wohl zu besorgen, ihm durch diesen Beruf befohlen ist. Gott hat einem jeden Menschen ein gewisses Maaß von Gaben und Kräften anvertrauet, und ihm eine gewisse Stelle gesetzt, wo er dieselben anwenden und damit wirken soll. Wird er nun hierin treu erfunden, so hat er den Beyfall und den Lohn seines Gottes und Richters zu erwarten. — Ueberdas sind dann noch so Viele, die durch ihn glücklich geworden sind, denen er mit seinen Gaben und sei-

nem Dienste genüzt, und denen er geholfen hat, daß sie nach der Absicht Gottes leiblich oder geistlich dasjenige Glück erreichen konnten, wozu sie bestimmt waren. Je mehrere es nun sind, auf die er wirken, und je näher und eigentlicher er zu ihrem Glücke beytragen kann, desto wichtiger ist sein Beruf. — Stellet euch einen Hausvater vor, der mit Sorgfalt und mit Treue nicht nur für sein eigenes Wohl, sondern auch für das Wohl seiner Kinder und Hausgenossen arbeitet — welchen Segen kann er nicht verbreiten! Ich weiß, sagt Gott von einem solchen Manne, ich weiß, Abraham wird befehlen seinen Kindern und seinem Saamen nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist, auf daß der Herr auf Abraham kommen lasse, was er ihm verheissen hat. 1. B. Mose XVIII, 19. Aber . . . wenn er es versäumt, wie schuldig macht er sich an dem Blute seiner Kinder nnd Nachkommen! — Denkt an Personen im obrigkeitlichen Stande, wie weit alles wirkt, was von ihnen gethan oder versäumt wird; wie schwer ist es hier, seine Pflicht ganz zu kennen, und getreu zu erfüllen! Wie strenge wird die Rechenschaft seyn, die sie abzulegen haben, und wie ausgedehnt und bleibend die Folgen! — Und nun das Amt eines Lehrers; ist es wichtiger für ihn oder für die, die seiner Leitung und Sorge anvertraut sind?

Wie wichtig ist es für ihn, daß er wisse, was er thun müsse, daß er die erforderlichen Fähigkeiten und die genugsamen Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitze, und mit Weisheit und Klugheit in Allem zu handeln wisse. Und wenn er seine Pflicht kennt und sie thun kann, wie wichtig ist es dann, daß er sie wirklich thue, daß die schwer-

ste ihm doch lieb seye, daß er die unangenehmste noch gerne thue; weil er, was nicht jeder fühlt, das Süße der Arbeit selbst fühlt; weil er, woran nicht alle denken, an das denkt, was gethan wird. — Wie viel liegt daran, daß er es mit aller Anstrengung und Aufopferung, und mit dem Eifer thue, der Liebe zu dem Amte, Liebe zu der Heerde, und Liebe zu dem Herrn der Heerde zeigt, dessen Zeugniß er zu erhalten wünscht: Du frommer und getreuer Knecht, du bist treu gewesen. Wie viele Schwierigkeiten wird er antreffen, wenn er fühlt, daß er seinen Schatz im irdenen Gefäße trage; wenn er über Lob und Tadel erhaben, der Furcht so unzugänglich als der Schmeicheley seyn soll; wenn er sich vor Trägheit und vor Eigenliebe zu verwahren wissen muß, so wenig dem unzeitigen Eifer und der unklugen Hitze, als der kleinmüthigen Unzufriedenheit, oder dem Mißmuthe nachhängen darf. Wer weißt nur, wie häufig und wie gefährlich diese Klippen sind.

Oder, sagt Freunde, ist das Amt des Lehrers wichtiger für die, welche seiner Sorge anvertrauet sind? — Wie viel liegt diesen daran, an ihm einen Mann zu haben, der den Weg kenne, den er sie führen soll; wie sollte er sie kennen, sie lieben, wie sie zu leiten wissen! Mit wie vielen Hindernissen wird er da wieder zu kämpfen haben, daß er das ausrichten könne, was er ausrichten soll! Wie schwer wird es seyn, einem jeden beyzukommen, wie schwer, alle zu gewinnen! Und doch wie schwer, wenn eins durch seine Schuld sollte verlohren gehen; wie schwer, auch nur eine Seele umkommen zu sehen, ohne daß wir sie retten können! Wem schauert nicht bey diesen Gedanken? Wer sollte nicht beynahe ausrufen: Sende welchen du senden willst?! —

Und ich, meine geliebten Freunde! ich sollte nun das Amt, nicht bloß als Lehrer, sondern des ersten Lehrers unter euch antreten, wo ich doppelte Sorge und Wachsamkeit beweisen, doppelte Tüchtigkeit und Geschicklichkeit besitzen sollte — ich Schwacher, ich Unvermögender! Wie schwer mir diese gegenwärtige Stunde seye, und was meinem Gemüthe alles vorschwebe, das könnt ihr euch zum Theil vorstellen. Aber was mir dieselbe auch einigermassen erleichtert, ist dieses, daß ich diese erste Stunde meiner öffentlichen Amtsverrichtungen in euerer Mitte mit Betrachtung solcher Wahrheiten zubringen kann, die mich zu treuer Ausübung meiner Pflichten erwecken, mich in meinem Glauben und in meinem Vertrauen stärken können; und wo ihr euere Wünsche und euer Gebet mit dem meinigen vereiniget, daß Gott mich tüchtig mache, den Endzweck zu erreichen, den er dabey hat, und der Erwartung zu entsprechen, die ihr euch macht, daß ich mit Frucht und Segen an euerm Wohl arbeiten könne.

Mit dieser Hoffnung will ich mich denn nun trösten, daß ihr mir eure Liebe, eure Nachsicht und Geduld, euer Zutrauen und euer Gebet schenken werdet. Und so will ich euch nun vorstellen, und mich in eurer Gegenwart erinnern, was für Pflichten gegen euch ich auf mich nehme, und im Vertrauen auf den Beystand Gottes zu erfüllen, mich feyerlich und heilig entschliesse. Die Ermahnung des Apostels, die ich euch als Text vorgelesen habe, ist so schön, nnd so nachdrücklich, daß sie mich belehren und stärken kann.

Im ersten Theil meiner Betrachtung will ich euch die Ermunterung des Apostels zeigen, aus dem ersten Vers.

Im zweyten die Pflichten selbst, aus dem 2ten und 3ten Vers, und in dem
dritten — den Lohn der treuen Arbeiter, als Stärkung, diese Pflichten zu thun, aus dem vierten Vers.

Herr! gieb deinem Worte Kraft und Nachdruck! Stehe dem Lehrer bey; sey du mächtig in seiner Schwachheit; segne ihn jetzt und allezeit, daß deine Absicht durch ihn erreicht werde, dein Reich zu erweitern, Seelen zur Ewigkeit zu bilden, sie zu stärken zu jedem Guten, sie zu trösten in aller Widerwärtigkeit, durch Treue und Fleiß sich selbst selig zu machen, und die ihn hören. Amen!

* * *

I. Wenn der Apostel sich einen Mitältesten nennt, so sehen wir, was für Aelteste er meynt, die er ermahnen wolle; nämlich nicht nur solche, die der Gemeine vorstehen, sondern besonders auch s o l c h e, die diese lehren. Und hiedurch gewinnt seine Ermahnung eine besondere Stärke, als ob er sagte: „Ich, der ich die gleichen Pflichten auf mir habe; der ich weiß, wie schwer und wie wichtig sie sind; der ich euch nichts empfehlen will, was ich nicht selbst zu thun entschlossen bin; der ich das, was ich meinen Mitbrüdern sage, zuerst mir selbst sage.“ — „Ich“, fährt er fort, „ein Zeuge der Leiden, die in Christo sind, ich weiß, wie viel der Herr für uns gelitten hat; ich habe es mit angesehen; ich hab' ihn gesehen im Garten, in seiner Seelenangst; ich hab' ihn gesehen am Kreuz für uns erblassen; ich weiß, wie sehr er uns geliebet, und wie er seine Gemeine erworben hat mit seinem eigenen Blute, wie theuer sie ihm seyn muß.“ —

„Ich weiß, wie viel es der Leiden giebt bey Christo, ich habe sie schon selbst erfahren, und werde sie noch mehr erfahren; ich weiß, daß ich meine Hütte bald ablegen muß, wie mir denn auch unser Herr Jesus Christus eröffnet hat, 2. Petr. 1, 14. Aber ich scheue, ich fliehe die Leiden nicht mehr; denn ich hoffe auch Theil zu bekommen an der Herrlichkeit, die geoffenbaret werden soll, ich bin ein Theilgenoß der Herrlichkeit, die unser Herr verheißen hat, wo uns alles so reichlich soll vergolten werden; ich fühle es an mir, wie viel der Lohn die Leiden übertrifft.“ — Laßt mich euch, meine Freunde, hier eine Stelle anführen, die sich so gut hieher schickt, die Worte Pauli 2 Cor. 4, 1.: Darum, dieweil wir ein solch Amt haben, nachdem uns Barmherzigkeit wiederfahren ist, so werden wir nicht müde.

O das giebt allemal die besten Lehrer, die mit dem besten Erfolge, wie mit dem größten Recht ermahnen, die dieses lebendige, innere Gefühl haben, die die Leiden Christi kennen, seine unendliche Liebe zu den Menschen, die Herrlichkeit, die geoffenbaret werden soll, die hohe Bestimmung des Menschen durch Christum; die sagen können: ich theile eure Sorgen, eure Arbeit; aber ich freue mich auch des gleichen Lohnes einst mit euch.

II. Die Pflichten selbst werden uns im zweyten und dritten Verse vorgestellt. Auf die Heerde beziehen sie sich, auf die Heerde Christi, oder, wie es auch heißt, auf die Heerde Gottes, und in dem dritten Vers, wo in dem Deutschen stehet: „das Volk“ — heißt es, das Loos, ein Theil, der einem durchs Loos zugekommen ist. Wir Menschen gehören Gott, gehören Jesu Christo zu; wir sind sein Eigenthum; er hat das unwidersprechlichste Recht auf uns, und

wir sind theuer in seinen Augen; Menschenseelen haben einen unendlichen Werth vor ihm; er will unser Glück, dazu hat er uns erschaffen, darnm hat er alle die großen und herrlichen Anstalten gemacht. — Aber er kann, er will nicht unmittelbar an unserm Glücke arbeiten; er bedient sich der Menschen als Werkzeuge, unser leibliches und geistliches Glück zu befördern. Darum hat er einen Theil der Sorge für unser unsterbliches Wohl treuen Menschen, seinen Knechten, übertragen; das ist der Theil, das Loos, das einem jeden nach der Leitung, nach der Vorsehung des Herrn, nicht von ohngefähr zugefallen ist, wie und wo Er es gut gefunden hat. — Heilige Verpflichtung! wichtiges Amt! das wir also für unsern Herrn zu führen haben, wovon wir ihm werden Rechenschaft geben müssen.

Die Pflichten sind zwey, die hier vorgestellt werden. Weiden, und Aufsicht haben. Sehet wohl zu, giebt es unsere Uebersetzung, habt Aufsicht. — Das erstere dieser Bilder, wie angenehm ist es nicht? — Wie ein geschickter und treuer Hirt alles thun wird, was das Beste seiner Heerde erfordert, so der weise und treue Lehrer alles, was zum Wohl der ihm anvertrauten Gemeine dienen kann. — Laßt es uns in seinem weitesten Umfang nehmen. Er wird also für ihre Erkenntniß, für ihre Belehrung sorgen; für ihre Tugend, ihre Frömmigkeit; für ihre Beruhigung und Trost. So hat er denn für ihr wahres, für ihr ganzes Glück gesorgt.

Er wird sie also erstens lehren, ihnen zeigen, was sie wissen, glauben und thun müssen, wenn sie wahrhaft glückselig werden wollen. Zu dem Ende hin muß er selbst erst deutlich und gründlich wissen, was dazu

gehöre; er muß den Weg des Heils kennen und verstehen. Er sollte ein inneres, lebendiges, erfahrendes Christenthum haben; mit den großen Wahrheiten des Heils, mit den starken Beweggründen, mit den Hindernissen und Schwierigkeiten und mit den Hilfsmitteln der Tugend genau bekannt seyn. Dieses muß er dann treu lehren, alles, was ihm Gott befohlen hat, allen Rath Gottes, wie Paulus sagt, Apostelgesch. XX, 27. alles was da nützlich ist. Daß er das Wichtigste, was den meisten Einfluß hat, am ersten, am meisten treibe, wahre Tugend und Heiligkeit des Lebens, ohne welches alles Evangelium zwecklos wäre; Titum II, 11. 12. aber daß er eben sowohl wisse und lehre, welches die Wurzel dieser Tugend sey, auf welchem Stamme diese Früchte wachsen — das Evangelium; daß er die unendliche Liebe Gottes in Christo vorstelle, die Gnade und Barmherzigkeit, die uns anerboten ist, die den Menschen zur dankbaren Gegenliebe bewegt; daß er den Menschen so vorstelle, wie er ist, wie ihn das Evangelium vorstellt, als Sünder, als verdorben, in seiner Schwachheit, damit er sich selbst kennen lerne, sich fühle und Hülfe suche, sich selbst nicht mehr zutraue, als er ist; aber ihm auch die Güte Gottes zeige, die sich seiner so gerne annimmt, den mächtigen Beystand des Geistes Gottes, der ihn erneuern und bessern, ihn stärken, ihn führen und ihm helfen will, zu dem seligen Ziele der wahren Glückseligkeit zu gelangen — daß er dieses alles, Buße und Glauben mit ihren Früchten, so deutlich und faßlich vortrage, daß auch die Einfältigen nicht irren mögen; daß er es so nachdrücklich, so beweglich thue, daß es nicht trockne, nicht dürre Wahrheit, sondern Kraft und Leben werde; daß man sehe, wie überzeugt er davon sey, wie

er die Wichtigkeit fühle, daß ers anschaulich, einem jeden wichtig zu machen suche.

Er wird dann zweytens suchen, sie zur Frömmigkeit, zur wahren Tugend zu bringen. Hierzu ist nöthig, daß er sie ermahne, sie bitte, ihnen die Nothwendigkeit derselben zeige, nichts spare, was er dazu dienlich findet, wie Paulus sagt: ich habe nicht abgelassen, einen jeglichen unter euch mit Thränen zu ermahnen. Ach! es sind so viele Menschen, die noch nicht die gute Denkungsart haben, die auf diese, die auf eine andere Weise, die in dieser oder in jener Absicht ihre eigene und ihrer Mitmenschen Ruhe und Glückseligkeit stören, — diese möchte er so gerne von dem verkehrten Wege auf den rechten Weg bringen; wie wird er deswegen alles Mögliche versuchen! —

Aber der Fall wird drittens auch öfters eintreten, wo er die Menschen trösten, sie aufrichten und beruhigen muß. Er muß für ihre Ruhe, für ihr Glück sorgen; was ihnen also zustoßen, was sie drücken mag, da soll er ihr Rathgeber, ihr Helfer, ihr Tröster seyn. Wenn Leiden und Trübsale über sie kommen, so soll er sie auf die Vaterliebe Gottes, auf seine treue Vorsorge aufmerksam machen, sie auf seine Hülfe hinweisen, und mit dem herrlichen Ausgang unserer Leiden trösten. Er soll suchen, ihnen ihre Leiden heilsam und gesegnet zu machen, indem er sie lehre, wie wir sie anwenden und christlich ertragen müssen, damit sie uns das werden, was sie so oft in der Hand der Vorsehung sind: Mittel uns zu bessern und zu Gott zu ziehen. — Wenn innere Leiden sie ängstigen, so soll er dem bekümmerten Sünder die unendliche Barmherzigkeit Gottes zeigen, die Gnade, die für alle ist, welche sie redlich suchen; dem Schwachen, dem bange ist bey dem Gefühle seiner Verdor-

benheit, soll er zeigen, wie er sich die allmächtige, allgenugsame Gnade und die Mittel derselben zu Nutzen machen könne. Dem Sterbenden soll er helfen, die Angelegenheiten der Ewigkeit besorgen, und ihm den Ueberschritt in jene Welt erleichtern. Er soll allen Vater und Freund, und vertrautester, sicherer Führer in allen Auftritten nnd Angelegenheiten ihres Lebens seyn.

Das zweyte, wodurch die Pflicht des Lehrers vorgestellet wird, ist, daß er Aufsicht auf die Heerde habe. Wie der treue Hirt sich nicht begnügt, daß er der Heerde Nahrung verschaffe, sondern ihm auch daran gelegen ist, daß seine Heerde davon gedeihe, so wird der, dem der Herr die Sorge für die Menschen anvertrauet hat, auch darauf sehen, ob sie unter seiner Sorge das werden, was sie werden sollen, die weisen, die guten und glücklichen Menschen. Also

Erstens wird er Acht geben, ob sie das wirklich thun, was er sie lehrt, wozu er sie ermahnet; ob auch die besten Anstalten getroffen sind, daß auf eine zweckmäßige Art der Saame der Frömmigkeit in jugendliche Herzen, in bildsame Seelen ausgestreuet werden; ob sie gehörig angeführt und warm und gründlich unterrichtet werden, damit ein sicherer Grund geleget werde, auf den man hernach bauen könne. — Was hier versäumt wird, das bleibt hernach immer versäumt! Er giebt Acht, ob ein jeder auch die nöthigen Hülfsmittel und Gelegenheiten habe, sich öffentlich und besonders zu erbauen; ob im Allgemeinen und bey einzelnen Gliedern seiner Gemeine Ordnung, Sittlichkeit und Ehrbarkeit herrsche; ob er Spuren von Rechtschaffenheit, von Frömmigkeit und von Liebe zum Guten sehe. — Dies alles liegt ihm sehr am Herzen, hierauf ist er

sehr aufmerksam, er trägt es oft seinem Herrn im Gebete vor, und erfleht von ihm die nöthige Wachsamkeit und Klugheit.

Zweytens wird er aufmerksam auf alles seyn, was die ihm Anvertrauten hindern, sie davon abwendig machen könnte: Auf falsche Lehre, schädliche Irrthümer und Vorurtheile; er wird nachforschen, ob diese von falschen Lehrern, von Verführern ausgestreuet werden, die sich heimlich und öffentlich Mühe geben, ihre Grundsätze zu verbreiten, oder ob sie von verderblichen Büchern herkommen, die geflissentlich herumgeboten werden. Er wird aufmerksam seyn, welche einreissende oder herrschende Laster und böse Gewohnheiten das Aufkeimen des guten Saamens hindern; ob diese Ton werden, dem Mancher sich nicht widersetzen darf, Strom, von dem Viele sich hinreissen lassen; ob man sich schämen müsse, für gute Grundsätze sich zu erklären? Und wenn er nun weiß, woher das Verderben kömmt, wenn er dieses und jenes sieht, das dem Guten hinderlich ist, was wird er dann thun? kann ers hindern? steht es in seiner Macht? darüber zu seufzen, wird das alles seyn, was ihm übrig bleibt? — Freunde! Wer nur erst das Uebel kennt, der wird wenigstens auf alle mögliche Mittel denken, er wird die besten aufzufinden suchen. Also in dieser Absicht

Laßt mich nun noch einen dritten Punkt hinzuthun. Er wird sich diesem allem mit so viel Klugheit als Herzhaftigkeit, mit so viel Eifer als Sanftmuth entgegen setzen. Er wird inbrünstig zum Herrn flehen, daß er die Wahrheit erhalte, sich seiner Heerde selbst annehme, und ihm Weisheit und Einsicht gebe zu thun, was allemal das Zweckmäßigste ist;

er wird Worte und Ueberzeugung und Ermahnung brauchen, wo er hoffen kann, daß es helfe; er wird sich's nie erlauben, Macht und Ansehen zu gebrauchen, wo es der guten Sache schaden könnte; aber er wird auch nichts sparen, was ihm die Liebe zur Wahrheit, mit Weisheit gepaaret, anrathen wird. — Er wird eine solche Aufsicht auf seine Gemeine haben, daß er für sich wisse, wie der Zustand und die Beschaffenheit derselben sey, und daß er seinem Herrn davon könne Rechenschaft geben.

Nachdem wir nun die beiden Pflichten des Lehrers: das Weiden und das Aufsichthaben, betrachtet haben: so laßt uns auch die Art und Weise kennen lernen, wie der Apostel will, daß der Lehrer diese Pflichten ausüben soll; den Geist, in welchem er es thun; die Absichten und Beweggründe, die er haben; die Mittel, die er brauchen solle. „Nicht gezwungen, sondern willig lich, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrunde; nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde.“ — Dreyerley also fordert der Apostel; aber bemerket hier vorläufig den schönen Gegensatz, den der Apostel allemal macht: nicht so, sondern in einem ganz andern Geiste als Viele handeln. — O! in wem dieser andere Geist lebt, wer von ihm beseelet ist, wer dieses innere Gefühl, diese hohe Empfindung hat, diese Beweggründe zu fühleu im Stande ist, die unser Apostel im Auge hat, der wird dann gewiß sein Amt auch mit Würde führen.

Das erste ist nun; nicht gezwungen. Könnte auch etwas unwürdigeres seyn, als gezwungen sich dem Altar des Herrn nähern? Warum habt ihr denn diesen

Stand erwählet, wenn euch die Willigkeit, die Luſt dazu mangelt? Wie zeigt ſich dieſes gezwungene Weſen? Wenn man lieber nicht viel thäte; wenn man nur ſeine Ruhe, ſeine Bequemlichkeit liebet und ſucht; wenn man nur das thut, was man nothgedrungen thun muß; wenn man ſeine Pflicht für eine Laſt anſiehet, und ſobald als möglich damit fertig zu werden ſucht, und es deswegen ſo ſchlecht macht, als man auch darf; ach! der Entſchuldigungen ſo viele, und ſo leicht findet, um ſich von der Arbeit, ſo viel möglich, loszuſchälen. — Nein, Brüder! nicht gezwungen, ſondern williglich, daß man ſichs zur Ehre und Freude mache, wenn man darf im Weinberge des Herrn arbeiten. Auch die geringſtſcheinende Arbeit iſt groß, iſt vortreflich, die auf die Belehrung, auf die Erbauung, auf das ewige Wohl der Menſchen verwendet wird. Wenn ich an Kindern arbeite, ſo denke ich: der Herr würdiget mich, die erſte Hand an ſeine zarten Pflänzlein zu legen. Man wendet gerne ſeine Zeit und ſeine Kräfte an, um immer tüchtiger zu werden, um alles ſo gut zu machen, als es uns möglich iſt. Wenn der Herr uns auch mehr, uns auch viel Arbeit auflegt, ſo iſt man unverdroſſen, man freuet ſich, weil man glaubt, der Herr liebe uns, und wolle uns mehr anvertrauen, uns brauchen, um etwas durch uns auszurichten; und weil man hofft, er werde uns, nach Maaßgabe der Arbeit, die er uns befiehlt, auch Kraft und Stärke verleihen, und unſer Lohn werde einſt auch groß ſeyn bey ihm, und reiche Entſchädigung für jede Mühe, die wir um ſeinetwillen übernommen haben. —

Das zweyte iſt: nicht um ſchändlichen Gewinns willen. — Es iſt gewiß nicht der Sinn des Apoſtels, daß der Lehrer des Evangeliums keinen Lohn

nehmen solle. Nein, wer dem Altar dienet, der soll vom Altar leben. Die Kirche, die den Lehrer anstellt, soll dafür sorgen, daß er wenigstens sorgenfrey leben könne; soll ihn in den Stand stellen, daß er sich ganz seinem Amt und seinem Berufe widmen könne. Eine billige und gerechte Belohnung für seine Bemühung. — Aber wenn Geitz, wenn Eigennutz, wenn Liebe zu irdischem Gewinn sich des Herzens des Lehrers bemächtiget, welchen unglücklichen Einfluß muß es nicht auf sein Amt haben? — wenn er immer fragt: was wird uns dafür? wenn er nur das gerne thut, was einträgt; nur dann arbeitet, wenn er Gewinn vor sich siehet: wie oft wird er schweigen, wo er reden sollte; wie leicht wird er fürchten, die zu erzürnen, von denen er einigen Vortheil hofft; wie wird er ihnen schmeicheln, gut heissen, was sie thun; wie sich ihnen gefällig zu machen suchen; und wie muß diese niedrige Leidenschaft im Ganzen, in allem, was er denkt und thut, sein Herz verengen, klein machen, ihn zur Erde ziehen! —

Nicht um schändlichen Gewinns willen arbeite er, sondern von Herzensgrunde, aus Zuneigung, aus Liebe. Er muß fähig seyn, auf die große Sache, auf die Seelen zu sehen; die muß er suchen, das muß sein Gewinn seyn; da glaubt er viel gewonnen zu haben, wenn er für diese etwas thun kann, an diesen etwas ausrichtet. Wenn er einen Unwissenden belehren, einen Verirrten zurückbringen, dem Aermsten, der sonst keinen Rath und keinen Helfer hat, mit Rath und Hülfe an die Hand gehen könnte; wenn er einem Betrübten Trost beybringen, einen Schwachen, einen Wankenden zu stärken wüßte; wenn er dem Sterbenden Ruhe in sein Herz, und Freude auf die Ewigkeit beybringen könnte; wenn er viele Thaten auf den

Tag der Wiedervergeltung sammlen, wenn er Viele wissen könnte, denen er zur Seligkeit geholfen hätte: — das, das wäre unaussprechlicher, süssester Lohn für ihn. Auf diesen wäre er geitzig. Und er weiß wohl, daß, wenn er dem Herrn treu dienet, er ihn nicht vergißt. Der Herr weiß, was er auch für das Leibliche bedarf, und er hat tausend Mittel und Wege, es ihm zukommen zu lassen. Er darf deswegen unbekümmert und unbesorget seyn. Es ist auch auf die natürliche Empfindung eines jeden Menschen gegründet, daß man dem lieber, daß man dem mehr giebt, der es nicht so eigennützig sucht. Auch in dieser Absicht könnte man mit vollem Rechte sagen: Trachtet am ersten nach der Hauptsache, und das Uebrige wird euch als eine Zugabe hinzu gethan werden.

Das dritte, das der Apostel von Lehrern fordert, wie sie ihre Pflicht thun sollen, ist: nicht als die über das Volk herrschen. — Ja, Freunde! wir haben Macht und Ansehen über euch, und der Lehrer soll es haben. Wir sind nicht blos als Menschen anzusehen, die zu Menschen reden; wir reden zu euch im Namen und auf den Befehl Gottes. Er hat unser Amt eingesetzt; er hat uns den Auftrag gegeben, euch seinen Willen und seine Absichten über euch bekannt zu machen; wir müssen euch also euere Pflichten vorhalten, und das müssen wir thun ohne Ansehen der Person, dem Geringen und dem Vornehmen, dem Kleinen und dem Großen. Wir müssen euch deutlich und freymüthig zeigen, unter welchen Bedingungen ihr könnet glücklich und selig werden, und unter welchen es schlechterdings unmöglich ist. Wir müssen uns nicht scheuen, dem Sünder zu sagen: Du bist der Mann des Todes. Wir dürfen uns nicht durch Men-

schenfurcht abhalten lassen, öffentliche Sünden, Laster, die um sich greifen, die herrschend werden wollen, auch öffentlich anzugreifen und zu bestrafen. Wir haben Macht, euch allen zu sagen: Das dürft ihr thun, und das dürft ihr nicht thun, und was wir sagen, das hat eine höhere Autorität, Gott wird es bestätigen; denn wir dürfen euch nichts sagen, als was Er uns befohlen hat. —

Aber, wie sollen wir also diese Macht ausüben? Gewiß nicht auf eine fleischliche, nicht auf eine weltliche Art. O nein, das fürchtet nicht! Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu verstören die Bevestigungen; 2 Cor. 10, 4. alles, was sich der Wahrheit widersetzt. Unsere Macht ist, wie die Wahrheit selbst, auf Ueberzeugung, auf Ueberredung gegründet. Das ist der einzige Weg, den wir einschlagen; durch Offenbarung der Wahrheit beweisen wir uns wohl an aller Menschen Gewissen vor Gott. Und wer aus der Wahrheit ist, der höret uns. — Aber um der Wahrheit Eingang zu verschaffen, um zu überzeugen und zu überreden, giebt uns der Apostel das beste Mittel an die Hand, wenn er sagt: Werdet Vorbilder der Heerde. Gewiß ist nichts, das so sehr die Kraft der Wahrheit hindert, als das schlechte Beyspiel derjenigen, die sie vortragen; aber auch nichts, das so für die Wahrheit gewinnt, als wenn sie sich zuerst an denen kräftig beweist, die sie lehren. — Man giebt Achtung auf das Leben der Lehrer; freylich die einten vielleicht in böser Absicht, um in demselben Entschuldigung zu suchen für das, was man selbst gerne thäte, und dann für erlaubt hält, wenn es die thun, die doch wissen sollen, was recht ist. — Und man darf Achtung geben; man kann mit Recht fordern, daß ein jeder das, was er lehrt, selbst

glaube, daß er davon überzeugt sey, und es mit der That beweise; er darf sich auf keinerley Weise von dem loszählen, was er Andern zur Pflicht macht. Wenn er sagt: das ist der Weg zur wahren Glückseligkeit, so soll er zuerst darauf wandeln. Man soll es am leichtesten von ihm lernen, am deutlichsten an ihm sehen können, wie man leben, was man thun müsse. So wie das Beyspiel unsers Herrn ein Tugendmittel ist für einen jeden Christen, so sollte das Beyspiel des Lehrers es für jeden seiner Zuhörer seyn; wie Paulus sagen konnte: Seyd meine Nachfolger, gleichwie ich Christi; 1 Cor. 11, 1. folget mir, liebe Brüder und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde. Phil. 3, 17.

Und wie sollen denn die Lehrer leben? was müssen sie an sich zeigen? Laßt uns nur diese zwey Stücke berühren. Sie sollen sich erstens einer sorgfältigen, einer genauen Gottseligkeit befleissen; alles, was Anstoß geben, woran man sich mit Recht ärgern könnte, zu vermeiden suchen. Wir haben einen großen Apostel hierin zum Vorgänger; wir wissen, wie Paulus auch des schwachen Bruders Rechnung getragen hat. Ein jeder muß so leben dürfen, wie er uns leben sieht. — Aber sie sollen zweitens ein fröhliches Christenthum, eine heitere Frömmigkeit suchen zu zeigen, nichts Finsteres, nichts Mürrisches, nichts Ueberspanntes; das wäre nicht Lehre des Evangeliums, nicht die Lehre Christi; die ist sanft und liebreich, einladend und nicht abschreckend; die will den Menschen glücklich nnd froh, nicht traurig und elend machen. Wir müssen nicht dem Christenthum einen bösen Namen machen, sondern zeigen, was für Frieden und Segen es über unser ganzes Leben verbreite. — Dieß sind die Pflichten, die der

Apostel von den Lehrern fordert, und die Art und Weise, wie sie diese ausüben sollen. Was ihnen Petrus im Text als Stärkung und Ermunterung dazu vorstellt, ist der Lohn, den sie zu erwarten haben.

III. Und wahrlich, man hat Ermunterung, man hat Stärkung nöthig. Denkt nur an die Schwachheit unserer Natur, an die Schläfrigkeit, die uns so leicht beschleichen kann; an die Schwierigkeiten, die sich zeigen; an die Mühe und Arbeit, die man übernehmen muß; an das große Werk, das man zu treiben hat; an die Hindernisse, die sich uns in den Weg stellen; an die wenigen Früchte, die man oft sieht; wie oft die besten Absichten, die redlichsten Bemühungen verkannt, oft mit Undank belohnt werden. — Welch ein starkes Gegengewicht wird nicht auf der andern Seite nöthig seyn, um uns Muth und Eifer und Bestigkeit zu geben.

Aber wie kräftig der Grund, wie herrlich das Wort! So, wenn ihr euere Pflicht thut, wenn ihr treu seyd, so werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen. Er wird erscheinen, der Erzhirte; wir wissen es gewiß; er hat es verheissen, und wir haben keinen Grund, an der Erfüllung seiner Verheissung zu zweifeln; er wird kommen und nicht verziehen. Er, der Erzhirte, dem die Heerde angehört, der alles, was ihr für sie gethan habt, aufnimmt als ihm selbst gethan; er, der euch gesehen, der euch immer beobachtet, der eure Bemühungen und euere Absichten gekannt hat, der dem Engel der Gemeine sagen läßt: ich weiß deine Werke, und daß du je länger je mehr thust; er wird erscheinen und einem jeden geben nach seinen Werken; denn siehe sein Lohn ist bey ihm, und seine Vergeltung geht vor

ihm her; er wird euch reichlich vergelten alles, was ihr gethan habt.

Aber laßt uns hier einen Augenblick stille stehen, um zu bemerken, daß es freylich eine herrliche, selige Krone seyn wird, die wir empfangen sollen; aber sie soll errungen, sie muß verdienet, sie soll Lohn für die Arbeit seyn. Ach, Geliebte! wer nichts gethan — wer böse Werke hätte! wer die Heerde vernachlässiget hätte; wer Schuld wäre an ihrem Verderben; wer wenig, wer es nicht gern gethan hätte! — was für einen Lohn könnte der erwarten? — Wenn er hingegen gearbeitet, gewachet und gesorget hat, der treue Hirt, wie herrlich wird sein Lohn seyn! Eine unverwelkliche Krone der Ehren. Er hat wahre, wesentliche Ehre in sich selbst. Wer wahre Verdienste hat, der hat die Titel der Ehre in sich selbst; eine Ehre, die ihm von niemand, die ihm nie kann geraubet werden; eine unverwelkliche Krone. Wenn alles weicht, wenn das Irdische vergeht, wenn die größten, reichsten Vortheile, die ihr euch hier als Zweck, als Lohn eurer Arbeit möchtet vorgesezt haben, aufhören: so bleibt das Gute, das ihr gethan habt, das ist unauslöschlich, unaustilgbar. Und welche unerschöpfliche, nie versiegende Quelle von Freuden und Seligkeit für den frommen Lehrer! wie viele Früchte, die er dort erst finden wird; wie manches Saamenkorn, von dem er nicht gewußt hat, wo es hingefallen ist, wird er dort in der Erndte sehen! Und welche Ehre wird er von seinem Herrn empfangen! welch angenehmstes, seligstes Wort: Ey du frommer und getreuer Knecht, in dem Wenigen, in dem Geringern, das dir anvertrauet war, bist du treu gewesen, Vieles soll dir nun anvertrauet werden. Nimm Antheil an der Freude deines Herrn!

Dieses geglaubt, dieß ins Auge gefaßt, viel und ernstlich daran gedacht, glaubt ihr nicht, daß das den Lehrer mit Eifer und Muth und Freude erfüllen wird? daß es ihn stärken wird, wenn er ermatten will; ihn trösten, wenn die gegenwärtige Lage traurig für ihn ist? Könnte ein kürzeres und kräftigeres Mittel seyn, so bald er Ermunterung oder Stärkung nöthig hat, als den Blick dahin zu wenden, woher ihm diese Krone entgegen glänzt? Wird nicht die gewisse und schnelle Wirkung davon seyn, daß er zu sich selbst sagt: O ich will mich derselben würdig machen?!

* * *

Da ich euch, M. Fr., von den Pflichten der Aeltesten und der Lehrer unterhalten habe, so ist mir immer gewesen, als ob ich mir höre meinen Eid vorhalten, und als ob man mir nun sagen werde: wenn du nun gesinnet bist, dieses alles zu halten und zu thun, so hebe deine Hand auf gen Himmel, und schwöre bey dem Ewiglebenden und Allmächtigen, daß dieß dein Wille, und dein Vorsatz sey. — Ja, Freunde; ja, christliche liebe Gemeine! vor eurem Angesichte bezeuge ich, daß dieß mein redlicher, ernstlicher, bestender Wille und Vorsatz ist, wie ich wünsche, daß mir Gott helfe, der Allmächtige und Allgütige. — In seinem Namen nehme ich dieses Amt auf mich, und will mir in seiner Furcht aus allen diesen Pflichten, die erste, heiligste, unverbrüchlichste Regel, all meines Bestrebens und Verhaltens machen. Und wende mich nun zuerst mit meinen Gedanken und mit meinen Wünschen zu Gott. Ihn sehe ich für meinen Herrn an, der mich hieher berufen und gesetzet hat. Mich sehe ich als Seinen Knecht an, dem er diese Pflichten befohlen hat, dem Er dieses Amt anvertrauet hat. Ich will immer fragen: Was ist sein Wille? Wie werde

ich Ihm gefallen? Was wird zu Seiner Ehre gereichen? Wie kann ich Seine Absichten erfüllen? Das wird mich auf der einen Seite vor Trägheit und Nachlässigkeit verwahren. Ein Gedanke nur an den, dem ich diene, und wie würdig Er ist, daß Ihm auf's treuste gedient werde, wird mich mit neuem Muth und Eifer beleben. Auf der andern Seite wird es mich stärken gegen Furchtsamkeit und Kleinmüthigkeit, wenn ich denke, daß meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes ist; dann bin auch ich herrlich vor dem Herrn, und mein Gott ist meine Stärke. —

Ihn bitte ich, daß, wie Er mich berufen, mir den Auftrag an die Menschen gegeben, und mir dieses Amt anvertrauet hat, Er mir auch Licht und Weisheit, Kraft und Gnade gebe, wie Er weiß, daß ich es bedarf, daß er in meiner Schwachheit stark sey; daß er auf meine Arbeit seinen Segen lege. Ihn bitte ich, daß Er mich bewahre, daß durch meine Schuld nichts versäumt werde; Ihn bitte ich um Gnade, daß ich doch nur treu erfunden werde.— Aber dann erwarte ich auch zuversichtlich und fröhlich, daß Er mir helfen werde, daß Er die Verheissungen seines Beystandes auch an mir erfüllen werde, und daß ich durch Seinen Beystand werde tüchtig gemachet werden, das zu thun, was Er mir befiehlt, das auszurichten, wozu Er mich sendet. Wenn ich die Arbeit thue, die Er mir befiehlt, so überlasse ich ruhig und gelassen den Erfolg und den Ausgang Ihm. Genug, daß ich weiß: Er wird bey mir seyn; Er wird mich nie verlassen; Er wird mich so viele Früchte meiner Arbeit sehen lassen, als Er weiß, daß ich zu meiner Aufmunterung und zur Bewahrung vor Muthlosigkeit bedarf. Und das erwarte ich: wenn einst der Hirtenstab meiner sterbenden Hand entsinkt, wenn der Herr, der mir ihn gegeben hat;

mir denselben wieder abfordert, daß Er mich dann zu seiner Ruhe eingehen lasse, und mir den Gnadenlohn schenke in Ewigkeit.

Demnach wende ich mich an meine gnädige, weise Obrigkeit. Sie, würdigste Väter unserer Vaterstadt, Sie sind auch zugleich Vorsteher unserer Kirche. Ihnen ist das Wohl derselben anvertrauet. Sie sollen Ihre Weisheit und Klugheit, Ihre Macht und Ihr Ansehen dazu verwenden, dasselbe zu erhalten und zu befördern; und ich kenne Ihren erleuchteten und frommen Eifer; ich weiß, wie sehr es Ihren guten, edeln Herzen angelegen ist, alles, was für Wahrheit und Tugend gethan werden kann, auf das thätigste zu betreiben. Mit der frohesten Zuversicht, und mit der ehrerbietigsten Freymüthigkeit wende ich mich also an Sie, und bitte Sie, nachdem Sie mich des unverdienten Zutrauens gewürdiget, mir die wichtige Stelle eines ersten Pfarrers in unserer Vaterstadt zu übergeben, mich nun auch mit Ihrem hohen Schutz und Ansehen zu unterstützen, mir gütigst Zutritt zu Ihnen zu erlauben, so oft ich Ihres Raths und Ihrer Hülfe bedarf, um mein Amt zur Ehre Gottes und zum Wohl der Gemeine, die Sie mir anvertrauet haben, auszurichten. Der Endzweck, den Sie sich dabey vorsetzen, die gerechte Erwartung, die Sie sich von mir machen, so wie Ihr eigenes, ruhmvolles Beyspiel, viel Gutes zu wirken, sollen mir kräftiger Antrieb seyn, in Ihre edle Absichten mit einzutreten, und auch an meinem Theile, nach meinem besten Vermögen zu dem Wohl des gemeinen Wesens beyzutragen. — Ich versprecheIhnen, gnädige und weise Herren, die ich als meine Obern verehre, daß ich nicht nur für meine Person als ein gehorsamer, treuer Bürger mich jederzeit betragen

werde, sondern auch meinen Gehorsam und meine Bürgerstreue durch gewissenhafte, sorgfältige Ausübung meines Amtes und meiner Pflicht bezeigen werde, und dann auch jeden meiner Anvertrauten lehren und ermahnen werde, nach christlichen Grundsätzen stille, ruhig, der Ordnung und den Gesetzen unterworfen, treu und nützlich zu seyn; dieses, als Grundlage unsers bürgerlichen Wohls, jedem frühe einzupflanzen, und jedem wichtig zu machen. — Mein Gebet wird immer für Sie zu Gott aufsteigen, daß er Sie in Ihren hohen Ehrenpersonen, in Ihren wertheften Familien, und in Ihren öffentlichen und besondern Geschäften, mit seinen besten Segnungen segnen wolle. Er schenke uns immer so würdige Regenten, als wir in Ihnen verehren. Er erhalte Sie bis in das späteste Alter; Er unterstütze und stärke Ihre Kräfte; Er lasse Ihre unermüdete Sorge für das gemeine Beste, Ihre Räthe und Anschläge, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönet werden; Er lasse Sie das, Ihrem guten Herzen so süsse Vergnügen, den Ihnen, nach Ihren großmüthigen Gesinnungen, erwünschtesten Lohn schon jetzt geniessen, das Wohl ihrer Mitbürger, die Sie so väterlich lieben, und für die Sie sich so ganz verwenden, stets ungestört und blühend zu sehen; und dann lasse Er, der Gerechte und der Vergelter, Sie einst für alle Ihre Bemühungen den vollen Lohn empfangen in der Ewigkeit.

An Sie wende ich mich, Ehrwürdige, Gelehrte, Verehrteste, liebste Amtsbrüder, und bitte Sie, nehmen Sie mich mit der Liebe und Güte auf, die ich schon so lange an Ihnen gewohnt bin, die ich so unverdient das Glück gehabt habe zu genießen, und deren Andenken mir schon mein schweres Amt um Vieles erleichtert; tragen Sie mich mit der Geduld und Nachsicht, die meine Schwachheit erfordert,

und Ihr brüderlicher Sinn mich hoffen läßt. Gönnen Sie mir Ihr Zutrauen, dessen ich mich durch aufrichtige Theilnahme an Allem, was Ihnen wichtig, was Ihnen schwer ist, immer würdiger zu machen suchen werde. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen meine Achtung, meine Liebe, meine Ergebenheit, durch welche Dienste es auch immer seyn mag, zeigen zu können; Sie werden mich allezeit so willig als schuldig finden. Ich bitte Sie angelegenst um Ihre Hülfe, um Ihren Beystand in allen Fällen, wo meine geringere Kräfte es mir so nöthig, und Ihre höhern Einsichten und mehrere Erfahrungen es mir so nützlich machen werden. — Ich bitte Sie, wertheste Mitbrüder, seyen Sie in Ihrem Herzen, in Ihrer Lehre, und in Ihrem Wandel, wahre Verehrer, Anhänger und Diener Jesu Christi; lassen sie uns wachen über Reinigkeit der Lehre, eifern für Heiligkeit des Lebens, Vorbilder werden im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben, in der Enthaltsamkeit. — Ich verspreche Ihnen hier feyerlich, daß ich mir die gleichen Pflichten auflegen will, daß ich mit Ihnen Hand in Hand, mit vereinigten Kräften an dem gleichen Werke, zu einem Zwecke arbeiten will, daß ich Ihnen helfen, Ihnen erleichtern will, wo und was ich kann. Ich verspreche Ihnen, daß ich jede Erinnerung, jede Belehrung, jede Bemerkung, von wem sie auch komme, mit wahrem, herzlichem Dank erkennen, annehmen und benutzen will. Ich versichere Sie Alle meiner ganzen Liebe und meiner Ergebenheit. Ich werde Sie auf meinem Herzen tragen, suchen, Sie Alle an mich, und mich mit Ihnen an unsern Herrn anzuschließen. — Ich wünsche und bete, daß der Herr mir Gnade gebe, Ihnen zur Freude, zum Nutzen und zum Segen zu werden. Lassen Sie mich auch Ihrer Für-

bitte bey Gott empfohlen seyn. — Ich wünsche und bete, daß Gott Sie leiblich und geistlich ausrüste mit Licht, mit Salbung, mit Kraft, daß Sie Ihr Amt mit Treue, Eifer und Freudigkeit ausrichten mögen. Er helfe Ihnen jedes Hinderniß und jede Schwierigkeit muthig überwinden. Er lasse Sie Erhörung Ihres Gebets, Segen bey Ihrer Arbeit erfahren, jezt schon viele Früchte davon sehen, zu Ihrer Freude, und die angenehme Hoffnung Sie beleben, daß Sie einst reichen und herrlichen Lohn bekommen werden für alles, was Sie hier gethan haben; diese unverwelkliche Krone der Ehren, wenn der Erzhirte erscheinen wird, dem Sie hier so treu gedient haben! Ich wünsche und bete, daß der Herr uns immer so tüchtige, so eifrige und so gesegnete Lehrer schenke, durch die die Wahrheit unter uns erhalten, gelehret, vertheidiget und mit Kraft und Nutzen an die Herzen angedrungen werde, damit das Evangelium mit Segen bey uns bleibe bis ans Ende der Tage.

Und nun wende ich mich zu Dir, liebe, theure Gemeine meiner Vaterstadt. Wie rührend ist es für mich, diese Stelle bey Dir anzutreten. Da, wo ich das Licht der Welt zuerst erblickt; wo ich in den Schoos der christlichen Kirche aufgenommen worden bin; wo ich meine erste Ausbildung erhalten; wo ich den öffentlichen und besondern Lehranstalten so Vieles zu verdanken habe; da, wo ich so vieles Gute genossen; Da, wo ich schon so manche Stelle bekleidet, in so manchem Fache gearbeitet habe; wo ich von so Vielen so deutliche und so starke Beweise der Freundschaft, der Liebe und der Güte empfangen habe; da, wo die mütterliche Erde so manchen meiner Theuren, meiner Lieben verschließt, wo auch meine Asche bald im Frieden ruhen soll; da, wo ich so gerne lebe, da soll ich nun auch die Stelle

Eures ersten Lehrers, Eures ersten Pfarrers und Seelsorgers bekleiden; ich soll über Euch wachen, für Euch sorgen, für Euch Rechenschaft geben! — — Wie voll und wie schwer ist mir mein Herz! O alles, wofür ich Euch bitte, ist: Sehet mich für Euren Freund an. Wie gerne möcht' ich Euch Lieb' um Liebe, Freundschaft um Freundschaft erwiedern, wie gern möcht ich Euch alle zum Himmel führen! Aus diesem Herzen, aus diesem Grunde soll Alles herkommen, was ich Euch lehre, und was ich Euch sage. Gönnet mir Eure ganze Liebe, glaubet mir, daß ich nichts als Euer Wohl wünsche und suche. Folget mir, nur dann erst kann ich Euch nützlich werden, nur dann kann ich zu Eurem Glücke beytragen, wenn Ihr thut, was ich Euch im Namen Gottes befehle. Nicht mir, nicht meinen Worten, sondern Gott, der durch mich zu Euch redet, sollt Ihr gehorchen. Helfet mir, von Euch hängt das Meiste ab, mir mein Amt, mir meine Arbeit leicht und angenehm zu machen. Wenn Ihr fleißig und andächtig seyd, das Wort Gottes zu hören; wenn Ihr in Euren Häusern der Andacht aufhelft; wenn Eltern ihren Kindern gute Grundsätze einflössen, sie für Gott und das Gute bilden, und durch ihr Beyspiel ihnen die beste Anleitung dazu geben; wenn ein jeder sich befleißt, nützlich und erbaulich zu seyn: — Freunde, mit welcher Freude könnte ich dann unter Euch arbeiten! —

Und wie gerne will ich es thun! Euch bin ich mich nun ganz schuldig. Meine Zeit, meine Kräfte, mein Gebet, meine Arbeit, alles sey Euch gewidmet. Ihr seyd der Gegenstand meiner Sorge, Ihr die Ursache meiner Freude; keine größere Freude werde ich haben, als die, wenn ich Euch sehe in der Wahrheit wandeln. Auf welche Weise ich Euch nun kann nützlich werden, will ich es thun. Was Ihr

von Unterricht, von Rath, von Trost, von Hülfe von mir verlangt, soll ich, will ich Euch nach meinem besten Vermögen geben, und Gott bitten, daß er mir viel gebe, damit ich viel geben könne. — Und so wünsche ich denn, daß der Herr Euch alle insgesammt, und einen jeden insbesondere nach seinen Umständen und Beziehungen segnen wolle, und Euch geben, was Er, der Allweise und Allgütige, weißt, daß Ihrs bedürft, und was Euer frommes Herz wünscht, um Eure Tage recht vergnügt und glücklich zuzubringen; so wünsche ich, daß ich mich Eures Glücks in dieser, und Eurer Seligkeit einst in jener Welt noch freuen könne!

Gott! erfülle Du unsere Wünsche; sey mit uns, und segne uns; thue uns wohl nach deiner Macht und Güte über uns, daß wir uns Deiner freuen, und es Dir verdanken können hier und dort, durch Christum Jesum, Amen!

Bettags-Predigt

über Jeremias VI, 8.

„Bessere dich Jerusalem, ehe sich mein Herz von dir wende, und ich dich zum wüsten Land mache, darin Niemand wohne.“

A. F.!

Wenn Gott sein Herz, sein gnädiges Wohlgefallen von uns wenden; wenn sein Segen von uns weichen würde: wie elend wären wir daran! Und wann würde das geschehen? Wenn wir uns nicht bessern würden. — Haben

wir denn nöthig uns zu bessern? Das ist's, dünkt mir, worüber wir eben an einem Tage, den wir der öffentlichen und allgemeinen Buße widmen wollen, ernstlich nachdenken sollen. — Wenn wir uns aber bessern wollen, so müssen wir zuerst wissen, worin wir uns bessern müssen; was eigentlich unsre Fehler und Vergehungen seyen, im Allgemeinen sowohl, als im Besondern; was herrschende Denkungsart, gewohnte Sünde bey uns sey? — Und wenn wir uns bessern sollen, so müssen wir wissen, warum? Wir müssen es fühlen wie unrecht wir gehabt, wie sehr wir unser Glück gestört, wider unsre Pflicht gehandelt, Gottes gerechtes Mißfallen und seine Strafen uns mit unsern Sünden zugezogen und verdienet haben. — Laßt uns immer diese beyden Gedanken miteinander verbinden: wir müssen wissen worin wir uns zu bessern haben und warum wir uns bessern sollen? Und eben dazu möchte ich Euch heute Anleitung geben; ich habe deswegen einen Text gewählt, der uns Anlaß zu beydem giebt. Wir werden in demselben ermahnet uns zu bessern; und die Gründe, warum wir es thun sollen, werden uns auf's stärkste und nachdrücklichste vorgestellt. Möchten wir der Sache so unpartheyisch und vernünftig nachdenken, daß wir einsähen, was sie uns angehe und was wir in dieser Absicht nun zu thun haben!

Wir wollen im

Ersten Theile die Worte unsers Textes überhaupt und in ihrer nächsten Beziehung betrachten; im Zweyten aber mit näherer Anwendung auf uns. —

Herr! wir erkennen es mit Dank, als Wirkung deiner Güte und Liebe, daß du noch an uns arbeitest und uns Mittel der Gnade und des Heils schenkst. Ach! daß sie

Keinen unter uns vergebens geschenkt seyen! daß dieser feyerliche Tag, den wir noch ungestört in unserm ganzen Vaterlande feyern können, nicht ein Zeuge wider uns werde! Wecke Du, Herr! uns auf, daß wir in uns selbst kehren, unser Unrecht erkennen, jeder Sünde entsagen, unser ganzes Volk sich demüthige vor Dir; daß wir Gnade und Vergebung suchen in Christo unserm Herrn; daß unser künftiges Leben von der Redlichkeit unsrer Gesinnungen zeuge. Stärke uns in unserm Vorsatze; bleibe bey uns mit deiner Gnade und mit deinem Segen; erhöre unser Gebet und Flehen; erhöre das Gebet und Flehen aller unsrer Brüder im theuren Vaterlande, um Jesu, unsers Heylandes willen. Amen!

* * *

I. Wenn wir die Worte unsers Textes betrachten, so müssen wir die beyden Gedanken von einander unterscheiden: die Aufforderung zur Besserung, und die Beweggründe die dafür angegeben werden. Die Aufforderung heißt: Bessere dich Jerusalem!

1) Wenn man sich bessern soll, so muß man deutlich wissen, worin? und um das zu wissen, muß man einen gewissen Maaßstaab haben, nach welchem man richtig beurtheilen kann, wie man eigentlich seyn sollte. — In der Vernunft, in dem Gewissen, und in den Vorschriften des göttlichen Wortes haben wir diesen Maaßstab. —

Schon die Vernunft sagt uns, wie wir seyn sollten; und nach ihr hätte sich dann der Mensch zu bessern, der entweder seine Vernunft nicht zu Rathe zieht, leichtsinnig und unbesonnen nur thut was ihn gelüstet, oder was er Andere thun sieht, ohne zu prüfen, ob es gut

sey; oder der sogar wider seine Vernunft handelt. Er sieht und weißt was er thun sollte; aber er folgt lieber seinen Lüsten und Leidenschaften, und stürzt sich dadurch in so mancherley Elend und Unglück. — Ach! so mancher, dem man sagen müßte: deine Vernunft sagt dir ja schon, du schadest dir selbst; kehre um und bessere dich. —

Unser Gewißen sagt es uns, dieser Richter an Gottes Statt, dieser Zeuge in unserm Innern, diese Stimme, die laut und leise zu uns redet, daß wir sie nicht verkennen können. Dem Menschen müßte man also in dieser Absicht sagen: bessere dich, der entweder auf sein Gewissen nicht achtet, nicht glaubt, daß es Gottes Stimme sey; sich beredet, daß man es nicht so genau nehmen, nicht so ängstlich seyn müsse. Doch vielleicht hört ihr diese Stimme nicht, das Gewissen läßt euch gute Ruhe. Aber das kommt nur daher, weil ihr es unterdrückt und erstickt habet; und Gott weißt, wie viel es euch Zeit und Mühe gekostet hat. Es war eine Zeit, wo es seine Pflicht gethan, wo es euch erinnert und gewarnet hat: nun schläft es und läßt euch Ruhe; aber es ist eine falsche Ruhe, die sich bald ändern dürfte. — Oder dem müßte man sagen: beßere dich, der zwar glaubt, daß er seinem Gewissen folgen müsse, aber der ihm so oft untreu ist und ihm zuwider handelt. Man sucht dann Entschuldigungen, man beschönigt die Sache, man sucht sein Gewissen zu beschweigen und zu beruhigen, und ist fortwährend ein Sklave der Leidenschaften, der Lüste und der bösen Gewohnheiten, was auch die verblendete Vernunft dawider sagen möchte. —

Die Vorschrift des göttlichen Worts sagt es uns ferner: und diese ist der sicherste Maaßstab, nach

welchem wir unsere Gesinnungen und unsere Handlungen beurtheilen können; und dieses Wort ist sicher, weil Gott selbst es uns gegeben hat, und gewiß deutlich und vollständig genug, weil der Herr für alle unsere Bedürfnisse darin sorgen wollte; es enthält alles, was uns zur Belehrung, zur Stärkung, zum Troste dienen könnte. — Der müßte sich also bessern, der dieses Wort nicht brauchen wollte, sich wenig darum bekümmerte, in Unwissenheit dahin lebte; oder der den deutlichen Geboten desselben zuwider handelte. Und wie viele ernstliche und bestimmte, wie viele heilsame und gute Vorschriften, die dieses göttliche Wort uns giebt, wornach wir uns zu richten haben, und wornach wir einst werden gerichtet werden! Aber wo ist der Mensch, der nicht vielfältig dawider gesündiget, der nicht nöthig hätte sich zu bessern? Und ist es zu viel gefordert von einem Menschen, daß er nach seiner Vernunft, nach seinem Gewissen, und nach der Vorschrift des Wortes Gottes handle?

2) Mit dieser Besserung aber, oder mit diesem, der Vernunft, dem Gewissen, und dem Worte Gottes gemäßen Betragen, ist dann auch der Beyfall Gottes verbunden; denn Gott, das höchstvollkommenste, das weiseste und gütigste, und dem zufolge das heiligste und gerechteste Wesen, kann unmöglich etwas anders lieben, als was heilig und gut ist, was mit den Vorschriften übereinkommt, die er selbst gegeben hat. Das ist der Sinn dieser Worte: ehe sich mein Herz von dir wende! Wo nun das Betragen eines Menschen wider die Vernunft, wider sein Gewissen, und wider das erkannte göttliche Gesetz ist, und er kehret nicht um, und bessert sich nicht, da muß der Beyfall und das Wohlgefallen Gottes weichen, und sein gerechtes Mißfallen trittet an dessen Stelle. Und was ist nun alles mit

diesem Beyfall Gottes verlohren! Nicht mehr mit Freuden an den denken dürfen, in dessen Hand unser ganzes und ewiges Schicksal steht; den Beyfall des Mächtigsten nicht haben: wer erschrickt nicht vor diesem Gedanken? Den Beyfall des Weisesten und Gütigsten nicht haben: wer schämt sich dessen nicht? Und ihr habt ihn nicht, wenn ihr nicht von jedem Bösen umkehrt. — Mit dem Beyfall Gottes weicht auch aller Segen und alles Glück eines Menschen; denn was hat Gott verboten, als was in sich böse und allgemein schädlich ist? Von der einzig weisen und guten Richtschnur abweichen, die Vernunft, Gewissen und Gottes Wort uns giebt, heißt: wider sich selbst handeln. Alle die mich haßen, sagt die ewige Weisheit, lieben den Tod. Seine Gesetze unter die Füße treten, heißt: in verkehrten Sinn dahingegeben seyn, und thun können, was nicht taugt. Dann geht es immer weiter, und man setzt sich allem möglichen Elende, allen schrecklichen Folgen wilder, unbändiger Leidenschaften aus; dann müssen zuletzt alle Strafen, alle Gerichte einbrechen. — Und wenn dieß bey einem ganzen Volke überhand nimmt, so muß es zuerst in den Familien, und dann in dem ganzen Staate lauter Unordnungen, Unruhe, Zerrüttungen hervorbringen. Darum folget darauf: „und ich dich zum wüsten Lande mache, darin Niemand wohne.“ Entweder ist dann innere, gänzliche Zerrüttung und Auflösung aller Bande, Laster, die man ungescheut ausübt und die alles zerstören, ein Land, das seine Einwohner ausspeyt; — oder man zieht sich durch sein unsittliches Betragen Feindschaft und Krieg von außen zu. Die Nachbarn benutzen die Schwäche eines solchen entnervten und entzweyten Volkes und strafen es für seine

Sünden und für seine Thorheiten. Wie viele traurige Beyspiele haben wir von Beydem!

Laßt uns aber diese Worte noch in ihrem nächsten eigentlichen Sinn auf das Volk Israel nehmen, und an demselben sehen, was es hätte thun sollen, und wie es ihm ergangen. — Die Aufmunterung heißt: bessere dich Jerusalem: und worin hätten sich die Israeliten denn bessern sollen? Leset, was ihnen die Propheten, die vor der Zerstörung geweissaget hatten, besonders Hoseas, Amos, Jesaias, und zulezt noch Jeremias auf Befehl Gottes sagten: so werdet ihr finden, daß sie ihnen vorzüglich vorwarfen: 1) den Verfall ihrer Religion. Entweder das Nichtbesuchen, die Vernachlässigung ihrer gottesdienstlichen Versammlungen und Gebräuche; oder hingegen das bloße Hangen an dem Aeußerlichen, ein unvernünftiges Vertrauen und Trotzen auf eine Religion, die sie ohne Seele und ohne Geist noch mitmachten, indem ihr ganzer Wandel von dem Sinn derselben sehr weit entfernt war. — 2) Abgötterey, Götzendienst. Und wodurch wurden sie zu diesem unglücklichen Hang, zu einem so unvernünftigen Götzendienst gebracht? Durch Nachahmungssucht. Sie nahmen die Weise der benachbarten Völker an. Und so unvernünftig dieser Götzendienst schien, so fehlte es doch an Entschuldigungen nicht: es komme nicht auf die äußere Weise des Gottesdienstes an; die Hauptsache sey die Rechtschaffenheit des Herzens; das Volk müsse doch etwas haben, wodurch es sinnlich geleitet werde. Und wir wissen, was für eine Macht von jeher und noch die Nachahmungssucht, die Modesucht ausgeübet hat; was für Thorheiten, was für Laster sie herbeyführen kann. Man folgt ihr, wenn es noch so lächerlich, noch so eitel, oft schädlich und sündlich wäre.

Ein 3tes) was sie ihnen vorwarfen, war Wollust, Weichlichkeit. Jes. 3. wird ihre Hoffart und Amos 6. ein schändliches Wohlleben auf's nachdrücklichste verwiesen. Ehebruch, Hurerey, Unkeuschheit von der schändlichsten Art, warfen sie den Hohen und den Niedern dieses Volkes vor. — 4) Ungerechtigkeit und Grausamkeit, daß sie die Armen, die Wittwen und Waisen und Fremden drücken, Betrug im Handel begehen, Spreu für Korn geben und eine Blutschuld komme nach der andern hervor. — 5) Besonders ließ Gott den Priestern vorwerfen, daß sie mit eine Hauptursache am Verderben seyen; durch sie komme Heucheley ins ganze Land; sie geitzen allesammt klein und groß, und beyde, Prophet und Priester, seyen Betrüger und trösten das Volk in seinem Unglücke, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede, Friede, und ist doch kein Friede; sie schmeicheln ihnen und legen ihnen Pfülben unter die Häupter, und Küssen unter die Arme.

Aber hat sich dann dieses Volk auch gebessert? Nein, meine Freunde! Ihr wißt, daß sie der Boten Gottes nur noch gespottet, und den gehaßt haben, der sie im Thor strafte. Und was ist denn die Folge davon gewesen? Hat Gott sein Herz von ihnen gewandt? Ja gewiß! Denn 1) hat er ihuen sein Mißfallen oft deutlich genug bezeugen lassen. Der Herr hat geschworen bey seiner Seele, spricht der Herr, der Gott Zebaoth: mich verdreußt die Hoffart Jacobs, und bin ihren Palläsien gram. Was gilts, ob ich solcher ihrer Werke ewig vergessen werde? Ich bin euren Feyertagen gram, und mag nicht riechen in eure Versammlungen. Ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts. — 2) Der Segen wich. Gott machte sie aufmerksam darauf, daß sie in den Häusern nicht wohnen

sollten, die sie von Quadersteinen gebauet hatten, und den Wein nicht trinken, den sie in ihren Weinbergen gepflanzet haben. Man weißt wie viel Dürre, Miswachs, Theurung sie zu erfahren hatten: alles ernste Warnungen, die ihrem endlichen Untergange vorangiengen. 3) Durch die abscheulichen Laster, die sie ausübten, machten sie einander selbst unglücklich; die Niedern klagten und seufzten über Gewalt und Unterdrückung der Gewaltigern; bey den Obern hingegen war keine Sicherheit noch Ruhe. — 4) Und dann kam bald ihr gänzlicher Untergang, durch die Schwäche und die Gottlosigkeit des Volkes, und durch die Unvorsichtigkeit, Untreue und Meyneide ihrer Könige herbeygeführt. Sie wurden zum warnenden Beyspiel für alle Zeiten und für alle Völker. Auch für uns warnendes Beyspiel; auch uns ruft der Herr zu: bessere dich, ehe sich mein Herz von dir wende; auch uns sagt er's durch dieses Volk und durch so manches Andere, was die Folge von dem Betragen der Menschen seye. Möchte es nur Eindruck auf uns machen, und uns wahre Weisheit lehren!

II. Wir wollen daher den Inhalt unsers Textes, seine Aufforderung zur Besserung, und die Beweggründe, die er dazu angiebt, auch mit Anwendung auf uns betrachten. Auch uns gilt es: „Bessere dich!“ Und worin haben wir denn nöthig uns zu bessern?

1) In dem Aeussern der Religion. Aber ich verstehe darunter nicht blos die Beobachtung gewisser äusserlicher, kirchlicher Gebräuche und Gewohnheiten; nein, ich verstehe darunter alles, was zur Religion leitet, alles, was zu frommen Gesinnungen führt; und aus diesem Gesichtspunkte ist also Religion nicht als etwas Aeusserliches anzusehen, sondern als etwas, das zum Innern und We-

sentlichen führt, und so fällt dann auch der Einwurf weg, den man so oft zu machen pflegt: „es komme nicht auf vieles Kirchengehen, oder auf vieles Beten und Lesen an; man sehe ja Leute, die so fleißig hierin seyen, und doch nicht besser als Andere.“ Aber hebt dann der Mißbrauch einer Sache den rechten Gebrauch derselben auf? Wahrlich! die äussern Mittel, die ihr gebrauchet oder vernachlässiget, zeigen allerdings, wie viel ihr Religion habet, oder nicht. Und gerade hierin haben wir sehr nöthig uns zu bessern; denn wie nachlässig besuchen Viele den öffentlichen Gottesdienst. Es ist mehr als bekannt, wie es von Zeit zu Zeit abgenommen hat, und noch abnimmt; und ihr wißt, aus was für geringen, schlechten Ursachen. Doch ich weiß wohl, was Viele dabey denken: „man könne sich zu Hause erbauen und vielleicht noch besser. Aber sagt, wie viel häusliche Andacht ist noch unter uns? Die gute, nothwendige, christliche Sitte, daß der Hausvater mit den Seinigen bete und lese, ist veraltert, ist bey Vielen verächtlich und lächerlich geworden. Ihr wißt das schöne Wort von Gellert, kein Knecht des Hauses müsse fehlen, er ist ein Christ und werd' erbaut. Ihr wißt, daß es Nahrung für unsern Christensinn giebt, und daß es ein Theil der Sorge ist, die wir für das Wohl der Unsrigen tragen sollen, für die wir auch werden Rechenschaft geben müssen. — Und wenn man auch den öffentlichen und häuslichen Gottesdienst nicht ganz unterläßt, so laßt mich fragen: wie zweckmäßig wird oft beydes gebraucht? Was hilfts, wenn man des Sonntags in der Predigt gewesen ist, und dann durch Gesellschaften, durch Gespräche, durch Zerstreuungen, oder durch Nichtsthun jede gute Bewegung, die noch aufkeimen könnte, erstickt wird, daß es ohne Frucht und Wirkung bleibt, was

man noch gehört hat? was hilfts, daß man gute Bücher habe, daß man noch bete, wenn es dann bey dem bleibt, und kein Einfluß davon sich in eurem Wandel zeigt? dann ist auch das Aeussere der Religion euch das nicht, was ich davon fordere, nämlich Belehrung, Weckung und Beförderung frommer Gesinnungen. — Ein anderer Punkt, über den wir zu klagen haben, ist die wenige Hochachtung und Ehrerbietung für die Religion, und alles Religiöse, die sich bey so Vielen zeiget. Wir begehren so wenig abergläubische, als übertriebene Ehrerbietung; aber das Aeussere zeuget von dem Innern; und wie gleichgültig, wie verächtlich, wie frech wird oft von Vielen unscheut über Religion und religiöse Gegenstände gesprochen; und Andere zeigen sich so stillschweigend und so furchtsam dabey, als ob sie nicht wissen, wessen Ehre sie vertheidigen sollten. Und so sinkt die Religion bey Vielen noch immer mehr. — Ein lezter Punkt, den ich noch anführe, der uns zur Religion bringen könnte, und woran es bey uns auch sehr fehlet, ist die Art, wie sie den Kindern eingepflanzt wird. Ach ich fürchte, nicht mit Wärme, daß die Kinder nicht sehen, wie wichtig die Religion den Eltern ist, daß sie nicht daraus schließen können, wie wichtig sie an sich seyn muß, und von welchem Einfluß für das ganze Leben. — Ich fürchte, bey Vielen wird sie ihnen nicht mit Klugheit, nicht vernünftig, nicht nach ihrer Fassungskraft beygebracht, ihnen nicht gezeiget, was für einen Gebrauch sie davon machen müssen. Am allermeisten fürchte ich, nicht durch das eigne Beyspiel der Eltern wird sie ihnen beygebracht. Was sollen die Kinder lernen, wenn sie es nicht vor sich sehen? nicht sehen, was die Religion ihre Eltern nüzt? Das Beyspiel wirkt weit stärker als alles Andere

In dem Aeussern der Religion haben wir uns zu bessern, oder wir werden die üblen Folgen bald genug erfahren, wenn sie sich nicht leider schon hier und da zeigen.

2) Im Wesen oder im Genuß der Religion sollen wir uns ferner bessern. Worauf führt mich alle Religion? Freylich auf das Ausüben derselben; denn eine Religion die mich nicht auf die Ausübung leitete, was wäre sie? Aber durch diese Ausübung soll ich ja meine Glückseligkeit befördern; also ist die Ausübung noch nicht eigentlicher Genuß. Das, was ich von der Religion genieße, ihr Trost, ihre Seligkeit ist: daß ich Gott als meinen Gott, als meinen Vater ansehen, daß ich mir seine Liebe, sein gnädiges Wohlgefallen versprechen darf; daß ich die Vergebung aller meiner Sünden getrost und zuversichtlich erwarten und mir zueignen kann, so daß ich völlig ruhig seyn und nichts fürchten dürfe; denn es ist keine Verdammniß mehr an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste; daß ich mich als ein Eigenthum Christi, als erlöset durch sein Blut ansehen, und durch ihn Gerechtigkeit und Leben erwarten könne; daß die Vereinigung und Gemeinschaft Gottes mein höchstes Gut seye, weil ich mich ihm ergeben habe; daß ich Erbe des Himmels, daß mein Vaterland dort oben sey, und daß ich einst, wenn ich sterbe, meinen Platz dort finden werde. Und nun möchte ich fragen, meine Freunde, ob es zuviel gefordert ist, wenn man das von Christen fordert? Ist nicht das unsere eigentliche Bestimmung? Ach! das wünsche ich euch und mir! Erst dann wäret ihr recht glücklich; dann hättet ihr wahren und frohen Genuß des Lebens, dann kenntet und erführet ihr die Kraft der Religion, genößet sie in vollem Sinne.

Und hier, fürchte ich, fehlet es Vielen aus uns; hier ist's, wo wir der Besserung vorzüglich bedürfen. Denn sagt, wie Viele sind wohl, die dieses Wesen, dieses Innere der Religion kennen und schätzen? Ach Viele, Viele wissen nur nichts hievon; sie wüßten vielleicht nur nicht, was man darunter versteht; sie haben nie über Vergebung ihrer Sünden, über Vereinigung mit Gott und Christo nur ernstlich nachgedacht; sie schätzen solche Güter so wenig, setzen ihre Glückseligkeit so wenig darin, daß sie dieselbe vielmehr in ganz andern Dingen, in den Gütern dieser Welt suchen, die sie allein kennen, die der einzige Gegenstand ihrer Begierden und Wünsche sind. Ich möchte euch nur fragen, Freunde! was euch wohl am meisten Freude machen würde, wenn ihr es erlangen könntet: ob es auch jene geistliche und himmlische Dinge wären? Oder wie Viele sind, die sie suchen? Was verräth wohl die Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit so Vieler hierin? Am liebsten möchte ich fragen: wie Viele glaubt ihr wohl, die gewisse, tröstliche Versicherung haben, die ruhig, fröhlich sagen können: ja, Gott ist mein Gott, mein versöhnter Vater; ich weiß, worauf ich diese Versicherung gründe; ich weiß, was ich zu erwarten habe; ich bin der Vergebung meiner Sünden, ich bin meiner Seligkeit gewiß; ich weiß, an wen ich glaube, und bin dessen gewiß, daß er kann mir meine Beylage bewahren bis an jenen Tag? — Wie Viele, die dieses Glück so ganz genießen und sich dessen freuen? Wenn wir gerade jetzt in dieser Versammlung einen nach dem andern auf sein Gewissen fragen dürften: wie Viele hätten wohl diese Gewißheit und Freudigkeit? Wie Viele, die noch zweifeln, die noch furchtsam seyn müßten! Und doch könnten wir ja, und sollten sie alle haben. Wenn sie uns fehlet.

wenn wir nicht so gute und so feste Christen sind, so fehlet uns das Beste, das Süßeste von der Religion, das eigentliche Vorrecht, das wir als Kinder Gottes genießen sollten; es fehlet uns das, was Einfluß hätte auf unsere Stärkung zu jedem Guten, auf Trost in bangen Stunden, auf Ruhe durch unser ganzes Leben, auf Freudigkeit in unsern letzten Augenblicken. —

3) Laßt uns noch das Letzte nehmen, worin wir uns zu bessern haben, in der Ausübung oder in den Pflichten der Religion. Ich theile sie in zwey Classen: in die erste setze ich Beherrschung unser selbst, Mäßigung unserer Begierden, Bezähmung unserer Leidenschaften. Und wie sehr fehlet es auch da bey uns! Wie sucht bald ein jeder nur sich selbst, nur seine Absichten zu erreichen, seine Begierden zu befriedigen. Das ist die unselige Quelle von so vielem Mißvergnügen, so vieler Unruhe, so vielem Elende bey jedem Menschen selbst, und von so vieler Unordnung, Unzufriedenheit in der Gesellschaft. Daher so viel Hochmuth, Eigenliebe, Einbildung von sich und seinen Verdiensten, Erhebung über Andere, die man oft bis zum Lächerlichen gehen sieht; daher so viel Eigennutz; man kann nie genug haben, und dann erlaubt man sich auch Mittel, die weder mit der Gerechtigkeit noch Billigkeit bestehen; daher der Hang, ein gemächliches Leben zu führen; daher, ich will es eben nicht Verschwendung heißen, aber zu viel Gebrauch, bey mehr als einer Classe unserer Bürger; wenn es auch nicht Verschwendung im stärksten Sinn ist, findet sich doch viel zu viel Gebrauch, so daß man dann am Nöthigen Mangel hat; daher so wenig wahre Liebe gegen Andere. Man scheint sie an dem einen Orte zu beweisen, und an dem andern sündiget man dawider; man giebt, (aber

man weißt wohl warum) und dann drückt man wieder und vervortheilet wo man kann; oder eingenommen von sich selbst, aufgeblasen, verachtet man Andere neben sich, liebet die nicht, die nicht denken wie wir, die unsern Absichten nicht dienen, oder gar denselben widersprechen. — In die zweyte Classe setze ich die besondern Pflichten unsers Standes, unsers Amtes, unsers Berufs. Ich will hier so unparteyisch seyn als möglich, so redlich als schonend; ich will nicht klagen und jammern; ich will euch bitten selber zu urtheilen. — Sagt, im obrigkeitlichen Stande, ob nicht die Obrigkeit nicht nur gerecht und weise und klug seyn, sondern auch aus allen Kräften dem Bösen wehren, dem Guten aufzuhelfen suchen soll? und ob es ihr nicht nahe gehen soll, wenn sie sieht, daß das Böse überhand nimmt, daß es immer frecher seine Stirne emporhebt, daß es immer schwerer wird, wirksame Maaßregeln dagegen zu finden? ob sie nicht durch eifriges Gebet, durch das unsträflichste Beyspiel, und durch ihr Ansehen, das sie von Gott bekommen hat, alles Mögliche thun sollte, Religiösität und Sittlichkeit zu befördern? Und wie viel bleibt uns hier noch zu wünschen übrig!

Sagt, ob nicht der Geistliche sollte zuerst selbst ein wahrer, eifriger Verehrer Gottes und Christi seyn? ob er nicht die wahre Gottseligkeit aus eigner Erfahrung recht kennen, und sie deswegen mit eben so viel Gründlichkeit als Ernst und Eifer Andern anpreisen sollte? Wenn ihm die Wahrheit recht lieb, die Ehre Gottes angelegen, die Seelen in seinen Augen theuer, seine Verantwortung ihm wichtig ist: wie wird er in seinem Vortrage so herzlich und eindringend, in seinem Leben so unsträflich und erbaulich, in sei-

ner Arbeit so gewißenhaft, so unermüdet und unverdrossen seyn! Aber sieht man das an Allen?

Sagt, in dem Hausstand, wie die Glieder eines jeden Hauses, einer jeden Familie durch die Liebe mit einander sollten verbunden seyn, und auf Einen Zweck hin arbeiten; wie jeder Hausvater, oder wer das Haupt des Hauses ist, für das Wohl des Ganzen vernünftig und christlich sorgen sollte, als dem es anbefohlen ist, und der Gott dafür Rechenschaft geben soll? Und wie sollte man die Kinder erziehen, zur Weisheit und Frömmigkeit, vor allem Bösen sie sorgfältig zu verwahren suchen. Und, ach Gott! wie vernachläßiget man das Alles. Es thut einem in der Seele wehe, wenn man bey Anlässen sehen und erfahren muß, wie betrübt es in vielen unserer Haushaltungen steht. Glieder so mancher Familien, von denen man, wenn man den gelindesten Ausdruck brauchen will, sagen muß: sie verstehen einander nicht. Kinderzucht, die erbärmlich ist; aber sobald man die Eltern nennt, so muß man mit Bedauern sagen: was werden diese können, oder was werden die wollen den Kindern beibringen? — Im Handel und Wandel, im Beruf, in den Geschäften, wie ehrlich und redlich, wie arbeitsam und sparsam sollte man überall seyn! Aber sagt, wie viel wir in allen diesen Absichten nöthig haben uns zu bessern.

Das erste, wenn wir uns bessern sollen, ist, daß wir wissen worin?

Aber laßt uns nun auch die Gründe beherzigen, warum wir uns bessern müssen, oder was die Folgen wären, wenn wir uns nicht besserten?

Ein Mensch oder ein Volk, das im Aeußeren der Religion nachläßt und von derselben weicht; das Innere, das Wesentliche, das Glück der Religion nicht kennt, nicht

schätzt und sucht; das in der Ausübung der verschiedenen Pflichten nachläßig, gleichgültig ist, sie verachtet: was wird wohl aus einem solchen Volke, aus solchen Menschen werden, wie muß es ihnen endlich gehen? Um uns das in etwas vorstellen zu können, bitte ich euch, auf diese drey Stücke aufmerksam zu seyn: 1) Wie es bey uns wirklich schon ist; 2) wie wir gesehen haben, daß es Andern gegangen ist; 3) was dann auch bey uns noch daraus entstehen müßte? 1) Wie ist es denn bey uns wirklich schon? Es zeiget sich Verfall, und ein großer Verfall bey Vielen. Unordnung, Abgang, Mangel des Glücks, bey Einzelnen und im Allgemeinen. Wir wollen es uns nicht verhehlen, uns nicht böser, aber auch nicht besser machen, als wir in der That sind. Bey einzelnen Menschen: ach! sie genießen das Gute nicht, das Gott ihnen so gern gönnen möchte; sie sind nicht glücklich, und ihr dürft die Quelle sicher in dem Mangel der Religion suchen, es ist keine Furcht Gottes bey ihnen. Und daß sie nicht glücklich sind, seht ihr daraus, weil ihr so viel Mißvergnügen, Unzufriedenheit, so viel Klagen überall hört und seht. In wie vielen Haushaltungen: wie vieles bricht schon aus, und wird oft endlich bekannt; und wie schauert es einem, in das Innere mancher Anderer zu blicken. Und was Gutes weissaget es uns für das Allgemeine? 2) Wie ist es Andern ergangen? Wir haben die Güte und auch den Ernst Gottes gesehen. Seht an bey den Völkern unserer Zeit, das traurige Beyspiel unserer Tage, ob nicht eben das, worin wir fehlen, auch sie unglücklich gemacht hat. Der Verfall und die Verachtung der Religion: wir haben sie von Jahren her gesehen immer mehr zunehmen, und endlich den Sturz herbeyführen. — Auch

die Weichlichkeit, die Wollust, die Verschwendung. Wo die Religion fehlt, da folgen diese Laster nach.

Laßt uns 3) noch sehen, was denn auch bey uns noch entstehen, wie es bey uns kommen müßte, wenn wir uns nicht besserten.

1. Gottes Beyfall müßte weichen, sein Herz würde sich von uns wenden. Ein Volk dem er so viel Gutes gethan, das er so lange geschonet, das seine Wohlthaten nicht besser angewendet: wie könnte er das anders, als mit dem gerechtesten Mißfallen ansehen? Ich weiß nicht, ob es mir schwerer vorkommt für einen jeden meiner Mitbürger, wenn er einst in die Ewigkeit hinüber muß, und dann hören müßte: du hättest so viel können wissen und hättest so viel sollen thun, bey allen den vorzüglichen Mitteln und erwünschten Gelegenheiten, die du gehabt hast; aber du hast sie nicht angewendet, du hast die Zeit der gnädigen Heimsuchung versäumt, du hast dein Glück verkannt und verscherzt; — oder ob es mir bedenklicher ist, für unsere ganze Stadt, wenn die Wohlthaten alle, und die Sünden alle, gleich wider uns zeugen müßten, wenn die Güte und die Langmuth Gottes selbst wider uns aufstehen würde.

2. Der Segen Gottes müßte weichen und wird gewiß weichen. Aus Gleichgültigkeit, aus Kaltsinnigkeit, wird bald Verachtung der Religion: dann sind die besten Bande zerrissen; dann nehmen die Laster überhand; dann folgt Frechheit und Ungebundenheit, Unordnung und Verwirrung einander auf dem Fuße nach. Es ist dann nichts mehr und niemand mehr, der das Böse aufhalte, daß es nicht Alles überschwemme und Alles verheere.

3. Zum wüsten Land mache! Ach! ich möchte mir so gerne diesen schwarzen Gedanken aus dem Sinne bringen;

ich möchte ihn so gerne bey euch nicht aufkommen lassen: aber laßt uns nicht zu ferne vom bösen Tage uns dünken, laßt es uns ja nicht unmöglich zu seyn einbilden. Denkt nicht: „wir sind sicher.“ — Aber wie sicher, meine Freunde? Wenn einmal ein Land reif ist zur Strafe: wie bald kann der Herr sie auf schnellen Flügeln herzueilen lassen? Wenn einmal die Grundpfeiler des Wohlstandes untergraben sind: wie bald kann er dann zusammenstürzen! Sagt nicht, daß es leere Furcht von uns sey, daß es eitler Schrecken sey, den man euch einzujagen suche. Worauf gründet ihr denn vernünftig den Wohlstvnd eines Volkes? Nicht auf Religion und Tugend? und wenn dann Religion und Tugend fehlen, was könnt ihr weiter hoffen? Man weißt nicht, ob man von den äussern Angelegenheiten, oder von der innerlichen Unsicherheit geschwinder etwas zu betürchten haben könnte. Soll uns denn Alles nicht lehren? Bessere dich, liebe Vaterstadt, bessere dich, theures Vaterland, oder dein Verderben könnte kommen, ehe du es meyntest!

Was wollen wir dann nun thun? Ich hoffe doch, meine Freunde! wir werden Alle, Alle vernünftig, ernstlich nachdenken; die Sache wenigstens einer reifen, andächtigen Ueberlegung werth achten; ein jeder bey sich selbst anfangen; sehen, worin wir uns noch zu bessern hätten, wie nothwendig und gut es wäre, wenn wir es thäten. Nehmet die drey Stücke, von denen wir geredet haben: wie fleißig wir im Gebrauch der Mittel der Religion gewesen? und wie zweckmäßig wir sie gebraucht haben? — In wie weit wir das Wesentliche, das Vortrefflichste der Religion kennen und genießen? und wie sorgfältig und treu wir in der Ausübung unserer Pflichten seyen? in der so nöthigen Herrschft über uns selbst, in der immer seltnern Treue

und Eifer in unserm Amt und Beruf. — Laßt uns nicht flüchtig und leicht darüber weggehen, sondern so viel Gedanken darauf verwenden, bis wir Einsicht und Ueberzeugung bekommen. — Und dann ein jeder was er findet, sogleich suchen zu verbessern; es demüthig Gott bekennen; Vergebung und Gnade um Jesu Willen suchen; den Beystand des Geistes uns erflehen, durch den es uns gelingen kann, künftig weiser, frömmer und standhafter zu werden; und uns dann ernstlich befleißen, es uns eifrig angelegen seyn lassen, unser ganzes Leben so gut, so Gott wohlgefällig einzurichten als möglich. Kommt Freunde! versprecht es Alle feyerlich und heilig, an diesem allgemeinen Bundestag; und Gott im Himmel soll unsern Schwur hören, und da er die Redlichkeit unsers Herzens sieht, so wird er mit Wohlgefallen auf uns herabblicken, und ein gnädiges Amen zu unsern Gebeten und Wünschen sagen, und dieser Tag soll uns in der Folge noch wichtig, und dieser Augenblick auf immer heilig und zum Segen für unser ganzes Land werden!

Und dann wollen wir noch suchen auf das Allgemeine zu wirken was wir können. Wir dürfen billig Vaterlandsliebe haben, wenn irgend jemand solche haben soll, da wir ein so gutes Vaterland haben, uud so vorzüglich viel Gutes in demselben genießen. Dadurch beweiset es also, daß ihr wahre Liebe für euer Vaterland habt, daß ihr das Wohl desselben nach eurem bestem Vermögen befördert; für dasselbe ernstlich betet; eure Kräfte für das Beste desselben gerne verwendet; mit eurem Beyspiele Andere ermuntert; dem Bösen kräftig entgegenarbeitet; den weichen Sitten, den einschleichenden verderblichen Gewohnheiten euch muthig entgegensetzt; dem Laster, wo es sich zeiget, eine ernste Miene macht; dem Guten durch Rath und That aufzuhelfen

sucht. Was es dann wirken werde, überlaßt der Vorsehung; trauet ihr das Beste zu; es wirkt mehr als ihr denken könnt; es wirkt vielleicht noch lange.

Und dann dürfen und wollen wir hoffen, daß Gott unsere Buße, und unsern ernsten Vorsatz der Besserung in Gnaden ansehen werde; daß sein Herz sich nicht von uns wende, daß Er, daß sein Segen bey uns bleibe; daß wir glücklich seyn, und das Wohl unserer Stadt und unseres Landes sehen; daß wir durch Jesum selig werden in Ewigkeit. Gesegneter Tag, wenn das die Folge von der Feyer desselben ist, diese ausgebreitete, bleibende Folge! Gieb o Gott das in Gnaden; rühre du die Herzen, bevestige du die Vorsätze; wende dein Herz nicht von uns; sey mit uns, wie du bisher mit uns gewesen bist. Erhöre uns nach deiner Macht und Güte über uns; thue uns wohl und segne uns zu deinem Ruhme und unserm Heile. Amen!

Synodal-Rede

über 2. Corinth. VI, 4.

Gehalten bey der Stadt St. Gallischen Synode, den 9. Juny 1795.

Hochgeachte, Hochehrwürdige Herren,
Väter und Brüder!

Gerne möchte ich mit meinen Herren Mitbrüdern ein brüderliches Wort reden, Ihnen die Empfindungen meines Herzens über unsre gemeinschaftliche Lage, über unsre gemeinschaftlichen Pflichten mittheilen. Sie wissen, wie selten

wir Anlaß haben über unsere Beziehung gegen die menschliche Gesellschaft, über die Pflichten unsers Berufs, öffentlich erweckt und ermuntert zu werden. Und doch wissen Sie, daß wir, als Menschen, dieser Ermunterung so sehr bedürfen; ich darf also hoffen, daß ein Wort, in dieser Absicht geredet, nicht fruchtlos seyn werde.

Sie wissen, daß der Herr einen Riß unter uns gethan hat, da er unsern verdienstvollen, thätigen Hr. Decan Stähelin von unsrer Seite weggenommen hat, und daß es einem W. W. Magistrat, und heute auch Ihnen gefallen hat, mich an seine Stelle zu setzen. Ich habe also einen Ruf mehr, etwas zu unsrer Erbauung zu reden; aber ich wünsche, daß Sie es so aufnehmen, wie es aus meinem Herzen fließt, aus einem Herzen, das gewiß so voll Liebe für Sie, als warm für die Sache ist. Ueber die Sache nun lassen Sie uns sprechen; prüfen Sie was ich sage, und wenn Sie ihm Ihren Beyfall nicht versagen können, so erwarte ich von Ihnen, als vernünftigen, consequenten Männern, daß Sie hingehen und darnach thun werden.

Ich habe einen so hohen Begriff von einem Diener Gottes, daß ich nichts wüßte, von allem, was ich mir vorhalten kann, das mich mehr beschämte, ermunterte, stärkte, tröstete, als wenn ich mir nur sage: weißt du, daß du ein Diener Gottes bist? So lassen Sie mich dieses Wort zum Grund legen: In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes. Es muß zuerst ausgemacht seyn, ob wir Diener Gottes sind, oder nicht. Und wenn wir es sind, o dann nur das recht ins Auge gefaßt, so wird es uns fühlen lassen, wie wir uns immer als solche betragen sollen, und was wir als solche dann auch gewiß stets zu erwarten haben. Ich weiß wohl, der Prediger, der Christenlehrer, ist nicht

Priester, er hat keine privilegierte, inhärente Würde. Aber er ist Diener Gottes. Und wie? in welchem Sinn ist er es? Nicht blos im Allgemeinen, wie jeder Christ; sondern er soll die Absichten Gottes über die Menschen zu ihrem Wohl helfen ausführen, ein gesegnetes Werkzeug in der Hand des Herren dazu seyn, das Evangelium von Jesu Christo ausbreiten. — — Und nun, was hat er als ein solcher zu thun? Ich bin nicht willens dießmal zu zeigen, was seine Verrichtungen seyen; was er als ein Diener des Evangeliums alles zu verrichten habe; ich will nicht alle seine Pflichten durchgehen, sondern nur, wie er sich in Allem als ein solcher zeigen, sich selbst immer gleich seyn muß; — diese Gleichheit des Dieners des Evangeliums, dieß ists, was ich Ihnen vorlegen möchte. Und dieß lassen Sie uns

Erstens: in Beziehung auf sich selbst;

Zweytens: für seine Gemeinde sehen.

1. Für sich selbst, wird er sich zeigen als einen Diener des Evangeliums 1) im Sammlen. Er möchte gerne recht tüchtig, recht geschickt seyn zu allem, wo der Herr ihn hinrufen kann; recht nützlich werden in dem Amte, das ihm anvertrauet wird. Darum wird er suchen sich tüchtig zu machen; darum arbeitet er mit allem Fleiß daran; er sammelt alles, was er vorfindet, was zu seinem Zwecke gehört; er glaubt immer noch nicht genug zu haben. — In Menschenkenntniß, was die Menschen sind, und wie sie müssen behandelt werden. Er wird also auf ihren Character und auf ihre Handlungen sehen. — In gründlicher Erkenntniß derjenigen Wahrheiten, die ihm zu seinem Amte die wichtigsten und die dienlichsten sind. — In allen Hülfs-

mitteln, welche die auch seyn mögen, seyen es Sprachen, oder Auslegungskunst; seye es Beredsamkeit, oder jede andere damit verwandte Kenntniß. Wer hierin stille stehen, wer nachlässig seyn kann, der fühlt die Würde nicht, der kennt seinen Beruf nicht, wie er ihn kennen sollte. — 2) In seinem eigenen frommen Wandel. Wie sollte er ein Diener Gottes seyn, wenn er selbst Gott nicht dienet? Entweder wußte er oder fühlte er die Gründe nicht, womit er die Menschen zur Frömmigkeit und zur Glückseligkeit bewegen sollte, oder sie hätten auf ihn auch müssen die Wirkung machen. — 3) In der Aufopferung, in der Verleugnung dessen, was ihn daran hindern kann. Und wahrlich, M. W. Brüder, es giebt dieser Hindernisse wie viele! Wenn schon ein jeder Christ Hindernisse und Schwierigkeiten genug auf dem Wege der Tugend antrifft: wie viel mehrere und größere hat der Diener des Evangeliums? Und wenn er nur seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, seine Ehre sucht, so wird ihn das wie oft schon abhalten seine Pflicht zu thun. Wenn er veste Grundsätze hat, und von denselben lebhaft durchdrungen ist: so wird er denselben gemäß handeln, sie werden ihn stärken, jedes Hinderniß zu überwinden. — 4) In Allem bleibt er sich gleich, in Allem zeigt er sich als einen Diener Gottes; an dem Geschmack, an dem Vergnügen, an der Freude, die er an dem Guten hat. Er muß Gefühl haben für das moralische Gute und Schöne, es sey, daß er sich selbst damit beschäftige, oder daß er es an Andern sehe, oder daß er es befördern könne. Wenn er mehr Gefühl, oder wenn er nur Gefühl hat für Ehre oder für Gewinn, oder für sinnliche Vergnügen: so ist er ein sinnlicher Mensch, ein Sclav

seiner Lüste, aber kein Diener Gottes. — Laßt uns hier uns prüfen. Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Es ist vielleicht niederschlagend für den Einen oder für den Andern, der sich bisher für einen Diener Gottes ausgegeben, oder wohl selbst gehalten hat. — 5) Es zeigt sich an seinem Eifer. Wenn es ihm selbst wichtig, wenn es ihm erste Angelegenheit ist: so wird es ihm auch Ernst seyn, auch Andere zu den gleichen Gesinnungen zu bringen. Wo Sie bey einem Manne keinen Eifer, wo Sie Lauigkeit sehen, da denken Sie nur sicher: der ist kein, der ist kein rechter Diener Gottes. — 6) Noch Eines: Es zeiget sich an seinem Vertrauen, an der Zuversicht zu seinem Herrn. Was er bedarf, Kraft, oder Licht, oder Segen, oder was ihm immer nöthig wäre, zur gesegneten Führung seines Amtes, so ist ihm der Gedanke sogleich nahe: ich bin ein Diener Gottes; ich stehe in dem genauesten Verhältniß mit ihm; ich darf, und ich soll es zeigen, daß ich weiß was ich an ihm, diesem guten Herrn habe, und was ich von ihm, dem Allgenugsamen erwarten darf. Mit Einem Wort, wo Sie ihn finden, da finden Sie allemal den Diener Gottes. Er muß sich gleich seyn, oder er ist noch nicht der wahre, ächte, ganz fromme Diener Gottes. Lassen Sie uns dieses Bild wohl fassen, um uns damit zu vergleichen, und dann darnach zu thun.

II. Auch für die Gemeinde an der er arbeitet, wird er sich als einen Diener Gottes zeigen,

A. Wenn er nicht bey ihr, wenn er allein ist, 1) durch Gebet für sie. Sie liegt ihm am Herzen. Also wird er sie und ihr Anliegen dem Herrn vortragen.

Da zeigt es sich gewiß schon, wie er denkt, wie er gegen sie gesinnet ist. Der Blick auf ihr Wohl in dem gegenwärtigen Leben, die Vorstellung von jenem Tag der Rechenschaft, der Blick auf das Schicksal in jener Welt, machen ihn so sehnlich wünschen, daß die Absicht Gottes zu ihrem wahren und ewigen Wohl durch ihn könnte befördert werden. Daher 2) seine Sorgfalt für sie. Wenn er nur Vieles für sie könnte thun; er denkt nach, wie er es am besten ausrichten könne; wie er diesen, wie er jenen, wie er Allen beykommen könne, um auf ihr Herz etwas zu gewinnen. — 3) Wie arbeitsam, wie unverdrossen wird er deßwegen seyn! Je mehr er thun und ausrichten kann, desto froher und desto dankbarer gegen Gott wird er seyn.

B. Wenn er nun wirklich an ihr arbeitet, so denkt er 1) darauf, was er suchen müsse. Er arbeitet nie bloß maschinenmäßig; er hat die Absicht immer im Auge, einen würdigen Zweck zu erreichen: ihre Erleuchtung. Man muß dem Zuhörer zuerst deutliche Begriffe von den Wahrheiten der Religion beybringen, damit sie dann auf das Herz fallen und wirken können. Wenn die Erkenntniß dann durch die Gnade lebendig und wirksam gemacht wird: so bringt sie Aenderung und Besserung des Sinnes und des Wandels hervor. Dieses darf man nie trennen; man muß immer den ganzen Menschen nehmen wie er ist, auf seinen Verstand und auf seinen Willen zu wirken suchen. — Er sucht ihre Stärkung und Befestigung. Man ist erst schwach, man hat Unterstützung, Ermunterung nöthig; — darum arbeitet er auf Wegräumung, Besiegung der Hindernisse, der Leidenschaften, der Vorurtheile, Gewohnheiten, ꝛc. — Er sucht seinen Zweck zu erreichen durch Vor-

halten der großen, herrlichen Vortheile, des seligen Lohnes der Tugend; er wird Alles versuchen, was den Menschen kann in Bewegung setzen. — Er denkt 2) wie er nun das erreichen könne. a) Durch Ernst, durch Andacht; daß man es ihm ansehe, daß er die Würde, die Wichtigkeit der Sache selbst fühle, daß es ihm angelegen ist, Andere davon zu überzeugen. Der innere Trieb, die Ueberzeugung, die sich auch in seinem Aeussern zeiget, hat gewiß großen Einfluß in das, was er redet, und giebt ihm eine unwiderstehliche Kraft. Ich habe so oft, so gerne gehört: „ach! es ist ihm so Ernst gewesen!“ b) Durch Deutlichkeit, Faßlichkeit, Herablassung. Er muß sich in die Lage, die Umstände, die Fassungskraft, die Denkungsart seiner Zuhörer hineinsetzen; nicht in der Studierstube, nicht in den Büchern, in der Welt, in dem gemeinen Leben, wird er sich bilden, um mit Erfolg reden zu können. c) Durch seine Klugheit und Vorsicht, sehen, wie er bald durch Liebe, bald durch Ernst müsse suchen, zu seinem Zweck zu kommen. Es ist ihm nicht genug, diese oder jene Pflicht nur gethan belehrt, bestraft, getröstet zu haben; sondern er möchte wissen, ob er seinen Endzweck erreicht habe, Gott, der guten Sache, den anvertrauten Seelen wirklich zu dienen. Er sieht also darauf, ob es Wirkung gemacht habe; er forschet nach, wodurch es vielleicht möchte gehindert worden seyn. So wie der Kaufmann nicht gerne vergebene Speculationen macht; so wie kein Arbeiter gern umsonst arbeitet.

C. In seinem gesellschaftlichen Umgang mit den Menschen. Er weiß, wie dieser in der genauesten Verbindung steht mit seinem Amte und mit seinen

geistlichen Verrichtungen. Ein geschickter Staatsmann weißt alle Umstände zu benutzen, um die Gemüther zu disponieren, wie er es mit dem Interesse seines Staates zuträglich findet. Der Geistliche, der ein Diener Gottes ist, wird deßwegen ja niemals unerbaulich oder ärgerlich seyn, was im mindesten könnte Anstoß geben; hingegen was förderlich ist zu dem guten Zweck. Wie leutselig, wie menschenfreundlich, wie umgänglich wird er seyn! Aus dem Grund wäre es gut, daß der Prediger viele Kenntniße, wesentliche Vorzüge hätte, dadurch er jedem Achtung und Liebe abgewinnen könnte. Wie liebenswürdig, wenn dieser große, edle Zweck überall durchscheint, an Alles angeknüpft wird! Erlauben Sie mir eine schöne Stelle anzuführen, die ich einmal irgendwo gelesen habe. „Wem die Vorstellung eines „solchen Berufs nicht das stärkste Gefühl von Hochachtung „und Ehrerbietung abdringen kann, der muß selbst keine „mehr von den Menschen verlangen.“

D. Nur noch Eines lassen Sie uns nehmen: Der Diener Gottes wird sich gleich seyn, auch im Leiden. Er wird Mühe, Arbeit überhaupt, und oft selbst ermüdende Arbeit, Verdruß, Verachtung, Verfolgung nicht ausweichen können. Wie zeigt er sich nun? 1) Wer das scheut, dem aus dem Wege geht, wo er kann, der ist kein, wenigstens kein treuer Diener Gottes; denn über etwas Kleinem verliert er ja den größern Zweck, Gottes Beyfall, und die Erbauung seiner Zuhörer. — 2) Wer unzufrieden, ungeduldig ist, sobald Leiden um seines Amtes willen ihn treffen, der ist kein Diener Gottes. Der Diener läßt sichs gefallen, was sein Herr über ihn verhängt. 3) Wer furchtsam, wer verzagt ist, der entehrt den Herrn.

Wer einem guten Herrn dienet, der verläßt sich auf seinen Schutz. So wie er stark ist zur Arbeit, im Vertrauen auf den Beystand seines Herrn, so groß und stark fühlt er sich bey den Leiden. Er fürchtet Niemanden, er fürchtet Nichts; man hört nie die Sprache der Furchtsamkeit von ihm: „ich könnte mir dadurch schaden.“ Nein, er sagt vielmehr: „der Herr kann mich behüten, in seinem Dienste darf ich das erwarten.“ — Verzeihen Sie, M. W., wenn ich zu weitläufig werde; aber auffordern darf ich Sie doch Alle, zu sagen, ob ich im mindesten übertrieben habe? oder sind wir denn nicht Diener Gottes? Hat uns Gott nicht das Amt gegeben? Und müssen wir nun nicht diesen Endzweck zu erreichen suchen? Soll man diese Absicht uns nicht in Allem ansehen? Bitten möchte ich Sie nun, einen Augenblick hierbey stille zu stehen, um uns zu prüfen: Beweisen wir uns in allen Dingen als Diener Gottes, sowohl wenn wir alleine sind, als wenn wir an der Gemeine arbeiten, und im Umgang mit den Menschen, bey den Leiden und bey den Beschwerden?

Bedenken Sie, W. Fr., wie Vieles daran liegt? Werden wir nicht Rechenschaft von der Verwaltung unseres Amtes geben müssen? Und was für eine Verantwortung ziehet sich der untreue Diener zu! Gewiß wird er viel versäumen, so oft seine Unwissenheit, oder seine Trägheit, oder Nebenabsichten ihn verhindern und verleiten. — Und was ists, das er alsdann versäumt? das Wohl unsterblicher Seelen; — seinen eigenen Lohn, den er sich hätte bereiten können, — und die Ehre Gottes seines Herrn, diese liebreiche Absicht, die Gott an den Menschen erreichen wollte. Ach Gott! daß es Niemanden von uns treffe! Wer zittert

nicht bey dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit? Und es ist nicht Vorstellung einer erhitzten Einbildungskraft. Entweder ist unser Verhältniß zu der menschlichen Gesellschaft Etwas oder es ist Nichts. — Ist es etwas Wirkliches, Wesentliches: nun so müssen Sie mir alle diese Folgerungen einräumen. Aber lassen Sie uns lieber die seligen Folgen sehen. Er ist ein Diener Gottes, ein Lehrer der Wahrheit, und wie glücklich ist er! Die Menschen haben ihn für das erkennen müssen; er ist sich selbst überall gleich geblieben. Er hat gewirkt, und wie Vieles, und wie Großes hat er gewirkt! Gewiß mehr, als in die Augen gefallen ist. Eben dieses Gleichbleiben hat seiner Wirkung die stärkste Kraft gegeben, und Gott hat gesehen, daß er begehrt hat das zu thun, und das zu werden, worzu er ihn gesendet hat. Er hat Gottes ganzes Wohlgefallen; Großer Segen wird ihn begleiten; sein Lohn wird groß seyn, dort, wo die Frommen alle versammelt sind, die durch ihn sind erbauet worden.

Das beste Mittel, uns als solche immer zu beweisen, ist: daß wir nur erst für uns selbst wahre Diener Gottes werden, es selbst seyen. Wer für sich Gott recht dienet, der wird gewiß auch einen jeden seiner Mitmenschen suchen zu diesem so seligen Dienste zu bringen. O wie oft wäre ein gemeiner Christ, von weit weniger Gaben und Kenntnißen ein viel geschickterer und nützlicherer Diener Gottes, als mancher, der diesen Namen trägt!

Lassen Sie uns denn, M. W., den erneuerten, festen Entschluß fassen, allemal, an allen Orten, und in Allem das zu seyn, was wir seyn sollen, Diener Gottes. Und dann erwarten Sie nur getrost Gottes Gnade und Beystand;

Er wird uns selber lehren und uns tüchtig machen, uns stärken und unterstützen; erwarten Sie getrost, der Herr werde durch uns ausrichten, was zur Erreichung seiner Absichten dienet, und das ists, was wir auch suchen und uns angelegen seyn lassen es zu befördern. —

Synodal-Rede,

gehalten den 18ten September 1804.

Hochgeachte, Hochehrwürdige Herren,
Theuerste Herren Väter und Brüder!

Wir kehren nun wieder ein Jeder in seinen Wirkungskreis, zu seinem Amte und zu seiner Arbeit zurück: und was könnte ich Ihnen, und mir, besseres wünschen, als daß wir, Jeder an seinem Orte, mit Frucht und mit Segen arbeiten und wirken? Und dieses wird am gewissesten und sichersten geschehen, wenn wir nur unser Amt und unsern Beruf aus dem rechten Gesichtspunkte ansehen. Das wollen wir uns denn auch vorzüglich angelegen seyn lassen; und das ist es auch, was ich aus meiner eigenen Ueberzeugung und aus redlicher Begierde, uns alle so glücklich und so nützlich zu sehen, Ihnen, verehrteste Herren Mitbrüder! herzlichst empfehlen möchte. Es giebt nämlich eine falsche, unrichtige, und es giebt eine wahre, richtige Art, unser Amt und unsern Beruf anzusehen; und der Unterschied dieser Ansicht ist in sich, und in seinen Wirkungen unaussprechlich; und es liegt für uns, für unsre Gemeinden, und

für unsern Herrn unendlich viel daran. Ich könnte den rechten Gesichtspunkt nicht richtiger und bestimmter angeben, als wenn ich Ihnen eine Stelle des Paulus anführe, aus welcher wir sehen, wie Er sein Amt angesehen. Sie findet sich in seinem ersten Brief an den Timotheus im 1. Cap. v. 12: Ich danke unserm Herrn Christo Jesu, der mich stark gemacht, und treu geachtet hat, und gesetzt in das Amt.

Wir dürfen die Ausdrücke, die er braucht, und die Begriffe, die nothwendig damit müssen verbunden werden, nur richtig auffassen, so ergiebt sich dann auch das Gegentheil von selbst daraus. Möchten wir nur Alle recht in den Sinn und in den Geist des Apostels eindringen: wie würden wir uns dadurch gehoben, gestärkt, veredelt fühlen! Die Sache in dem Lichte, in dem Gesichtspunkte angesehen, wie der Apostel sie ansieht, macht Alles groß und wichtig, und zugleich leicht und angenehm; es flößt Ernst und Eifer ein, und es setzt uns in Verbindung mit dem, der uns Kraft geben kann; mit Einem Wort, es stellt uns auf den rechten Standpunkt. Wenn wir den treffen, dann ist Alles für uns gewonnen. Möchte entweder unser Herz uns das Zeugniß geben: ja das ist auch meine Ansicht; oder die Ueberzeugung und der Entschluß in uns entstehen: so muß ich, so will ich das Amt eines Dieners des Evangeliums auch ansehen. Lassen sie uns zuerst einige von den fehlerhaften und unrichtigen Ansichten nehmen, so werden wir nachher bey den wahren und richtigen mit soviel mehr Vergnügen verweilen. —

Das ist 1) eine den Ansichten und der Denkungsart des Apostels gerade entgegenstehende Ansicht, wenn man sich das Amt des Lehrers als etwas Lästiges, als etwas Beschwerliches vorstellt. Nie, nie wollen wir der Stimme

solcher Gehör geben, die uns die Arbeit, die uns die Mühe, die man dabey habe, nicht genug herauszustreichen wissen. Nein, wir sind nicht Lohnknechte, wir sehen uns nicht als zur Arbeit Verurtheilte an; wir schämen uns für die, die unsre Mitbrüder seyn sollen, und solche niedrige und unwürdige Vorstellungen haben, die solche unanständige Ausdrücke sich erlauben. Es geht uns mit unserm Amte, wie einst ein vernünftiger Landmann von den Kindern zu sagen pflegte: „die Kinder werden einem das, wofür man sie hat; „wem sie eine Last sind, dem werden sie eine Last, und er „verdienet es; und wem sie eine Freude sind, dem werden „sie zur Freude.“ Wem die Arbeit bey seinem Amte eine Last ist, den möchten wir fragen: warum hast du diesen Stand erwählet? Hast du, aus Trägheit, nicht gewußt, daß es bey diesem Stande, wie überall, Arbeit giebt? oder hast du, aus Unverstand nicht gewußt, daß diese Arbeit die Ruhmvollste ist?

Es ist 2) eine falsche Ansicht, wenn man diesen Stand als etwas Verachtetes ansieht. Man beklagt sich immer, daß man nicht genug geehret werde. Und wie Vieles könnte man darauf antworten. Suchest du denn Ehre bey den Menschen? Willst du von denen geehret seyn, die wahrlich nicht im Stande sind, über wahre Ehre und Verdienst abzusprechen? Die wahre Ehre sitzt in unserem Innern. Ehre bey Gott, ist Ehre genug für uns; aber die ist freylich schwerer zu erlangen, als Ehre bey den Menschen. Und warum hat man diese selbst so oft nicht? Weil man auch die nicht einmal verdienet. Ein Mann, der Talente und Kenntnisse, der Klugheit und Rechtschaffenheit, der Arbeitsamkeit und Liebe hat, der ist gewiß allemal geachtet. — Oder noch ein Fehler ist, daß man die Ehre zu sehr gesucht,

und es geht mit der Ehre wie mit dem Schatten: wer ihm nachlauft, vor dem fliehet er, und wer vor ihm flieht, dem folgt er auf der Ferse nach. Wenn du es nicht so sehr merken lieſſeſt, daß du nach Ehre begierig seyeſt, so würde man dich wirklich ehren. Du ſchadeſt dir ſelbſt.

Oder man will 3) das Amt als ein Mittel brauchen um zu gewinnen, und daher dann das Mißvergnügen, wenn es einem dabey nicht gelingt. Daher der irdiſche, unzufriedene Blick auf andere Stände, wo mehr zu gewinnen iſt; daher die niedern und oft ſchändlichen Mittel, die man anwendet, um dieſe Abſicht zu erreichen. Um etwas mehr Geld zu bekommen, lauft man immer von einer Pfründe zu der andern, und was das für einen Eindruck auf die Gemeinde machen muß, und was für einen Begriff ſie von dem Pfarrer und von dem Amte bekommen wird, läßt ſich leicht denken. —

4) Oder man ſucht ſeine eigene Ehre, man ſucht Ruhm und Beyfall. Und was für Wege ſchlägt man alsdann ein? Entweder Schmeicheley, Menſchengefälligkeit; oder man jagt nach einem ſchönen, gefallenden Vortrag, blumichten Phraſen, wo das Herz leer gelaſſen und der wahre Zweck verfehlt wird.

5) Und nur noch eine falſche Anſicht. Man ſieht das Amt für zu leicht an; man macht ein gethanes Werk daraus; man ſchränkt ſich auf den öffentlichen Vortrag ein, und auch da glaubt man, brauche es eben nicht ſo viel, eine Gemeinde über einen gewählten Gegenſtand zu unterhalten; und anſtatt ſelbſt darüber zu denken und zu beten, bedient man ſich gedruckter, oft ſchlechter Hülfsmittel. An weitere Seelſorge, an Fürbitte, an Erbauung, an eigenes Fortſchreiten in der Erkenntniß und in der Kraft der Gottſeligkeit wird wenig gedacht.

Lassen Sie uns nun hingegen sehen, wie der Apostel sein Amt ansieht, und welches dann auch für uns der rechte Gesichtspunkt seyn wird. Wie schäzte er es für das gröste Glück, für die höchste Ehre. Er sagt nicht blos: ich danke Gott dafür, nicht das gewöhnliche Wort, εὐχαριστῶ, sondern, χάριν ἔχω, ich hab' ihm Dank, ich weiß ihm Dank dafür. Er sieht auf den Herrn, dem er die Ehre hat zu dienen; auf die Würde des Amtes, da er ihm anvertrauet, Gottes Mitarbeiter, Gottes Gehülfe zu seyn, Seelen ihm zuzuweisen, sie auf den rechten Weg zu ihrem wahren und ewigen Glücke zu leiten. Wie fallen da mit Einemmale alle die falschen, die niedrigen, die unwürdigen Vorstellungen weg! Wie sieht man es aus einem ganz andern, aus einem erhabnern Gesichtspunkt an! Man freuet sich, ein Diener des Evangeliums seyn zu dürfen; man wünscht nur, diesem Beruf auch würdig vorstehen zu können. — Aber wie fällt auch alles Lästige, alles Unangenehme weg, sobald man denkt wie der Apostel, ἐνδυναμώσαντί με, der mich stark gemacht hat.

Ein Grundzug in dem Character des Dieners des Evangeliums, die Demuth. Man glaubt, man fühlt daß man Kraft nöthig hat; aber man findet keine in sich selbst. Ach! Aufgeblasenheit, Selbstgefälligkeit, Selbstgenügsamkeit, ist der gefährlichste Feind für den Lehrer; er hindert ihn an Allem. — Aber welchen Muth und Freudigkeit, welche Kraft und Stärke giebt das! Man weißt und erfährt es, daß der Herr sie geben kann, und gewiß giebt. Mit diesem demüthigen Vertrauen: wie freudig arbeitet man, da man nicht aus eigner Kraft wirkt, sondern mit beständiger Hinsicht auf den, der es uns geheissen hat, und der uns tüchtig macht zu Allem wozu Er uns sendet. Auch, der Ausdruck

des Apostels, „der mich treu geachtet hat," ist so wichtig. Unser Amt erfordert Treue. Treue in den Grundsätzen, in den Gesinnungen. Man muß einmal einen sichern, vesten Grund haben, wissen was man glaubt, und warum man es glaubt; daß man sich nicht von allerley Wind der Lehre hin und her treiben lasse. Eben darum ist man so oft jedem seichten Schwätzer, jeder scheinbaren Aufklärung, jeder gefährlichen Neuerungssucht Preis gegeben. Unsre Erkenntniß, unsre Ueberzeugung muß aus dem Worte Gottes herkommen, und muß sich an unserem eigenen Herzen, und an unsrer Erfahrung bewiesen haben. Wenn man einmal sagen kann: ich weiß was ich bedurft habe zur Beruhigung für mein Gewissen, zur Erneuerung und Besserung meines Sinnes, zur Kraft zu dem Guten, und zur Freudigkeit auf den Tag der Ewigkeit: dann wird man nicht mehr aus seiner Feste bewegt; nur das giebt dann Männer, die treu seyn können. — Aber man muß auch treu seyn in dem Aeusseren, in der Arbeit, in der Ausübung seiner Pflichten, was man Unverdrossenheit heißt, unermüdeten Ernst und Eifer. Wenn man einmal sich das Ziel vorgesetzt hat, so verliert man es nicht mehr so leicht aus den Augen; man geht demselben mit Ueberwindung aller Hindernisse muthig zu. O, daß der Herr uns auch dafür kenne, daß wir treu seyn werden, daß wir treu seyen. — Was wir noch vorzüglich merken wollen, um unser Amt aus dem rechten Gesichtspunkt anzusehen, ist das, was der Apostel noch sagt: unser Herr Christus Jesus hat mich in das Amt gesetzt. Das ists, wovon wir müssen versichert seyn. Er hat uns darein gesetzt; wir sind nicht selbst gelaufen; wir haben uns nicht darein gedrängt; wir sehen, wir verehren seine Hand in Allem, in unsrer ganzen Führung, und darum

sind wir einerseits so vergnügt und zufrieden, wo Er uns hinstellt, andrerseits so fest und getrost; wo Er uns hinstellt, da wird Er mit uns seyn, uns stärken, und uns helfen den Endzweck erreichen, den Er selbst sich vorgesetzt hat. Aber dann muß man auch erst mit ihm in Verbindung stehen, sich ihm ergeben haben; wie könnte man auch sonst auf ihn vertrauen, sich als seinen Knecht ansehen? Welche Würde und welche Kraft hingegen giebt es, wenn man denken darf: ich bin ein Knecht Christi, ich handle in seinem Namen, in seiner Kraft, unter seiner Leitung! Wird es uns mehr antreiben zu Sorgfalt und Eifer, oder mehr erheben zu Muth und Freudigkeit? Wie gewiß wird Er uns in Allem beystehen, wie selig wird Er uns für Alles belohnen!

Das, meine theuerste und wertheste Herren Amtsbrüder! müsse unsere angelegenste Bemühung, das unser seliges Loos seyn, in Zeit und in Ewigkeit! —

Synodal-Rede,

gehalten den 7. July 1807.

P. P.

Lassen Sie mich diesen feyerlichen Actum mit einem einfältigen, herzlichen Ermunterungs-Wort anfangen. Nur Ein Wort, nur Einen Gedanken, der mir so wichtig ist, der mir so oft wohl, und so oft schwer macht; der mich so oft ermuntert, und so oft beschämt. Möchte ich ihn auch Ihnen, die Sie mit mir den gleichen Beruf haben, recht

an Ihr Herz legen können! Die Wirksamkeit nämlich des Predigtamtes, die Wirksamkeit des Lehrers, des Predigers. Es wäre doch traurig, wenn wir in unserm Leben, wenn wir in unserm Amte nicht, oder nicht so viel gewirkt hätten, als wir hätten können und sollen; wenn wir am Ende unserer Laufbahn unsern Lohn dahin hätten, und mit unserer Arbeit auch Andern nichts genützt hätten. Wie wichtig, Meine Theuerste Herren Amtsbrüder, ist dieser Gedanke für uns! Es ist von dem alten Johann Valentin Andreä an, von dem berühmten Spalding, von dem Ehrwürdigen Bischoff Pontopidan, von Herder, Heilmann, Niemeyer, Nösselt, Leß, Hugo Blair, Sailer und so vielen Andern, so Vieles über die Nutzbarkeit des Predigtamtes; über die Wirksamkeit desselben; über die Mittel, und warum das Lehramt nicht mehr auf die Sittlichkeit wirke, geschrieben worden, daß dieses schon einen starken Beweis abgiebt, wie wichtig dieses Thema sey, da es so viele berühmte Männer beschäftiget hat. — Ich werde weder eine weitläufige, noch viel weniger eine gelehrte Abhandlung darüber machen. Nur einige der brauchbarsten Hauptgedanken laßt uns zu unsrer Erbauung daraus nehmen.

Ein jeder Mensch muß wirken, das liegt in seiner Natur und in seiner Bestimmung. Wenn er das nicht thut, so wird er nie, was er nach seiner Anlage seyn kann, und so thut er nicht, was er thun soll; so verfehlt er alles für sich und für diejenigen, mit denen er in einem nähern oder entferntern Verhältniß gestanden hat. Noch vielmehr aber soll der Lehrer, der Prediger wirken, der eigens dazu bestimmt ist. Denken Sie an die Bilder, unter welchen unser Herr unsre Bestimmung vorgestellt hat. Das Salz der Erde, Lichter der Welt, Hirten und Führer, Bischöffe

und Aufseher. Wie weiset das so ganz auf Wirken, auf Einfluß, auf ausgebreiteten, auf kräftigen Einfluß hin, den wir auf Andere haben sollen. Wie würden wir unserer Bestimmung so ganz nicht entsprechen, wenn wir nicht wirkten. Aber was wird dazu erfordert, wenn wir wirken sollen?

1) Wir müssen wirken können, Kräfte, Fähigkeiten haben. Wer sich einem Stande widmet, wer ein Amt annimmt, ohne sichgeprüft zu haben, ob er natürliche Anlage, Geschick dazu habe, der handelt allemal vermessen. — Wer wirken will, muß seine Kräfte und Fähigkeiten angebauet, ausgebildet haben; sie in brauchbaren, und wo möglich, in den brauchbarsten Stand gestellt haben. Eben darum ist dem künftigen Lehrer das Studium der Philosophie so sehr anzurathen, damit es helle in seinem Kopfe, seine Denkkraft geschärft werde, seine Begriffe klar und deutlich werden. Wie kann der Andere leiten, der seinen eigenen Verstand nicht richtig leiten gelernet hat? — Wer Lehrer werden will, muß gesammelt haben, und viel gesammelt haben, einen Vorrath, aus dem er, nach Umständen und Bedürfnißen, hervorlangen könne, die zu seinem Amte erforderlichen Kenntnisse, Lebensweisheit, Menschenkenntniß, Erfahrungen, die ihn am besten lehren werden. — Besonders muß er wahre Gottesfurcht, ächte Frömmigkeit haben, Liebe zu den Seelen, an denen er arbeiten will, Liebe zu dem Herrn, dessen Dienst er sich widmen, dessen Sache er treiben will. — Erst wenn er so ausgerüstet ist, kann er, und wird er wirken; ein solcher ist dann ein brauchbares Werkzeug, durch das der Herr wirken kann, und gewiß auch wirken wird.

2) Aber wir müssen auch wirken wollen, Neigung, Trieb, Eifer haben. Und das werden wir gewiß haben,

wenn wir an den Herrn denken. Ihm möchten wir Seelen zuführen; in seine wohlthätige, Menschen liebende Absichten auch eintreten; die Liebe, die er uns erwiesen hat, auch Andern anrühmen. — Oder, wenn wir an die Seelen denken. O! es drückt uns oft schmerzlich, daß so Viele auf dem Irrwege, auf dem Wege zum Verderben sich befinden; wie gerne werden wir das Unsrige beytragen sie zu retten. — Oder wenn wir an uns selbst denken. Wir möchten gerne, nach einer treu und eifrig gethanen Arbeit, einst einen ruhigen Feyerabend, eine freudige Verantwortung haben. Sie kommt in alleweg, aber ach Gott, wie ungleich! — Wenn wir an die kurze und ungewisse Zeit denken, in welcher wir arbeiten können. Auch uns gilt das Wort des Erlösers: wirket, weil es Tag ist, es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann. — Nur wer dieß alles vergessen kann, oder wer es nicht glaubt, nicht fühlt, der kann träge oder nachlässig seyn in dem Werke des Herrn.

3) Und wie müssen wir, wie können wir wirken? O nur nicht, W. F., nur nicht auf die unrechte Weise, nicht Nebensachen, nicht allotria treiben, sondern das, was wir thun sollen. Man sieht leider so oft Männer von Talenten, von vielen Kenntnißen, von ungemeiner Thätigkeit, die brauchbar und nützlich sind, die in gewisser Absicht groß sind; nur in dem, was sie eigentlich seyn und thun sollten, sind sie am wenigsten. Wir verachten so manche andere Sache gewiß nicht, auch nicht ihren Einfluß auf Menschenwohl; aber wozu wir als Geistliche, als Seelsorger berufen sind, soll und muß immer unser Hauptaugenmerk seyn. Wenn je das dic cur hic? gilt, so ist es für uns Prediger. — Wie können wir dann wirken? Gewiß auf vielerley Weise. Selbst schon stillschweigend, durch

unser Beyspiel, durch unsre Lebensweise, durch unsern Wandel. Man sieht auf uns, die Einen, um uns nachzuahmen, die Andern um sich durch unser Beyspiel zu entschuldigen. Man muß uns dürfen nachahmen. — Wir wirken durch Worte, Lehren, Ermahnungen, öffentlich und privatim; sie sollen allemal so sanft und liebreich, als ernsthaft und belehrend, immer voll Salbung und Kraft seyn. Wir werden wirken, wenn wir auf uns selbst wirken; so wie wir für uns zunehmen, so können, und so werden wir auch Andern so viel nützlicher werden.

4) Woran erkennen wir, daß wir wirken, und den Grad unsrer Wirksamkeit? Nicht allemal an dem Beyfall; dieser ist unsicher. Wenn man uns lobt, so wollen wir uns fragen: verstehen die es auch, die uns loben? und verdienen wir ihr Lob? Wenn uns der Beyfall mangelt, so wollen wir freylich nicht gleichgültig dagegen seyn; aber uns fragen: woher es kommen mag, uns dadurch anspornen, aber nicht muthlos machen lassen. —

Besser erkennen wir es an dem Zeugniß unsers Gewissens. Wir kennen uns doch allemal selbst am besten, wenn wir nur wollen redlich seyn. Jeder Prediger weißt doch am besten, welche Predigt seine beste gewesen, an welche er am meisten Arbeit gewendet habe, welche am meisten auf ihn selbst gewirkt, über welche er am meisten gebetet habe. — Wir erkennen es an der Freudigkeit unsers Herzens vor Gott, wenn wir uns auf ihn berufen dürfen, daß wir mit Gott wohlgefälliger Einfalt und Lauterkeit gewandelt haben. Das kann dann auch nie ganz ohne Wirkung bleiben. — Oft läßt es uns der Herr auch zufällig sehen, oft auch da, wo wir es am wenigsten vermuthet hätten. Verzagen Sie doch nie, meine Theuerste Herren

Brüder! unsere redliche Arbeit ist gewiß nicht vergebens in dem Herrn, es wirkt gewiß mehr, als man denkt.

Und nun lassen Sie uns die Anwendung auf uns selbst machen, uns prüfen, ob wir auch so wirken können, und wirken wollen? Entweder muß das Bewußtseyn bey uns seyn: „ja, so habe ich gesammelt, und suche mich immer noch mehr in den Stand zu stellen, recht viel wirken zu können; und so ist es mein tägliches Bestreben, und meine Lust, wenn ich etwas für meinen Herrn thun kann.“ — Oder wir müssen den redlichen Vorsatz haben: so will ich auch suchen zu wirken, aus Schlummer und Saumseligkeit mich aufraffen, und auch noch suchen mein Tagewerk zu vollenden. Werden wir einst, Freunde, Brüder! die wir jetzt freundschaftlich versammelt sind, uns gegenseitig zu ermuntern, aber die wir heute wieder von einander abtreten, und ein Jeder wieder in seinen eigenen Wirkungskreis zurückkehrt, werden wir einst auch so ruhig hinüber gehen, und den Beyfall unsers Herrn, und den Lohn für das, was wir hier gewirkt haben, aus seiner vergeltenden Hand empfangen? Der Gedanke an diesen seligsten Augenblick müsse uns stets ermuntern, und dann werde uns dieses Glück einst Allen auch zu Theil!

Synodal-Rede,

gehalten den 17. July 1810.

Hochgeachte,
Hochwürdige, Hochgelehrte Herren!

Der Zweck einer kurzen Anrede, die ich die Ehre haben soll, an Sie, verehrteste Herren Amtsbrüder, zu thun, ist: Ihnen und mir ein Wort der Ermunterung zu sagen, dazu uns die Wichtigkeit unseres Amtes, die Heiligkeit unserer Pflichten, und die unendliche Verschiedenheit des Erfolges, je nachdem wir sie verrichten, Stoff genug an die Hand giebt. Wenn ich doch, statt meiner schwachen Anrede, dieses unser Versammlungs-Zimmer mit emblematischen Gemählden ausgezieret wünschen könnte, deren entzückender Anblick eine stärkere Wirkung auf uns machen müßte, als matte Worte es nicht thun können! Alle müßten uns den Werth, das Verdienst des Geistlichen, lebhaft darstellen. — Da würde der Prediger in einem Moment seiner thätigsten Arbeit vorgestellt; dort müßte der Augenblick seiner reinsten, feurigsten Andacht, im Gebet, oder in der Betrachtung aufgefaßt werden; in einer langen Reihen-Folge würden die vielfachen Wirkungen der Arbeiten des Geistlichen, wie sie sich in den verschiedenen Situationen des Lebens äusserten, schön geschildert werden; ein Jüngling, der einer schweren Versuchung widersteht, weil er sich der guten Lehren und Ermahnungen seines ehemaligen Lehrers erinnert; ein glückliches Ehepaar, das in vergnügter Eintracht lebt, weil die christlich guten Grundsätze und Gesinnungen bey ihnen herrschend geblieben sind, die sie ihrem

frommen Pfarrer und seinem weisen Unterricht verdanken; ein Leidender, dem ein Trostspruch auf Gottes Zusage gegründet, aus dem Munde seines Seelsorgers, Labung und Stärkung giebt; ein Sterbender, der mit einem heitern Blick gen Himmel und auf seinen Heiland sieht, den er von langem her, aus den evangelischen Vorträgen seines Lehrers, kennen und lieben gelernet hat. Und wenn uns dann noch, in einer möglichst würdigen Vorstellung, der Himmel geöffnet, und uns von daher der tausendfache Dank entgegen schallte, der dem Lehrer gebracht wird: Heil sey dir, denn du hast das Leben, die Seele mir gerettet!

Doch verehrteste Mitbrüder! wenn uns der redende Grabstichel eines Chodowiecky, oder der belebende Pinsel eines andern Seelen-Mahlers, abgeht: so wollen wir mit unserer Einbildungskraft, mit unserm Verstand, und mit unserm Herzen, uns das Ideal eines achtungswürdigen Geistlichen suchen, so gut als uns möglich ist, vorzustellen. Ich will Ihnen also etwas Weniges über den Werth, über das Verdienst des Geistlichen vorlegen. Und o! könnte ich es so, daß in dem Einen von uns der feurige Wunsch entstünde: ja, dem will ich auch nachstreben; der Andere mit Freudigkeit seines Gewissens vor Gott sagte: dem strebe ich schon immer nach; und ach! daß Keiner sagen müßte: nein, den Werth, das Verdienst habe ich noch nicht! Aber ermuntern wollen wir uns Alle, das ins Aug zu fassen, und dem zu suchen immer näher zu kommen. — Darf ich Ihnen, verehrteste Herren Amtsbrüder! ein Buch anführen, das so richtige Begriffe und so schickliche Anwendungen von dem Verdienste enthält; ein altes Buch, das aber nicht veraltert ist; ein Buch, das einen bleibenden Werth und ein wahres Verdienst hat; es ist Thomas Abts Buch

vom Verdienste, das gewiß jedem, der es in succum et sanguinem zu verwandeln sucht, für seine Mühe reichlich belohnt. Es sind viele Jahre, daß ich es das letzte mal gelesen habe, aber ich glaube, daß ich ihm noch jetzt manche Idee zu verdanken habe.

Man hört so oft und so häufig darüber klagen, daß der Stand der Geistlichen, oder diese und jene Geistlichen insbesondere, verachtet werden. Daß diese Klagen nicht ohne Grund seyen, ist ausser allem Zweifel; man sieht und hört es laut genug; aber ob diese Verachtung begründet, oder unbegründet sey, das ist eine andere Frage. Zu verschiedenen Zeiten hat man die Ursachen dieser Verachtung auch verschieden angegeben. Zur Zeit der Reformation hat man über die Unwissenheit und Unsittlichkeit der Geistlichkeit am meisten geklagt. Heut zu Tage nimmt man, ausser den Sitten der Geistlichen, auch noch die Nothwendigkeit und die Nutzbarkeit des Predigtamtes überhaupt in Anspruch. Daß es gewissen Leuten überflüßig und gleichgültig sey, ist aus leicht zu errathenden Gründen auch leicht zu begreifen. Aber, wenn ein Stand wirklich und in sich entbehrlich oder unnütz ist, dann würde er auch in der That wenig oder keine Achtung verdienen. Es ist also der Mühe werth, zu untersuchen, ob denn, und was der Geistliche für ein Verdienst, für einen Werth habe? Nicht in der Absicht, unsere Rechte zu vertheidigen: sie können und sie müssen sich selbst vertheidigen; auch nicht, um Achtung und Beyfall für uns zu erzwingen; nein! wir sollen auf Gott sehen, und nicht auf Menschen; sondern in der Absicht, um uns das hohe Ziel vorzustellen, zu dem wir emporstreben sollen.

Was nun eigentlich zuerst und allemal zu dem Verdienste erfordert wird, sind gewisse Kräfte, Anlagen, Fähigkeiten.

Ich weiß wohl, daß das noch nicht an sich ein Verdienst ist, sondern eine Gabe der Natur, und der Mangel dieser Kräfte kann Niemandem zu einem Vorwurf gemacht werden; aber es muß doch etwas da seyn, das man brauchen, womit man wuchern könne, wenn man sich um Andere verdient machen will. — Es giebt Berufs- und Lebens-Arten, wo die körperlichen Kräfte die Hauptsache, und so zu sagen allein schon hinreichend sind; bey Andern hingegen kommt es mehr und beynahe einzig auf die Geistes-kräfte an. — Bey dem Geistlichen können wir fordern, daß er wenigstens nichts Körperliches habe, was ihn zu seinem Beruf untüchtig machen, oder ihn merklich darin hindern würde, sey es eine wirklich fehlerhafte Anlage, oder Abgang und Mangel der nöthigen Kräfte. — Selbst ein gutes, vortheilhaftes Aeussere, empfiehlt, und trägt zum mehrern Wirken und Nützen oft Vieles bey. Doch ist das Hauptsächlichste bey dem Geistlichen, die Geisteskräfte; denn diese haben den meisten Einfluß auf seinen Beruf. Und hier ist es doch wohl auch nicht zu viel, wenn man sagt, der Geistliche sollte sich doch etwas über das Alltägliche, über das Gemeine erheben. Wer nur ganz gemeine Gaben hat, der sieht ja, daß er dazu bestimmt ist, sich von Andern lehren und führen zu lassen, und sich's nicht anzumassen, Andere lehren und führen zu wollen. Die Anbauung, die Ausbildung der Anlagen und der Kräfte, die man entweder fleißig üben, oder aber vernachläßigen und versäumen kann, und dadurch man sich mehr oder weniger tüchtig macht, nützlich zu werden, gränzt dann schon näher an das Verdienst selbst.

Doch wir wollen dieses nur als etwas Vorläufiges ansehen, als Stoff der uns gegeben ist, und den wir nun

verarbeiten; Kraft, die wir nun anwenden müssen, wenn es uns einen Werth geben, wenn ein Verdienst dabey auf unsere Rechnung kommen soll. Also gehört wesentlich zu dem Verdienste: Thätigkeit, und wir können einem Manne, bey welchem wir diese Thätigkeit, dieses rastlose, edle Streben finden, seine Kräfte, seine Talente anzuwenden, das Verdienst nicht absprechen; und je thätiger und eifriger wir ihn finden, desto Verdienstvoller müssen wir ihn achten. Und bey dem Geistlichen, wie sehr entscheidet das seinen Werth! Wie innigst wehe muß es uns thun, wenn wir ihn entweder in einer trägen Unthätigkeit sehen, sehen wie er nur eine behagliche Ruhe liebet und sucht, sich einem sträflichen Müssiggang ergiebt; oder was eben so schädlich ist, sich mit andern Sachen abgiebt, — was das französische Wort so artig ausdrückt: il ne fait pas rien, mais il fait des rien. Und alles was nicht in sein Amt, in seinen Beruf einschlägt, ist unter seiner Würde, ist unnütze, ist sündliche Anwendung seiner Kräfte. Laßt ihn noch so geschickt seyn in manchen Dingen: wenn nicht seine Gemeinde dadurch gebessert, wenn er nicht dadurch tüchtiger wird zur Führung seines Amtes, so ist es wahrer Zeitverlust, und seine Geschicklichkeit gereicht ihm zur Schande. Ich weiß nicht, ob der träge, der müssige Geistliche, oder der sich auf Nebensachen legt, strafbarer ist; Müssiggang lähmt und tödtet die Kräfte; Nebenbeschäftigungen zerstreuen dieselben; solche Lieblingsgegenstände ziehen an, fesseln, verdrängen den Geschmack an allem Andern, und so gehen auf die eine Weise wie auf die andere die Kräfte und die Thätigkeit für die Hauptsache verloren. Und doch sieht man so viele Geistliche, die bey allem lieber als bey ihrem Studieren, in allem geschickter als in ihrem Predigen sind. — Doch lassen Sie

uns lieber einen Blick auf den thätigen Geistlichen thun. Er lebt ganz seinem Amte; er verwendet sich ganz seinen Geschäften; er schonet sich nicht; er sparet weder Zeit noch Kräfte; ihr findet ihn nie müssig; selbst seine Erholungsstunden weißt er in Verbindung zu setzen mit seiner Hauptsache; und so viel ihr auch von seiner Thätigkeit sehet, so ist das noch nicht einmal das Wesentlichste; denn er arbeitet nicht nur, sondern er denkt immer, wie er es auf das zweckmäßigste thun könne; er sinnet darauf, was seine Zuhörer bedürfen, wie er ihnen beykommen könne, was er ausgerichtet habe; es ist ihm nicht genug, die Arbeit gethan zu haben; er will wissen, ob die Arbeit, und was sie gewirkt habe. Selbst Alter, oder ungünstige Umstände die eintreten, Undank, verkannt seyn, wenig Frucht von seiner Arbeit sehen, kann ihn in seinem Eifer nicht hemmen; leben und wirken sind ihm gleichbedeutende Worte.

Freylich könnte man dem Manne von einer solchen Thätigkeit, das Verdienst überhaupt nicht absprechen; aber doch kommt es dabey noch auf die Absicht an, die er dabey hat. Er muß nicht gezwungen, er muß aus eigner Entschließung handeln, und seine Absichten müssen rein seyn. Nicht die Größe, nicht das Glänzende einer That, sondern die reinste, edelste Absicht, giebt ihr einen wahren Werth. Und bey dem Geistlichen kommt dieses besonders in Anschlag, wenn er den Namen eines Mannes von Verstande mit Recht bekommen soll. Ach! wie Schade, daß oft Männer, die die nächsten Ansprüche auf Verdienst hätten, solche verlieren, sobald wir auf die Triebfeder sehen, die ihre Thätigkeit, die Anwendung ihrer großen Talente und Kenntnisse in Bewegung gesetzt hat: um Beyfall zu erhalten, um berühmt zu werden, oder noch geringer, um Lohn oder Vor-

theile zu gewinnen. Der Erlöser hat solchen das Urtheil schon längst gesprochen: wahrlich sie haben ihren Lohn dahin. Und eben so wenig können wir denen einigen Werth, einiges Verdienst zuerkennen, die ihre Amtsverrichtungen so mechanisch verrichten, daß sie gar keine weitere Absicht dabey zu haben scheinen, als ein gethanes Werk daraus zu machen. Eine unglückliche Menschenklasse, die sich nicht weder bis zu eigenem vernünftigem Denken, noch bis zu seinem religiösen Gefühl erheben kann oder will! —

Die reinste, edelste Absicht muß also unsrer Thätigkeit, jeder unserer Arbeiten zum Grunde liegen: der Wunsch, Andern nützlich zu werden; oder Wohlwollen, vernünftiges, auf einen großen, würdigen Zweck gerichtetes Wohlwollen gegen Alle. Und wenn dieses Wohlwollen rein, uneigennützig, allumfassend, dauerhaft seyn soll, so muß es aus einer tiefen Quelle entsprungen seyn, aus einer wahren, reinen Liebe Gottes. So lange der Prediger diese nicht hat, so ist er todt; wenn diese ihn belebt, dann treibt, und dann stärkt sie ihn zur treuesten Pflichterfüllung; er sieht Gott als seinen Herrn an, dem er allein gefallen, dem er gerne treu und eifrig dienen möchte, der ihm das Wichtigste befohlen, das Größte anvertrauet hat; er möchte ihn den Menschen, seinen Brüdern bekannt machen, als die Liebe, der sie Alle liebet; er möchte ihnen gerne den Weg zeigen, zu ihm zu kommen durch Jesum Christum, der uns diese Liebe Gottes gezeiget, der uns seine Gnade und das kindliche Zutrauen zu derselben wieder geschenket hat; er möchte ihnen gerne die Liebe Jesu Christi bekannt machen, der so Vieles für uns gethan hat; ihnen zeigen, wie sie durch ihn von Sünde und Elend befreyet, von ihrer Verdorbenheit gereiniget, wieder zu weisen, frommen, glücklichen

Menschen gemacht, und zu einem vollkommenen Glück in jener Welt zubereitet werden, wenn sie sich ihm, und der Führung seines Geistes übergeben.

Es ist reines, warmes Wohlwollen gegen die Menschen, in denen der Prediger vernünftige, zu einer, ihrer Natur und ihrer Würde angemessenen, Glückseligkeit bestimmte Geschöpfe sieht, unsterbliche Seelen, die einer ewigen Welt entgegen gehen, wo ihr Schicksal so höchst verschieden ausfallen wird. Er fühlt sich berufen, sie auf den rechten Weg zu weisen. Man darf nur auf diesen einzigen Punkt der Verrichtungen des Geistlichen hindeuten, so begreift man leicht, mit welchem wehmüthigen Mitleiden er die Einen sehen wird; mit welcher Freude er das Glück der Andern mit ihnen theilt; mit welcher Sorgfalt und Klugheit, mit welchem Ernst und mit welchem Eifer er an Allen arbeiten wird. — Und der Mann sollte keine Verdienste um die Menschen haben?? Wo Kräfte sind, und Thätigkeit, dieselben zum Nutzen der Andern anzuwenden, das ist wahres Verdienst; Verdienst, das von allem Urtheil der Menschen unabhängig ist, das uns nie kann geraubt werden; Verdienst, das sich gewiß belohnen wird. Das ist der Begriff, den wir uns von dem Verdienst an sich und überhaupt machen; die Größe aber des Verdienstes kann dann sehr verschieden seyn: intensive und extensive, je nachdem man mehr Ernst und Eifer und Liebe zeiget, seine Kräfte zum Wohl der Andern anzuwenden. Mit je mehr Mühe und Anstrengung und Aufopferung ein Geschäft verbunden ist, desto größer ist das innere Verdienst, desto mehr Werth legen wir dem Manne bey, der es verrichtet; und je wichtiger der Zweck ist, an dem man arbeitet, und je Mehrere Theil daran nehmen können, je größer die Anzahl derer ist,

auf die man wirken kann, desto größer wird dadurch das äussere Verdienst, und desto mehr verdient derjenige Dank, dem so Viele ihr Wohl schuldig sind. — Wenn nun der Geistliche diese unermüdete Thätigkeit und dieses warme Wohlwollen hat, und o, laßt uns den Namen desjenigen nicht aussprechen, dem dieses mangeln sollte! wenn bey dem Amte des Geistlichen, mühsame Arbeit, viele Anstrengung und Aufopferung vorkommt, und wer kann hieran zweifeln, der die Lage eines jeden würdigen Geistlichen kennt? kann man dann dem Geistlichen, der es in der That ist, seinen innern Werth, das wahre Verdienst absprechen? Und was ist wohl wichtiger und größer, als das geistliche und ewige Wohl der Menschen? Welchen entschiedenen Einfluß hat die Bildung der Menschen, auf ihre Sittlichkeit, auf ihre Gemüthsruhe, und auf das allgemeine Wohl? Und unter wie vielen Situationen und Auftritten des Lebens, hat der Geistliche mit seinen Brüdern zu thun, und auf wie Viele kann er wirken; von dem zarten Kinde an, dem er mit geschickter Hand den Saamen der Gottesfurcht, unter dem Vehicul der anmuthigen Geschichte, weiß in das weiche Herz auszustreuen, und die ersten, bleibenden Jugendeindrücke, schon für das Gute zu gewinnen, bis auf den Sterbenden, dem er seinen Ueberschritt in jene Welt aus dem rechten Gesichtspunkte zeigt, um ihm denselben zu erleichtern! Wer will die Summe des Guten berechnen? Doch es wäre überflüssig, wenn ich nur Ein Wort noch hinzuthun wollte, um das Verdienst des Geistlichen zu behaupten.

Aber das muß ich noch thun, Sie meine theuerste und wertheste Herren Amtsbrüder! bitten, und bey der Heiligkeit unsers Amtes beschwören, daß wir uns selbst, ein jeder auf sein Gewissen vor Gott fragen: hab' ich dieses Verdienst?

So gewiß und unwidersprechlich das Verdienst des Geistlichen ist, so gewiß hat der kein Verdienst, dem die Requisita dazu fehlen. Erbetteln wollen wir's nicht, erzwingen können wir es nicht; es muß erworben seyn! Aber hängt davon nicht unser ganzer, wahrer Werth ab? Ist nicht der Nutzen, oder der Schaden, den wir stiften, unübersehbar groß? Haben wir nicht entweder Gottes gewissen Beyfall, oder sein eben so gewisses, gerechtes Mißfallen zu erwarten? Ja, unser Glück für Zeit und Ewigkeit hängt hieran. Der Herr lege es uns Allen recht nahe ans Herz! —

Periode S. A°

1. 17. 1745.

2. 38. 1767.

3. 87. 1775.

4. 143. 1795.

185 1815 1 Jän.

207. " " 1 Nov.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stähelin, Peter

Leben und Wirken Peter Stähelins, Hochwürdigen Herrn Antistes der evangelischen Geistlichkeit des Kantons St. Gallen nebst einem Anhange von einigen Predigten und Synodalreden

St. Gallen 1816

Biogr. 1114 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067091-2